Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek der classischen Romane aller Nationen.

Hundertvierzigster bis vierundvierzigster Band.

Enthält:

Das Fideicommiß.

Fünfter bis letzter Theil.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

Arnold's Buchdruckerei.

Das Fideicommiß.

Von

Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen.

Mit dem Porträt der Verfasserin.

Fünfter bis letzter Theil.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

Erstes Kapitel.

Als der Lieutenant am andern Morgen in das Frühstückzimmer trat, wohin sich Isabelle zeitiger, als gewöhnlich begeben hatte, schien er selbst ein nicht unwürdiger Repräsentant des Nebenbuhlers zu seyn, den er am Abend vorher kennen gelernt hatte. Richard hatte aber auch in der ganzen langen Nacht kein Auge zugethan.

Der wunderliche Einfall konnte als ein schlechter Witz angesehen werden; und wie gerne hätte er ihn nicht als solchen angesehen, wenn sich nicht eine Menge nur zu deutlicher Umstände seinem Sinne aufgedrungen hätten! Warum ging sie beständig in den geheimnißvollen rothen Shawl gehüllt? warum erbleichte ihre Wange bisweilen wie an jenem Ballabend bis zur Farbe des Todes? warum bebten oft ihre Lippen, wenn die weißen Zähne darauf drückten, als wollten sie einen Schmerzenslaut bekämpfen? warum lag sie so gerne und lange im Bette? Es wollte gar kein Ende nehmen mit Richards „warum"? Aber wenn sie nun also krank war, was war es denn für eine sonderbare Art Krankheit, die ihr in der Gesellschaft zu leben und sie zu genießen erlaubte? Es war nicht die Lungenschwindsucht, das war klar, denn Isabelle hustete nie, auch sah man keine gefährlichen rothen Flecke auf ihren Wangen. Im Gegentheile, ihre Gesundheit schien stets gleich gut, ihr Teint behielt seine blassen Blumen, ihre Stirne

die stete weiße Klarheit. Das Fleisch fiel nicht ab, sie klagte nicht, sie schien nicht zu leiden; und doch war es nicht, wie es seyn sollte, darauf wollte Richard sterben. Der schwarze Glanz im Auge hatte ihn immer gepeinigt; wenn er sich zeigte, dann war Isabelle sich selbst nicht gleich.

Welche Qualen litt Richard nicht in dieser Nacht! Sobald er die Augen schloß, war es weder er selbst noch Graf M—, der Isabellens holde Gestalt umschlang: es war der Knochenmann, der sie zwischen seine magern Arme drückte, der sie an seine leere Brust preßte, der seinen hohlen Mund auf ihre frischen warmen Lippen legte. Der Angstschweiß perlte Richard von der Stirne. Dieser Rival, an den er nie gedacht hatte, und den Isabelle grausam genug gewesen war, selbst ihm zu zeigen — gewiß, damit er einsehen sollte, wie fruchtlos es sey, zu lieben — gerade dieser Nebenbuhler steigerte sein ruhiges, schönes Gefühl zur verheerenden Leidenschaft. War es nicht möglich, mit ihm zu kämpfen? War es unmöglich, sie der kalten Umarmung zu entreißen? Unruhig warf er sich hin und her, und um seine Pein noch zu vermehren, wollte es heute Nacht in seinem Flügel, wo Klas Malchus' Zimmer waren, nicht stille werden. Der Baron pflegte sich stets Abends, wenn er vom Souper herabkam, an sein Instrument zu setzen; und dann, wenn, wie er glaubte, kein Ohr ihn hörte, athmete er Alles aus, was in seiner Seele lebte. Klas Malchus verschmähte es, in solchen Stunden die Kompositionen Anderer zu spielen: er lebte in seinen eigenen, und wenn er einmal in diese hineingekommen war, konnte er mehrere Stunden am Klaviere sitzen, ohne mit einem Gedanken an das Dahinschreiten der Zeit zu denken. Jeder Laut wurde jedoch bei Richard gehört; und kein Abend verging, wo der Lieutenant nicht von Klas Malchus reichen und schönen Melodieen in Schlaf gelullt wurde. Bisher waren ihm diese Serenaden ein wahrer Genuß gewesen, den er hingenom-

men hatte, ohne seinem sonderbaren Vetter dafür zu danken, denn in dem Falle wäre dieser ohne Zweifel stille geworden; aber in dieser Nacht wurden die Töne, die Klas Malchus hervorlockte, von Richard nicht verstanden — sie tödteten ihn beinahe. Bei ihrem leisen und wellenähnlichen Säuseln kam es ihm am Ende vor, als ob sich Isabelle mit ihrem stummen Liebhaber in einem luftigen Tanze zu regen beginne, während dessen sie sich allmählig selbst in Luftatome auflöste und bald ganz verwehte.

Am Morgen nach dieser qualvollen Nacht, während welcher Richards junge wilde Phantasie mit seiner Besinnung und seiner Ruhe durchgegangen war, erwachte er matt und verstimmt nach einem kurzen Morgenschlummer. Zum ersten Mal fand er kein Vergnügen daran, sein von Natur so ausgezeichnet schönes Haar zu ordnen — es war schon recht, wie es war — und die Reisekleider schnell um sich werfend, denn er wollte gleich am Morgen nach Tjällstorp hinüber, ging er, wie wir schon gesagt haben, nach dem Zimmer, wo gewöhnlich gefrühstückt wurde.

Gleichsam um jetzt allen seinen Befürchtungen zu spotten, saß Isabelle roth wie eine Rose da; aber die Röthe war nur flüchtig. Sie stand auf, um Richard zu begrüßen. Seine farblose Wange, sein dunkles Auge und dieser nachlässige Anzug, der eine entsprechende Gemüthsbewegung verrieth, machten sichtlich einen schmerzlichen Eindruck auf sie. Richard sagte nur einen erzwungenen guten Morgen und setzte sich dann ganz stille in den Schatten des rothen Fenstervorhangs.

Isabelle trat zu ihm.

„Richard," sprach sie in einem Tone, der nicht aufhören wollte, in seinem Herzen wieder zu klingen, „mein guter Richard, glaubst Du, ich hätte Dir ein solches Vertrauen geschenkt, wenn Deine Freundschaft mir nicht theuer gewesen wäre? Laß mich nie glauben, daß ich Deine Stärke überschätzte! Wenn Du mich lieb

hast, so beweisest Du mir dies am besten dadurch, daß Du mich nie an den gestrigen Abend erinnerst."

Richard hatte nur noch Zeit, ihre Hand hastig an seine Lippen zu drücken. Der Oberst trat ein.

„Sey kein Narr, Richard," rief der Oberst, als er beim ersten Blick seine Vernachlässigungen wahrnahm, „sey kein Narr und nimm Dir die Sache nicht so zu Herzen! Es zeugt von einer Denkungsart, die Dich ehrt, daß Du schon vor dem bloßen Gedanken, Deine hohen Ahnen in ihrer Ruhe zu stören, zurückschauderst; und ich würde der Letzte seyn, der sich über Dein verstörtes Aussehen wunderte, wenn ein solches Unglück eine bestimmte Nothwendigkeit wäre. Aber wie ich Dir schon gestern Abend sagte, ich oder vielmehr Klas Malchus will Deinem Vater die erforderliche Summe mit Vergnügen vorstrecken; denn es wäre ein Skandal, den ich mir gar nicht denken möchte, wenn man die Zerstörung der Gruft gestattete."

Richard, obschon zufrieden mit der Art, wie der Oberst sein Aussehen deutete, konnte doch nicht versprechen, daß sein Vater ein Anlehen auf Tjällstorp aufnehmen würde, um die Gruft zu retten. „Ich zweifle, daß er darauf eingeht, Onkel!"

„Wenn er nur ein Bischen Ehre im Leibe hat, so thut er es!" antwortete der Oberst und wurde roth. „Und ich spreche es offen aus, daß ich für meine Person, obwohl die Sache mich nicht persönlich berührt, doch, sofern der Major mein Schwager ist, mich auf's Höchste unangenehm berührt und verletzt fühlen würde, wenn er sich nicht mit der Achtung, die ein Edelmann seinem Geschlechte schuldig ist, der verwahrlosten Asche seiner Vorfahren annehmen würde!"

Die Sache ward jetzt Baron Klas' Prüfung anheimgestellt; aber zum tiefsten Aerger des Obersten schien Klas Malchus so gleichgültig dabei, als ob es sich noch nie um eine unbedeutendere Sache gehandelt hätte.

„Ich meine,“ sagte er, indem er langsam ein Brödchen nach dem andern verzehrte, „daß das ganz gleich ist! Kann es der Onkel einlösen, nun warum sollte er es nicht thun! Niemand hat ein Recht, sich in die Verwaltung seines Vermögens zu mischen. Wäre aber der Chor mein, so könnten sie immerhin eine Sakristei daraus machen, denn dann wäre es wenigstens zu etwas nütze. Familienbegräbnisse, wie so viele andere hochtrabende Thorheiten, sind mir ein wahrer Ekel!“

„Es führt zu Nichts, mit Klas Malchus über Ehrensachen zu sprechen,“ sagte der Oberst mit einiger Schärfe im Ton: „Ein Jeder hat seinen eigenen Kopf.“

„Ja, Gott sey Dank, daß es so ist!“ versetzte der Baron lakonisch.

Richard reiste ab. Die frische Luft und ein Tag Ruhe in der geliebten Heimath drängten seine wirren Phantasien bald wieder in ruhigere Gränzen. Allmählig begann er sich selbst darüber zu verwundern, daß er seine Seele von einer so ungereimten Thorheit hatte überwältigen lassen. War denn ein augenblicklicher Einfall ein Glaubensartikel; und wäre auch Isabelle, wie ihre Worte am Morgen darauf zu bestätigen schienen, selbst von der Wirklichkeit der Idee überzeugt, die sie ihm beibringen wollte, so war dieß nur eine ihrer unwürdige Schwachheit, da eine solche Sache ganz außer dem Bereich menschlichen Wissens lag. Aber ob sie dieser Schwachheit nun in Folge einer unglücklichen Prophezeihung oder aus einer andern Ursache huldigte, er hielt es auf alle Fälle für eine wahre Pflicht, ihren Geist von allen Gedanken abzuleiten, die einen so sonderbaren und wie er hoffte, falschen Wahn unterhalten konnten. Er erinnerte sich, daß Menschen dadurch, daß sie sich beständig mit einer und derselben Idee beschäftigten, dieselbe endlich zur Wirklichkeit machten; und das Einzige, was Richard unter seinem Reiseleben und den immer wechselnden Bil-

dern desselben fürchtete, war eben dieses Unglück, zu dessen Bekämpfung er aber alle seine Kräfte aufbieten wollte. Ja um ihren Geist von so finstern Vorstellungen zu entfernen, wollte er doppelt liebenswürdig werden, sich doppelt unentbehrlich machen: er wollte das Unmögliche thun, um ... kein Schnellläufer mißt sich je mit der Einbildungskraft des Jünglings, wenn er ihr die Zügel hat schießen lassen: sie geht eben so gut auf einer Bahn durch, die aus zufälligen Kombinationen zusammengesetzt ist, als je auf der großen geraden Heerstraße. Richard wollte sich doppelt liebenswürdig, doppelt unentbehrlich machen. Er wollte das Unmögliche thun, um ihre Liebe zu gewinnen. Er sagte wirklich Liebe; denn von einer geheimen Macht unterstützt, begann er mit lebhafter Beredtsamkeit sich zu überzeugen, daß Isabelle, wenn sie nur erst heiß und lebendig liebte, gewiß alle Gedanken an den Tod aufgeben würde.

Armer Richard! er strengte sich nicht an zu erforschen, wie er wohl den Tod vermögen könnte, alle Gedanken an sie aufzugeben. Nur einige Nebendinge waren es, die ihn beschäftigten, wie zum Beispiel seine Armuth, seine geringe Stellung im Leben u. s. w. Aber diese kleinen Einwürfe ließen sich bald besiegen, wenn er auf der andern Seite seine Verdienste aufmarschiren ließ, denen er ohne sonderliche Eigenliebe einigen Werth beilegen durfte. Wäre Isabelle arm gewesen, so würde es sich vielleicht nicht gethan haben, wenigstens nicht so gut; aber da sie reich wurde, so war nichts einfacher, denn bis zu dem Grade ließ er seine Zaghaftigkeit nicht gehen, daß er nicht die Verbindung auf beiden Seiten für passend hielt.

Noch vor wenig Tagen hatte der Lieutenant ganz anders gedacht; aber seltsam genug — diese Widersprüche im menschlichen Herzen sind zu gewöhnlich, um einer Erläuterung zu bedürfen — sah er jetzt seine früheren vernünftigen Einwürfe nur für Folgen einer ganz unrich-

tigen Auffassung, eines zu weit getriebenen Stolzes an. Ja es waren keine Hindernisse vorhanden, wenn es möglich wurde, Isabellens Herz zu gewinnen. Aber dabei, das fühlte er, mußte er sehr vorsichtig zu Werke gehen, um das gegenwärtige schöne Verhältniß nicht zu zerstören. Je mehr er sich indessen mit diesem gefährlichen Gegenstande beschäftigte, desto leichter und klarer erschien ihm Alles; und glückselig, wie es ein Mensch nur seyn kann, wenn er in Gedanken die Träume durchlebt hat, die er zu verwirklichen hofft, glitt Richard auf seinem leichten Schlitten rasch die Straße dahin. Er fühlte nicht, wie ein scharfer Nordwind über die große Haide fegte, die er passirte; denn er hatte einen solchen Ueberfluß von Wärme in sich, daß ihm der Nord nur wie ein kühlendes Lüftchen vorkam.

Sie sind doch unendlich beneidenswerth diese Träume der jungen Hoffnung! Später träumt der Mensch auch noch, aber nicht so hehr und frei. Es hängt sich dann etwas an seine Flüge, etwas, das gar viele Namen hat; man braucht sie nicht aufzuzählen, denn Jedermann weiß, daß der Magnet, der zu wachen Träumereien hinzieht, der rastloseste Gedanke ist. Aber von all diesen unberechenbaren rastlosen Gedanken ist keiner mit denen des jungen Herzens, der jungen Hoffnung verwandt... Dieser Unterschied tritt zwar nicht mit einem Male so hervor; aber die jungen Gefühle werden leider alt.

Ein paar Tage nachdem Richard Tyringsholm verlassen hatte, kam Graf M— auf Besuch. Die Kammerräthin sowohl als der Oberst und dessen Frau empfingen ihn mit der feinen Artigkeit, welche sie diesem Gaste gemeinschaftlich widmeten; und der Nachtigallsbaß des Obersten schlug die entzückendsten Triller, um die unruhigen Symptome zu verjagen, die der aufmerksame Wirth an dem Grafen zu gewahren meinte, bis endlich spät Isabelle in dem blauen Shawle erschien.

Der Oberst hustete und sah auf die Kammerräthin,

die ihrerseits etwas andächtig zum Himmel auffah. Es war offenbar, daß zwischen den Gedanken der beiden Geschwister eine gewisse Sympathie obwaltete.

„Hat das gnädige Fräulein die vortreffliche Schlittenbahn schon versucht?" fragte der Graf, nachdem einige allgemeine Bemerkungen vorausgegangen waren.

„Ja, ich war gestern ein wenig außen; aber hier wenigstens ist der Schnee so ungleich gefallen, daß der Schlitten da und dort in den Boden einschneidet."

Der Oberst bemerkte ein wenig spitzig, daß man auf einer Fahrt von einigen Büchsenschüssen unmöglich bestimmen könne, wie die Bahn sonst sey.

„Ach!" versetzte Isabelle mit einer Schelmerei, die beinah etwas böse genannt werden konnte, „Papa neckt mich mit meinem Abscheu vor der Kälte! Ich brauche übrigens dem Grafen nicht zu verhehlen, daß ich eine schöne Winterlandschaft lieber durch das Fenster besehe, als in dem besten Schlitten mit den besten Pferden."

„Ich wünschte von Herzen, daß sie den Aerger, den sie mir macht, einmal theuer bezahlen möchte!" dachte der Oberst, und suchte einen Vorwand, um nach dem andern Ende des Saales zu kommen.

„Wenn das gnädige Fräulein nur die Kälte fürchtet," fuhr der Graf lächelnd fort, „so wage ich Sie zu versichern, daß mein Schlitten so gut mit Rennthierfellen versehen ist, daß man beinahe unmöglich frieren kann. Und wenn das Fräulein wirklich eine Winterlandschaft nur durch das Fenster ertragen kann, so können wir sie ja herablassen für den Fall, daß ich so glücklich seyn sollte, das Fräulein überzeugen zu können, daß es nirgends in den Boden einschneidet."

„Welcher Takt, welche Beredtheit!" sagte der Oberst bei sich selbst; aber aus reiner Furcht, die Eigensinnige möchte beim geringsten Wort von seinen Lippen einen neuen Vorwand auffinden, sah sich der Oberst zu seiner höchsten Pein genöthigt, diese Gefühle zurückzuhalten.

Nur durch ein Lächeln der Augen konnte er dem Grafen seine Zufriedenheit ausdrücken.

Isabelle fuhr ungerne mit dem Grafen aus; aber sie wußte, was die Höflichkeit erforderte, und fragte sehr liebenswürdig, wann der Graf ihre Behauptung zu widerlegen gedenke. „Am liebsten gleich jetzt," entgegnete er sichtlich erfreut; denn ich hoffe das gnädige Fräulein dann zu überzeugen, daß eine längere Tour, die ich der Herrschaft auf übermorgen nach Svärdsö vorzuschlagen gedachte, nicht im geringsten beschwerlich seyn dürfte, was die Bahn betrifft."

Der Oberst, der sich jetzt endlich wieder aussprechen durfte, dankte verbindlich in seinem und seiner Familie Namen. Er sey schon so viele Jahre nicht mehr in dem prächtigen Svärdsö gewesen, sagte er, daß es ein wahres Fest für ihn seyn würde, es wieder einmal zu sehen zu bekommen.

„Aber, mein bester Oberst," sagte der Graf lächelnd, „denken Sie sich dabei keine Tyringsholmer Arangements; es kann hier nur von einem einfachen Mittagsessen im Junggesellenstyle die Rede seyn."

Der Oberst dachte: „das Mittagsessen mag seyn wie es will, so sind wir doch einmal auf dem rechten Wege. Entweder hält er heute oder morgen in Svärdsö um sie an. Das gnädige Fräulein hat jetzt so lange gewählt, daß es Zeit ist, eine gescheidte Parthie zu machen, und eine bessere kann sich gar nicht darbieten."

Indessen war Isabelle aufgestanden um sich anzukleiden, während man anspannte. Das Ausfahren wird der Tante recht gut thun!" sagte sie, als ob die Begleitung der artigen Tante etwas sey, das sich von selbst verstehe.

Aber die Kammerräthin, die sonst immer zu allem Ja sagte, äußerte dießmal mit großer Bestimmtheit, daß sie gewiß nicht mitgehe. Sie wundere sich, daß Isabelle es habe vergessen können, daß sie den ganzen Tag über das schmerzlichste Zahnweh gehabt habe.

Isabelle sah nun auf ihre Mutter; und der Graf, zu galant, um zu vergessen, was es hier erforderte, entwickelte ein solches Ueberredungstalent, daß die Baronin nicht umhin konnte, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Bald saßen alle drei in dem bequemen Schlitten, der von zwei feurigen Rappen gezogen wurde. Isabelle liebte die Pferde sehr, sie konnte nicht unterlassen, ihre Schönheit zu rühmen.

„Sie sind in der That ausgezeichnet gut," sagte der Graf, „und falls die Damen einen Morgenbesuch in Tjällstorp machen wollten, so stehe ich dafür, daß wir innerhalb einer und einer halben Stunde dort und wieder in Tyringsholm zurück seyn können."

„Ein sehr angenehmer Vorschlag," bemerkte die Baronin; „aber der Besuch würde, glaube ich, doch etwas kurz ausfallen."

„Wenigstens," entgegnete der Graf, „würde er mir Zeit genug gewähren, um des Majors zu bitten, die Herrschaft nach Svärdsö zu begleiten; und ich wage, eine halbe Stunde Rast zu verbürgen."

„Nicht ganz!" sagte Isabelle. „Erinnern Sie sich, Herr Graf, daß wir wenigstens je fünf Minuten für das Aussteigen und Wiedereinpacken in den Schlitten abziehen müssen; wir dürfen also nur zwanzig Minuten für den Aufenthalt im Hause rechnen. Aber als Vormittagsbesuch läßt sich das schon hören; und jetzt wollen wir sehen, wie der Herr Graf sein Versprechen hält," setzte sie mit einem ermahnenden Blicke hinzu. „Eine Meile in einer halben Stunde — da muß es rasch gehen!"

Der Graf rief dem Kutscher zu, und Isabelle fand ein großes Gefallen an dem bündigen, aber doch freundlichen Tone, womit er sprach: „Pilsson, Du fährst in einer halben Stunde nach Tjällstorp! Ich habe die Uhr in der Hand."

„Sehr wohl, Herr Graf!" antwortete Pilsson.

Und wie ein Blitz ging es dahin. Man sah nur die umherfliegenden Schneeflocken und die schwanken Tannen, in deren Zweigen tausend Edelsteine schimmerten.

„Das ist schön,“ sagte Isabelle, von einem Vergnügen belebt, daß, weit entfernt, sie zu belästigen, ihr wirklich lieb war; und mit einer Zufriedenheit, die den Grafen entzückte, lehnte sie sich in ihrem gewöhnlichen Muthwillen gegen die weichen Polster zurück.

„Wenn wir am Ende nur nicht umwerfen und den Hals brechen,“ sagte die Baronin sehr vorsichtig.

Der Graf verstand wohl, daß sie damit sagen wollte, man möge langsamer fahren; aber an die Artigkeit war nicht wohl zu denken, da Isabelle, die ebenfalls ihre Uhr herausgezogen hatte, sich eben so sehr für den Ausgang zu interessiren schien als er selbst.

„Es fehlen nur noch drei Minuten,“ sagte sie, und suchte den Ort, wo sie eben waren, durchs Fenster zu erkennen.

„Hier!“ meldete in diesem Momente der Kutscher; und ehe Isabelle die Uhr wieder am Gürtel befestigt hatte, stand der Major in eigener Person da, und bat seine Gäste willkommen zu seyn.

„Das ist mein Verdienst,“ rief ihm der Graf entgegen; „Ich bin es, der die Damen auf eine Probefahrt herausgelockt hat.“

„Und es ist ganz vortrefflich gegangen!“ sagte Isabelle. „Ich mache dem Herrn Grafen mein Kompliment, so wie auch den Pferden und dem Kutscher.“

„Niemand soll vergessen werden,“ erwiederte der Graf, indem er seine Lieblinge eifrig streichelte und dabei etwas unter einen Schwanzriemen legte, was Pilsson durch eine Verbeugung für sein wohlverdientes Eigenthum erklärte.

Jetzt kam die Majorin und Virginie heraus; und nun gab es ein heiteres und gemüthliches Geschwätz in dem freundlichen, sonnigen Saale, wo die Blumen mit=

ten im Winter gediehen, und alle Gewächse wie in ihrer freien Heimath grünten. Die Einladung des Grafen wurde mit aller Artigkeit entgegengenommen, und man bedauerte nur, daß Richard nicht daheim war. Natürlich drückte auch der Graf sein Leidwesen darüber aus; aber eigentlich war er sehr froh, daß der Lieutenant, der Isabellen immer so viel Zeit wegnahm, ihm jetzt nicht im Wege stehen würde.

„Richard verweilte sich ja noch über einen Tag zu Hause?“ sagte Isabelle zu Virginien, als sie Arm in Arm eine kleine Tour durch das Wohnzimmer nach dem Schlafkabinete machten.

„Ja, und er brauchte das recht wohl; denn als er heimkam, war er so schlechter Laune, daß ich ihn für krank hielt. Aber glücklicherweise machte es sich, so daß er gestern früh, wo er abreiste, heiter und wohlgemuth wie gewöhnlich war. Aber sage, war denn etwas in Tyringsholm vorgefallen, ein Wortwechsel mit dem Onkel oder so etwas?“

„Nein, nicht, so viel ich weiß,“ antwortete Isabelle, „es müßte denn nur wegen des Anlehens gewesen seyn, das Papa dem Onkel aufnöthigen wollte, um die verwünschte Gruft einzulösen.“

„Ja, ich weiß; aber Papa ist zu gescheidt dazu. Darf der Chor nicht ohne Einlösung bleiben, so werden die Särge versetzt; Papa hat nicht nöthig, sich denen zu liebe in Schulden zu stecken, die nichts davon haben!“

„Virginie,“ rief die Majorin, „wir behalten unsere Gäste nicht bis Mittag; eile Dich also, und sieh' zu, daß wir etwas Glühwein und Backwerk bekommen!“ Aber bis diese Aufwartung kam, und dann versorgt wurde, verging eine halbe und eine ganze Stunde; und als die Damen wieder im Schlitten saßen, sagte die Baronin: „Wenn es jetzt an mir ist, den Gang zu bestimmen, so fahren wir ganz solide.“ Und man fuhr auch

wirklich ganz solide nach Hause, wo der Oberst vor Verwunderung und Neugierde fast vergehen wollte, und sich hin und her besann, wo die Gesellschaft wohl den Weg hingenommen haben könnte.

Beim Abschied Abends, erbat sich der Graf die Ehre, auf der Reise nach Svärdsö das Fräulein fahren zu dürfen.

„Das kann ich nicht erlauben," entgegnete sie — „sollte denn der Wirth auch noch die Beschwerlichkeit haben, seine Gäste holen zu müssen?"

„Die Gesellschaft wird aus keinen weitern Gästen bestehen, meine Gnädigste, als denen, die von hier abgehen. Der Major trifft morgen Abend hier ein, und da der Oberst die Güte hatte, mich ebenfalls einzuladen, so muß ich, da ich einmal der Wirth bin, natürlich auch wieder hieher zurück."

Isabelle willigte ein. Sie dachte an Mamma's Gesellschaft, den guten Schlitten und die weichen Polster. Es war kein Grund vorhanden, eine abschlägige Antwort zu geben. Da sie sich dabei zur Seite wandte, so war es nur der Oberst, der die freudige Miene des Grafen gewahrte.

Zweites Kapitel.

Die Nachtlampe schimmerte in Isabellens Schlafzimmer.

Wir sehen sie zur Hälfte ausgekleidet, und nur leicht in einen faltigen weißen Rock gehüllt auf dem Sopha liegen. Die herrlichen Flechten ihres schönen, braunen Haares ringeln sich über die Schultern hinab, eine Hand stützt den Kopf, die andere ruht auf der Brust.

In einem Lehnstuhl neben dem Sopha sitzt, die Füße auf einem bequemen Schemel, Tante Katharine

Sophie, und ist damit beschäftigt, einige dunkle Tropfen mit vieler Sorglichkeit aufzugießen und ihrem Liebling anzubieten. „So, mein artiges, liebes Isabellchen,“ tändelte sie wie eine Mutter mit ihrem verzogenen Kinde, „jetzt nimmst Du das, und dann trinkst Du ein klein wenig Wasser darauf.“

„Tantchen, es plagt mich unsäglich; überdies hilft es ja doch zu nichts.“

„Ei, ich weiß gewiß, daß es das thut, es hilft zu Vielem! Sey nicht eigensinnig, mein Kind. — Die Widrigkeit geht ja schnell vorüber!“

Isabelle nahm die Theeschale und verschluckte ihren Inhalt. Sie trank auch etwas Wasser; dann aber sank ihr Kopf auf die Hand zurück. Tante Katharine Sophie sprach kein Wort, sondern fing an, Isabellens schöne Haare hübsch aufzubinden und dazwischen die glänzenden Wellen zu streicheln.

Ein kleines Stillschweigen trat ein.

„Nun, wie ist es?“ sagte die Kammerräthin schnell und in ängstlichem Tone, „wie ist es, Du armes Kind, das nie weint! Nein, Du großer Gott, das kann ich nicht länger mit ansehen! Aber es ist, wie ich zum voraus sagte, die Reise nach Kopenhagen taugte nichts; ich habe nie Zutrauen zu den dänischen Doktoren gehabt, seit mein seliger Alter unter ihrer Geschicklichkeit sein Leben lassen mußte. Nein, nach Paris — dahin hätten wir reisen sollen; es gibt nirgends so geschickte Operateurs wie in Paris.“

„Wie mag nur die Tante so sprechen, da die Tante ja bestimmt weiß, daß die Sache nicht so glücklich gestaltet ist, um den Gedanken an eine Operation zu gestatten!“

„Ja, aber es sollte eben so weit kommen; und wenn Du mir nur versprechen willst, daß wir nächsten Sommer recht bald —“

„Liebe Tante, laß uns nicht davon sprechen! Warum sollen wir uns mit Reisen plagen? In Paris oder

sonst wo auf der Welt, das ist ja ganz gleich; ich kann eben so gut bleiben, wo ich bin."

„Und wenn es wegen nichts Anderes wäre, so solltest Du es thun, um Deinen Geist aufzuheitern, mein Kind!" wandte die Tante ein.

„Mein Geist befindet sich hier recht gut. Wisse nur, Tante, es gefällt mir nach und nach recht ordentlich in der Heimath."

„Gott gebe, daß ich den Tag erlebte, wo ich Dich so von Deiner eigenen Heimath sprechen hörte! Du weißt, Isabellchen" — die Kammerräthin erröthete, und sah etwas verlegen aus — daß es kein Mensch auf Erden besser mit Dir meint als ich."

„Das weiß ich, meine gute, geliebte Tante!" antwortete Isabelle, und ihr Blick, in dem ein Lächeln durch eine Thräne schaute, ruhte auf der theueren Tante, die ihr jetzt gewiß etwas ganz Besonderes anvertrauen wollte.

„Nimm es nicht übel, mein gutes Kind, wenn ich Dich aufrichtig frage, ob Du nicht findest, daß Graf M — ein sehr hübscher und solider Mann ist!"

„Aber, wie ums Himmelswillen kommt die Tante jetzt auf den zu sprechen?" In Isabellens Tone lag etwas, das beinahe wie Aerger aussah.

„Du mußt nicht ungeduldig werden, Isabellchen — erinnere Dich, daß ich nie zu Gunsten irgend eines Freiers gesprochen habe!"

„Dessen erinnere ich mich stets mit Dankbarkeit; und das hat uns auch gewiß manche unangenehme Stunde erspart, Tantchen!"

„Ja, aber meine Liebe, das war vor der Kopenhager Reise!" Die Kammerräthin zauderte sichtlich und wollte nicht recht mit der Sprache heraus.

„Die wird doch wohl die Ansichten der Tante nicht geändert haben?" fragte Isabelle erstaunt.

„Je nun, in so fern, meine Liebe ... da ich frü-

her immer glaubte ... das heißt, ehe ich die Aerzte konsultirte ..."

„Liebe, gute Tante, ich bitte Dich, verschone mich mit jedem Worte weiter! Will die Tante zu meinen übrigen Qualen auch noch die legen, daß sie mich mit Heirathsplänen peinigt? Lasse mich in Gottes Namen in Ruhe!"

Tante Katharine Sophie sah bittend auf den Abgott ihres Herzens. „Wenn Du fort bist," sagte sie, und beugte schluchzend ihr Haupt, „dann gibt es Niemand mehr, der mich lieben und trösten kann, Niemand, dem ich meine irdischen Güter hinterlassen mag; wenn Du Dich dagegen vermähltest, so könnte ich doch Hoffnung haben, noch einmal ein liebes Wesen aufziehen zu dürfen."

„Liebes Tantchen, gib diese wunderlichen Wünsche auf! Wer weiß, ob die Tante mich zu betrauern braucht! Und gewiß würde auch in diesem Falle meine zärtliche und edle Tante nicht so selbstsüchtig seyn, um zu verlangen, daß ich die Qualen verdoppelte, unter denen ich ja doch mein Leben lassen muß, nur um der Tante diese ungewisse Freude zu schenken. Wenn es schon hart ist, die Erde mit ihren vielen, erst geahnten Freuden so jung verlassen zu müssen, wie weit bitterer wäre es nicht, wenn ich einen trauernden Gatten und ein schutzloses Kind darauf zurückließe! Nein, Tante, versuche mich nicht so!"

„Dich versuchen — es ist also doch eine Versuchung!" rief Tante Katharine Sophie mit triumphirendem Tone und funkelnden Augen. „O mein Gott, es ist schon viel, daß ich die Freude erlebe, Dich das anerkennen zu hören! Ich habe wirklich geglaubt, liebe Isabelle, Du seyest nicht wie andere Menschen; ich bildete mir ein, Dein Herz könne die Bande nicht lieben, die sonst das höchste Glück, die höchste Ehre des Weibes ausmachen."

Isabelle wendete ihr Gesicht hinweg, und es lag gerade keine besondere Weichheit in ihrer Stimme, als sie antwortete: „Die Tante nimmt alles buchstäblich —

diese Bande lieben können, und sie wirklich lieben, ist zweierlei. Das Letztere ist bei mir nicht der Fall, und ich . . ."

„Liebes Isabellchen, sprich jetzt heute Abend nichts mehr!" bat unsre gute Frau beweglich. „Laß mich nur wissen, ob Du etwas Besonderes gegen Graf M— hast?"

„Nein, nicht das Geringste, Tante! Er ist sehr brav, sehr angenehm."

„Nun wollen wir zur Ruhe gehen, mein Kind!" sagte die Kammerräthin mit einem Tone verhaltenen Entzückens, der Isabellen zugleich quälte und beunruhigte. Ihr gutes und warmes Herz konnte jedoch nicht gestatten, daß ihre beste und zärtlichste Freundin in einem so verderblichen Irrthum schwebte. „Liebes Tantchen," sagte sie herzlich, „mache keine Pläne, denn sie stranden ganz sicher! Ich will keinen Mann betrügen, und auch mich selbst nicht durch falsche Vorspiegelungen täuschen. Mit dem Tode im Herzen wäre das meiner unwürdig."

„Aber, meine Kleine, die Worte eines Arztes sind keine Königsworte, noch weit weniger Gottesworte — bedenke, wenn Du dann besser, vielleicht ganz gesund würdest!"

„Ganz gesund?" rief Isabelle in einem Tone, dessen schneidender Mißlaut tief in die Seele ihrer betrübten Freundin fuhr. „O glaube ja nicht, Tante, ich komme so leicht davon, weil ich nicht klage! Fühle hieher" — sie schob das leichte Nachtkleid bei Seite, das ihre feine Taille umschloß, und legte die zitternde Hand der guten Frau auf ihre linke Seite — „fühlst Du, Tante, wie die arme Haut hier vor Schmerz zuckt? Mit einer so schweren Stunde wie diese erkaufe ich die schmerzfreien, das heißt die, wo der Schmerz nur nagt. Und sprich jetzt nichts mehr davon, daß es gut werden könne, bis es bald sehr schlimm — weit, weit schlimmer als jetzt seyn wird!"

„Gott allein weiß," sagte die arme Kammeräthin,

die alle Heirathsgrillen jetzt eilig verlassen hatten, „wie Du eine solche Stärke und so viel Beharrlichkeit haben kannst, mein Kind, um Deine Schmerzen zu verschweigen!"

„Das werde ich thun, bis ich das Bett nicht mehr verlassen kann, denn dann ist es noch Zeit genug dazu. Es ist mein höchster Genuß, daß Niemand als Gott und die Tante weiß, was ich leide und leiden werde. Bedenke nur, welches Wesen und welcher Lärm, welche Zerstörung und Unordnung es nicht im ganzen Hause geben würde, wenn mein Unglück bekannt würde! Das kann leider nicht vermieden werden, wenn sich Jemand zu einer ordentlichen Krankheit niederlegt, die ihm nach einigen Tagen, vielleicht in jeder Minute den Tod bringen kann. Wenn man ihn dagegen Jahre lang in der Perspektive hat, so soll man das Glück und die Wohlfahrt Anderer nicht zerstören, um das Schlimmste und Nutzloseste von Allem zu gewinnen, Theilnahme und Mitleid."

„Ach mein Kind," sagte die Kammerräthin in mütterlicher Unruhe, „ich fürchte, Dein Geist ist zu stolz, um sich ernstlich von dieser Welt abwenden zu können. Sollte die Theilnahme der Eltern und Freunde das Schlimmste von Allem seyn?"

„Ja, so meine ich; denn wozu nützt sie? Wenigstens nicht, um die Qualen zu lindern. Es wäre ebenso unwürdig als schwach von mir, wenn ich Tyringsholm in ein Trauerhaus verwandeln wollte. Möchte die Tante, daß meine Angehörigen Jahre lang umhergingen und warteten, und endlich — denn was ist natürlicher — wünschten, daß die beständige Unruhe ein Ende nähme? Möchte die Tante meine Mutter, die schon zum voraus schwach und zärtlich ist, vollends ganz unter dem Kummer zusammenbrechen sehen? Möchte die Tante die kurze Freude meines Vaters zerstören — er wird ja bald genug ihre Vergänglichkeit gewahren. Nein, meine gute und zärtliche Tante, das ist nichts Begehrenswerthes! So lange meine Seele den Körper beherrschen kann, will

ich nicht beklagt werden. Ich will noch wie eine große Acquisition für diese Welt gefeiert und bewundert werden; denn ich habe die hektischen Romanheldinnen nie geliebt, die mit ihren Nervenzufällen, Ohnmachten u. s. w. Furore machen."

„Aber, Isabellchen, das kann bei Dir ja nicht der Fall seyn; Du bist ja nicht hektisch und auch nicht mit Ohnmachten geplagt?"

„Nein, Gott sey Dank; aber ich will mich auf keinen Fall durch Kränklichkeit interessant machen, so lange nur noch ein wenig Leben in mir ist; und wenn das zu fehlen anfängt, so will ich für mich selbst seyn, dann wird mich Niemand sehen."

„Gott verzeih' mir, daß ich so spreche, liebes Kind, aber ich glaube wahrhaftig, daß Du aus reiner Eitelkeit im Stande wärest — allein zu sterben."

„Nicht aus Eitelkeit, Tante, denn die wird mich dann wohl verlassen haben; aber weil ich so recht ahne, welche Qualen ich leiden werde, möchte ich es zum voraus so einrichten, daß ich sie nicht auf den Gesichtern Anderer in zu vielen Abdrücken sähe."

„Wir haben jetzt so viele schöne Jahre zusammen verlebt," sprach die gute Frau ernst, „aber ich muß Dir sagen, Isabelle, ich habe mich nie recht auf Dich verstanden, und der Gedanke, daß wir uns auch trennen sollten, ohne daß ich die Freude gehabt hätte, ist recht hart. Kaum eben sprachst Du, wie ich Dich zu hören wünschte, aber jetzt bist Du wieder ganz wunderlich. Nimm Dich wohl in Acht, mein Kind, daß Du den Herrn nicht versuchst! Er hat mancherlei Ruthen! Dein Stolz wird noch gedemüthigt werden; und wenn Du den Tag erlebst, was Du gewiß thust, wo Dein Herz ein anderes über Alles in der Welt liebt, dann hast Du keine Macht, Dein eigenes zu verhüllen. Du wirst dann so froh seyn, Deinen Kummer theilen, Deinen Schmerz ausweinen und seyn zu dürfen wie andere Leute auch; denn die Liebe macht Alle gleich. Und glaube meinen

Worten, es wird Dir dann gewiß zum größten Troste gereichen, wenn Du den Geliebten bei Deinem letzten Kampfe um Dich haben kannst!"

„Daran zweifle ich sehr," erwiederte Isabelle mit Bedacht. „Die tiefe und wahre Liebe leidet am liebsten allein."

„Ja in der Einbildung, aber nicht in der Wirklichkeit," meinte Tante Katharine Sophie. „Aber jetzt mußt Du zu Bette, mein Kind! Komm, laß mich Dir helfen!"

Als Isabelle endlich in der Stille der Nacht allein seyn durfte, trat ihr geistiges Ich vor den Richterstuhl, wo jeder Schleier fällt. Tief war der Seufzer, demüthig das Gebet, heiß die Thräne, die langsam über ihre Hand rollte. Aber weder Seufzer, noch Gebet noch Thräne hemmte die unruhige Bewegung, die sie bisweilen in der Einsamkeit heimsuchte. Diese unruhige Bewegung entsprang aus einem Isabellen sonst fremden Gefühl, nämlich der Reue. Obwohl es scheinen konnte, als lasse sie sich oft von der Laune des Moments leiten, so war dies doch selten der Fall; denn auch bei ihren Launen hatte sie eine bestimmte Absicht und Willen. Aber einmal — und das war es, was sie bereute — hatte die Macht des Augenblicks sie zu einer Handlung verleitet, die sie ungeschehen wünschte, nämlich zu jenem schnell gefaßten Entschluß, Richard einen Grad des Vertrauens zu schenken, der vielleicht nicht nur überflüssig gewesen war, sondern sogar unangenehme Folgen haben konnte. Sie forschte in ihrem Herzen nach der Veranlassung jener Schwachheit; denn in dieser Schwachheit selbst, womit sie Richards Gefühlen zuvorkam, lag eine gewisse Theilnahme, die sie gegenüber von den Empfindungen eines Andern nicht gezeigt hätte. Alles das beunruhigte sie, und erzeugte einen Zustand der Unzufriedenheit mit sich selbst; vielleicht fühlte sich auch ihr Stolz etwas dadurch verletzt, daß sie einer unbedachten Handlung die bittere Ueberzeugung zu danken hatte, daß es einen halben Vertrauten ihres Geheimnisses gab. Und doch mußte sie,

wenn sie dieselbe Handlung in ihrem schönsten Lichte betrachtete, zugestehen, daß sie ihrer würdig war: Richard sollte die warme Flamme seines Herzens nicht auf einem Altare opfern, der sie nicht empfangen konnte. Die Reue mußte also zurückweichen; sie wollte sich mit sich selbst versöhnen. Aber ein Funke des Zweifels blieb noch immer auf dem Boden zurück. Wir wagen es nicht, in die Tiefe ihrer Seele zu tauchen, um dort nach einem Grunde zu suchen, den sie selbst noch nicht gefunden hatte . . .

Gutes Wetter, eine glatte Bahn und ein sonnenheller Morgen begünstigten die Fahrt nach Swärdsö.

Die Damen standen schon in ihren Pelzen da, und Isabelle wollte eben Virginien bitten, mit ihr in dem geschlossenen Schlitten des Grafen zu fahren, als es sich zu ihrer eben nicht angenehmsten Ueberraschung zeigte, daß der Graf heute keinen geschlossenen, sondern einen hübschen offenen Schlitten hatte, wo nur für zwei Personen Raum war.

„Verdammt schlau!" flüsterte der Oberst seiner Frau ins Ohr. „Jetzt kann sie ihm nicht entgehen, dafür stehe ich!"

Graf M— bat Isabellen tausendmal um Entschuldigung. Der geschlossene Schlitten war unglücklicherweise nicht in gutem Stande erfunden worden; da aber das Wetter heute das glücklichste war, das man sich nur wünschen konnte, so, hoffte er, würde es dem Fräulein auf keine Weise übel bekommen, wenn sie in dem offenen Schlitten führe. Er bekäme dadurch auch Gelegenheit, seine Geschicklichkeit als Kutscher zu zeigen.

Natürlich war dagegen nichts einzuwenden; und so saß denn Isabelle bald an Graf M—s Seite in dem wohl ausstaffirten Schlitten, und er allein stopfte die Pelze herab und machte es warm um sie her. Der Oberst, der die übrigen Damen im großen Schlitten fuhr, eröffnete den Zug; und der Major schloß ihn allein im Kappschlitten. Klas Malchus hatte sich entschuldigt und war zu Hause geblieben.

„Jetzt möchte ich ein Sprachrohr haben, und hören, was der Graf ihr sagt!" wünschte der Oberst. Wäre dieser Wunsch aber in demselben Augenblicke in Erfüllung gegangen, so wäre der Oberst gewiß ein wenig verblüfft und in seinen Hoffnungen verwirrt worden, denn der Graf sagte eben zu seiner Nachbarin: „Wie anziehend doch Fräulein Virginie ist! Ihr Aeußeres blendet nicht wie ein Blitz, aber man wird warm bei ihrem Anblick. Und ihr anspruchsloses Wesen ist so liebenswürdig, daß man es nicht sehen kann, ohne darüber erfreut zu seyn, daß sich in dieser Zeit noch hie und da ein so seltener Reiz erhält."

Isabelle hatte eine zu große Achtung vor ihrem Reisegefährten, um einen Augenblick zu glauben, daß sein Rühmen ihrer Kousine darauf berechnet sey, ihren eigenen Neid und ihre Eifersucht zu erwecken; und sie hatte um so weniger Ursache, dem Grafen einen so niedrigen Beweggrund zuzutrauen, als er Virginien immer einen hohen Grad von Aufmerksamkeit bewies. Ja es waren sogar Einige, die glaubten, er habe in der Wahl geschwankt.

Isabelle freute sich indessen aufrichtig darüber, Virginiens gute Eigenschaften von so würdigen Lippen preisen zu hören. „Und doch," sagte sie lebhaft, „kennt sie der Herr Graf erst nicht einmal näher. Man muß lange mit meiner lieblichen Kousine zusammen seyn, um alle ihre Vorzüge recht würdigen zu lernen, denn sie hat die seltene Eigenschaft, in ihrem häuslichen Leben täglich neue zu entwickeln. Gleichwohl ist sie kein sogenanntes Tugendmuster, das in Allem, was Andere thun, etwas Unrechtes sieht. Virginie ist immer verträglich; sie ist eben ein Inbegriff alles Schönen und Guten."

„Und wie viel Schönes und Gutes muß nicht die besitzen, die so viele und große Vorzüge an Andern sieht!" sagte der Graf warm und beugte sich etwas gegen Isabelle hin.

„Deßhalb eben nicht viel, weil sie nur gerecht ist,

sollte ich meinen!" Sie sprach diese Worte in einem Tone, der die Verlegenheit eines jungen Mädchens verrieth, die in dem schon Gesagten die Einleitung zu einer zärtlicheren Erklärung ahnen konnte.

Der Graf widmete seine Aufmerksamkeit einige Augenblicke lang der schönen Winterlandschaft. Durch eine Kette waldbedeckter Hügel führte der Weg nach einer sonst öden Haide hinab; heute aber trat diese Oede nicht hervor, denn die weiße hartgefrorene Fläche strahlte spiegelhell der Sonne entgegen. Weit im Hintergrunde zeigten sich einige schneebedeckten Dächer, aus deren Schornsteinen hohe Rauchsäulen aufstiegen. Die Häuser gehörten einem größeren Dorfe an, und in ihrer Nähe lag eine Kirche mit ihren grauen Mauern, gegen welche ein paar einsame Tannen ihren einförmigen Gruß hinnickten.

„Jeder Zweig strahlt von Juwelen, die prächtiger und wasserheller sind, als je eine Schönheit welche in ihren Locken trug," sagte der Graf und deutete auf die grünen Kronen mit ihren Millionen gefrorener Perlen.

„Erstarrte Thränen auf dem großen Leichentuch der Natur!" sprach Isabelle.

„Ich sehe am liebsten die lichte Seite der Dinge, und deßhalb erscheint mir die Natur auch in ihrem Winterkleid wie zu einem frohen Brautfest geschmückt."

Aus den angeführten Probestücken erhellt klar, daß sich der Oberst bedeutend verrechnet hatte, wenn er den Grafen M— schon mitten in den Freiersgeschäften glaubte; und wenn dieser auch für heute etwas derartiges beabsichtigte, so wählte ein so weltkluger Herr gewiß nicht die Hinreise. Anstatt des Jaworts konnte möglicherweise ein Korb in Bereitschaft seyn; und mit einem solchen beschenkt wäre es vielleicht auch einem Diplomaten schwer geworden, einen artigen Wirth zu spielen.

„Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, da haben wir Swärdsö! Es besitzt weder Tyringsholms prächtige Architektur, noch Tjällstorps kokette Anmuth; aber so Gott will, soll es doch eine komfortable Heimath wer-

den, wenn ich meine Reparationen und Verbesserungspläne beendigt habe."

„Das Aeußere ist sehr einladend, und das Innere gewiß behaglich, da der Herr Graf es zu seinem Winteraufenthalt gewählt hat."

„Sagen Sie nicht so; deßhalb braucht es eben nicht so behaglich zu seyn. Ich lege viel Werth auf eine gute Jagd und vor Allem auf gute Nachbarn. Swärdsö besitzt Beides; und wenn man sich zudem — wie es jetzt beinahe mit mir der Fall ist — von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen hat, und das ermüdende Leben in einer großen Stadt nicht liebt, so ist man recht froh, bei herannahendem Alter einen solchen Zufluchtsort im Rückhalt zu haben."

„Bei herannahendem Alter?" wiederholte Isabelle mit einem artigen Lächeln. „Damit wollen Sie sagen, daß wir den Herrn Grafen noch nicht so bald unter unsre Nachbarn zählen dürfen?"

„Hüten Sie sich zu schmeicheln, meine Gnädige! Schmeicheln von so schönen Lippen nährt kühne Gedanken. Ich sollte doch meinen, daß das herannahende Alter schon so ziemlich vor der Thüre ist, wenn man sich den Fünfzigern nähert."

Isabelle unterdrückte mit Mühe einen Ausdruck des Erstaunens. Der Oberst hatte ihr gesagt, jener sey kaum vierzig; und es muß zugegeben werden, daß man den Grafen nicht wohl auf einer für einen alten Junggesellen ebenso gefährlichen Stufe wähnen konnte, wie die fünfundzwanzig für ein Mädchen sind.

„Fünfzig — das hätte ich nicht geglaubt!"

„Noch nicht ganz, mein Fräulein! Wenn man so weit ist, darf man nicht so über Bausch und Bogen rechnen. Haben Sie die Güte und bemerken Sie, daß ich sagte: Wenn man sich den Fünfzigern n ä h e r t, das will so viel heißen, wenn man seine acht- oder neunundvierzig ist. Das ist schon vollauf genug, fürchte ich."

Der Schlitten hielt jetzt vor der breiten Treppe,

wo der Oberst, was eine bewegte und vielfältige Bedienung betraf, seine Augenweide bekam. Der Graf war ein ausgezeichnet artiger Wirth. Er schien sich zugleich an Alle zu vertheilen; und es gab Niemand, der nicht die schmeichelndste Aufmerksamkeit erhielt. In Erwartung des Mittagessens wurden verschiedene Erfrischungen servirt, worauf der Graf seine Gäste herumführte und ihnen die Einrichtung der Zimmer zeigte; dabei sprach er mit nicht geringer Weitläufigkeit über das, was noch weiter geschehen sollte, und nahm mit heiterer und freundlicher Miene die Artigkeit und Rathschläge hin, die abwechslungsweise mit einfloßen.

Der Oberst war entzückt und erschien auch äußerlich so, obschon er, — es wäre eine Sünde, es nicht zu sagen — Allem aufbot, um alle überflüssigen Aeußerungen seiner Zufriedenheit zurückzuhalten, da er sie für ganz unvereinbar mit dem feinen Takte hielt, dessen er sich rühmte.

Das Diner war so ausgezeichnet, als man es bei einem reichen gräflichen Junggesellen erwarten konnte, der sich und seinen Geschmack ein wenig gerne zeigt, und überdies auf Freiersfüßen steht. Darüber ist also nichts zu sagen. Aber nun kam die Platte mit dem Kaffeeservice, die auf einen Tisch neben dem prasselnden Kaminfeuer gesetzt wurde. Ei wie ländlich, wie gemüthlich war das! Nicht ein Schimmer von steifem Wesen durfte sich blicken lassen — man sollte es sich recht wohl seyn lassen. Das Silber und das ostindische Porzellain schimmerten in dem Doppelscheine der Sonne und des Feuers. Aber jetzt erhob sich eine Frage, die nicht so leicht zu entscheiden war. Welche von den Damen sollte die Wirthin machen? Es wäre freilich am besten gewesen, wenn man den Bedienten mit der Platte hätte herumgehen lassen, damit sich ein Jeder selbst bediente; aber der Graf hatte seine kleine Kaprisen, so gut wie andere Leute.

„Stelle die Platte hin, Löfstedt; wir werden uns

selbst bedienen!" und auf einen gnädigen Wink verschwand der dienstbare Geist.

Und jetzt wurde jene kitzliche Frage aufgeworfen. Die Platte stand da und wartete auf Erlösung.

„Dies ist jetzt doch so handgreiflich, als es nur seyn kann," dachte der Oberst — Gott lasse sie nur auf keinen Unrath verfallen!" Und kaum hatte sich die väterliche Furcht in einem halben Seufzer Luft gemacht, als Isabelle scherzend sagte: „Ich sehe wie der Herr Graf in Wahl und Qual ist, welcher von uns fünf Frauenzimmern er diesen Vertrauensdienst anbieten soll, ich schlage daher vor, ihn herauszuloosen."

Graf M—s Takt ließ Niemand den kleinen Aerger gewahr werden, den er bei diesem Vorschlage empfand, den als den besten und sinnreichsten zu preisen ihn die Artigkeit nöthigte. Sogleich ward ein Stück Papier in zierliche Streifen von ungleicher Größe zerschnitten, und nachdem ausgemacht war, daß die, welche den kleinsten erhielte, das Amt der Wirthin übernehmen sollte, bekam der Oberst als der Langfingerigste in der Gesellschaft den Auftrag, die Loose herumzubieten, die er mit dem umständlichsten Scharfsinn zwischen Daumen und Zeigefinger in der Hand barg, so daß nur die Breite eines Strohhalms von jedem erschein.

Nachdem die Damen ihre Loose gezogen hatten, entstand ein kleines Stillschweigen, ehe man die sibyllinischen Streifen verglich; aber bald löste sich das dunke Räthsel und zum höchsten Verdrusse des Obersten — er hatte doch die Loose so schön geordnet — war es Virginie, die das Schicksal ausersehen hatte, in Svärdsö die Wirthin zu spielen.

Sie stand ohne Ziererei auf, und ward von dem Grafen mit ausgezeichneter Artigkeit an den Tisch geführt, wo er sie einlud, den hingestellten Sessel einzunehmen. Er selbst stellte sich hinter denselben, um ihre Befehle zu empfangen.

Nie hatte der Oberst, wie er auf dem Heimwege

versicherte, schlechteren Kaffee getrunken; und das Einzige, was ihn einigermaßen bei Laune erhielt, war die Hoffnung, daß jetzt wenigstens etwas zwischen dem Grafen und Isabellen zu Stande kommen würde, denn der unübertreffliche Wirth hatte die Feinheit gehabt, zu behaupten, seine Pflicht erfordere es, das Fräulein heimzuführen, da sie ihm beim Herführen anvertraut gewesen sey.

Allein an diesem Tage leuchtete kein günstiger Stern für den Obersten; denn obschon die Zeit, der Mondschein und die Einsamkeit die Stunde so romantisch machte, als man nur wünschen konnte, so vermochte sich der Graf doch nicht von gewissen Befürchtungen, gewissen bedenklichen Ahnungen los zu machen, die sich ihm immer stärker aufdrängten, je öfter Isabelle artig ein Gähnen zu verbergen suchte oder wohl auch davon sprach, wie weit sie jetzt wohl seyn könnten.

Gegen die Fünfzig hin haben Mondschein und Romantik ihre Zaubergewalt verloren; und ein kluger Mann will dann wissen, was er wagt, ehe er den großen Schlußstrich zwischen Cölibat und Hymen macht.

Bei ihrer Rückkehr nach Tyringsholm war das Postpaket das Erste, wornach der Oberst fragte; und unter den Briefen, die es enthielt, war einer an den Major, der sein Erstaunen zu erregen schien. „Er ist von Richard," sagte er. „Was kann ihm aufgestoßen seyn, daß er schreibt, anstatt selbst zu kommen?"

Man schwebte natürlich nicht lange in Ungewißheit darüber. Der Brief ward erbrochen; er enthielt einige, offenbar mit Schwierigkeit geschriebene Zeilen, die der Major laut las.

„Mein bester Vater!

Ein kleiner Unglüllsfall, den ich näher beschreiben werde, wenn ich heim komme, hat mir einen fühlbaren Schmerz in einem Arm, eine Verziehung oder so etwas zugezogen. Zu allem Glück schickte der Herr, der mit Recht der Vormünder der Thoren genannt wird, einen

Arzt wie vom Himmel herab. Ich kann nicht sogleich heimreisen; da aber Mörkedal ziemlich nahe beim Wirthshof von Duringe liegt, so nehme ich die Gastfreundschaft des Generals in Anspruch. In einigen Tagen hoffe ich bei Euch, meinen Geliebten zu Hause zu seyn; steht es jedoch ein wenig länger an, so habt keine Unruhe, denn es wäre ganz überflüssig. Euer Richard.

P. S. Der Chor ist nicht zu retten: er ist unabwendbar der Sakristei anheimgefallen. Ich war indessen dort, um uns pflichtschuldigst bei den verehrten Schatten unserer Ahnen zu entschuldigen. Sie nahmen mich gnädig an, und sagten, sie haben nichts gegen eine kleine Auslüftung."

„In Duringe!" wiederholte der Major. „Ei zum Henker! wenn er gestern schon so weit auf dem Heimwege war, so nimmt es mich meiner Seele nur Wunder, daß er sich nicht gar vollends ganz zu Tode fuhr, anstatt nur den Arm zu verziehen."

„Gott lasse es nur nicht schlimmer seyn als er schreibt!" sagte die Majorin mit mütterlicher Aengstlichkeit, und nahm den Brief aus der Hand ihres Mannes.

„Ich hätte Richard nie zugetraut, daß er sich mit einer solchen Negligence, mit einem solchen Leichtsinn äußerte!" ließ sich der Oberst aus, der nur an die frivole Nachschrift dachte.

„Du wirst sehen," flüsterte Virginie Isabellen zu, „daß das mehr zu bedeuten hat. Ein Arzt wie vom Himmel gesandt! So was sagt man nicht wegen einer bloßen Armverziehung."

Isabelle erwiederte nichts. Sie wußte nur zu wohl, warum Richard die Reise so eilig zurückgelegt hatte, aber da es nicht in ihrem Gemüthe lag, leicht erschreckt zu werden, und sie überdies für den schlimmsten Fall Richard nach sich selbst beurtheilte, das heißt, ihm hinlänglich Muth zutraute, um jedes Unglück ertragen zu können, das ihm zugestoßen seyn mochte, so nahm sie die Sache ruhig hin. Dies war etwas, was der Graf — der un-

bemerkt ihr Benehmen dabei beobachtete — nicht zu hoffen gewagt hatte. Er hatte immer in Betreff Richards seine kleinen Besorgnisse gehabt; aber da er Isabellens Wange weder röther noch bläßer werden sah, stiegen seine eigenen Hoffnungen mit bewunderswürdiger Schnelligkeit. Hätte Graf M— das Weib besser gekannt, das er zu gewinnen wünschte, hätte er gewußt, was sie selbst zu leiden vermochte und wie erhaben sie über die brausenden Gemüthsbewegungen war, die oft an den Weibern ihre reizbare Phantasie verrathen, dann würde er in ihrem Schweigen und ihrer vollkommenen Fassung bei der Unruhe der Andern kein für ihn günstiges Zeichen erblickt haben. So aber sah er Alles, was er zu sehen wünschte. Wie es sich eigentlich mit dem Lieutenant verhielt, wird im folgenden Kapitel nachgeholt.

Drittes Kapitel.

Von jenen stolzen und kühnen Hoffnungen belebt, die wir oben mittheilten, hatte es sich Richard angelegen seyn lassen, keine überflüßige Zeit auf der Reise zu vergeuden. Es sah eher aus, als sey er ein extra abgefertigter Kourier, als ein Mann in eigenen ordentlichen Angelegenheiten, und er hatte nach verrichtetem Geschäfte schon wieder ein gutes Stück von dem Heimwege zurückgelegt, als er bei der Ankunft in Ekhults Wirthshofe die unangenehme Nachricht erhielt, daß die Standpferde schon abgegangen seyen.

Nun war unglücklicherweise der Umstand vorhanden, daß Geduld nicht zu den Kardinaltugenden des Lieutenants gehörte, und bei gegenwärtigem Falle fühlte er noch einen weit geringeren Vorrath daran, als gewöhnlich. Volle vier Stunden in einem unangenehmen Wirthshause warten zu müssen, das war etwas so Undenkbares, daß er sich schon anschickte, mit dem Mantelsacke auf dem Rücken

abzugehen, als der Wirth halb im Scherze sagte: „Wenn es dem Herrn so entsetzlich daran gelegen ist, vorwärts zu kommen, so begnügt er sich vielleicht mit meinem Fohlen. Dann bin ich überzeugt, daß es ihm nicht an schnellem Fortkommen mangeln wird.“

„Ja zum Henker, spannt es ein!“ rief Richard, der froh war, daß es doch einen Ausweg gab.

„O nein, das wollen wir wohl bleiben lassen!“ versetzte der Wirth ernst. „Ich muß Ihnen sagen, daß es noch nicht so oft gefahren worden ist, als daß ich es zum Ziehen zu verwenden wagte.“

„Seyd sicher, mein Mann, ich zügle es. Ich habe so viele Pferde eingefahren, daß ich sogar überzeugt bin, ich werde Euch einen Dienst thun, wenn ich dieses vornehme.“

„Nein, nein!“ meinte der Wirth. „Meine Haut hätte es auszubaden, wenn es durchginge und der Herr den Hals bräche.“

Nun ist es aber von jeher so gewesen, daß jemehr Widerstand eine Sache erfährt, sie desto lockender wird. Vor Richards Sinnen malte sich das Vergnügen aus, das wilde Pferd einzufahren — solche Thaten gehörten gerade zu seinen Lieblingsvergnügungen — und nachdem der Wirth Mehrere zu Zeugen aufgerufen hatte, daß er nur auf das hartnäckige Verlangen des Lieutenants das Pferd herausgethan habe, wurde es vorgeführt; und Richard fand schon einen unbeschreiblichen Genuß daran, als er es beim Anschirren tanzen und sich bäumen sah.

„Erinnert Euch wohl, daß ich ohne alle Schuld bin!“ waren die letzten Worte des Wirths, als der Lieutenant sich in den Schlitten warf und die Zügel ergriff.

„Seht selbst, wie gut das Pferd die Zügel kennt!“ und zum Beweise seiner Geschicklichkeit fuhr Richard mehrere Male um den großen Hof. Das feurige Thier schien wirklich fromm und lenksam; und ein fröhliches Lebewohl nickend ließ es der Lieutenant jetzt durch das Gatterthor fliegen und weiter ging es nun auf der wohl eingefahrenen Bahn dahin. Außer einigen muntern

Sprüngen, und hie und da einem Scheuen vor Steinen und Zäunen ging die Reise ganz stattlich von dannen; und schon hatte er die nächste Station zu Gesichte bekommen, als er ein paar Bauern begegnete, die sich mit ihren leeren Holzschlitten quer über den Weg gestellt hatten und denselben versperrten.

„Fahrt zur Seite!" rief Richard, dessen Blut schon zu kochen begann, als die Alten unbeweglich mit der Branntweinflasche am Munde dasaßen. Während die Pferde weideten, waren die Bauern beschäftigt, ihre Kehlen anzufeuchten. Ein so angenehmes Thun durfte nicht unterbrochen werden; und gewiß war die Flasche zur Hälfte geleert, ehe es der eine Bauer für gut fand, seine Antwort abzugeben. „Fahrt selbst bei Seite, dann kommt ihr gut vorüber; wo nicht," setzte er mit dem rohen Uebermuthe hinzu, der nicht selten den Pöbel charakterisirt, besonders in Folge des fraglichen Labetranks, „wo nicht, so könnt Ihr bleiben, wo Ihr seyd!"

Richards Pferd fing schon an, durch verschiedene Luftsprünge eine Unruhe zu zeigen, die von seinem jungen Herrn vollkommen getheilt wurde; aber noch einmal den gährenden Zorn beherrschend, rief er in gedämpftem Tone: „Fahrt hübsch aus dem Weg, ihr alten Bursche; Ihr seht ja, daß ich nicht vorwärts komme."

„Die Landstraße ist für den Einen so gut wie für den Andern," erwiederte derselbe Bauer verächtlich; und obschon es vielleicht eine gewagte Sache ist, sich einer solchen Katze entgegenzustellen, so will ich doch den sehen, der den Peter Larsson vom Flecke bringt, wenn er nicht selbst gehen will."

Im nächsten Augenblicke lag indessen Peter Larsson tief und weich gebettet im Graben. Er war gerade so weit vom Lieutenant entfernt gestanden, daß ihn dieser durch Ausstrecken der Hand am Kragen fassen konnte; aber in demselben Augenblicke, wo dieses bewerkstelligt

wurde, fühlte das Pferd, daß die Zügel nachgaben, und wie es nun mit dem Schlitten und dem einen Inhaber — der Fuhrjunge war herausgesprungen — über die Deichseln und Heusäcke der Alten hinüberkam, das konnte man in der kurzen Zeit kaum sehen. Genug, er flog schneller als ein Gedanke in vollem Jagen dahin; aber wie nun Richard, der die Fassung nicht verloren hatte, das Pferd endlich zum Stehen bringen zu können meinte, brach ein Zügel, der Schlitten stürzte um und Richard fiel heraus; dieß geschah so heftig, daß er den linken Arm unter sich brachte, wo er sich nicht verzog, sondern unglücklicherweise brach.

Dem Pferde geschah nichts; nachdem es sich aus den Deichselstangen befreit und eine Zeitlang ungehindert seine muntere Laune befriedigt hatte, blieb es von selbst stehen; so hatte man sich auf der Station nicht zu verantworten. Aber mit dem gebrochenen Arm und sehr schmerzenden Schultern hatte Richard doch das Vergnügen den Wildfang einzufahren, theuer genug bezahlt. Zu allem Glück im Unglück geschah die Sache so nahe am Wirthshause, daß man von dort aus alles sehen konnte. Es kamen schnell Leute heraus; und da unser Herr, wie Richard in dem Brief an seinen Vater schrieb, stets der Vormünder der Thoren ist, so fügte es sich, daß ein reisender Arzt, der — ohne die Gewohnheit, mit einer gewissen gravitätischen Langsamkeit zu Mittag zu speisen, schon vor einer halben Stunde fort gewesen wäre, nun noch bei Tische saß, als der Lieutenant ächzend und über seinen verdammten Sturz ein wenig fluchend hereinkam.

Der Doktor war übrigens ein anständiger Mann. Er verließ das dampfende Eierbier, um die Pflicht zu erfüllen, die ihm die Menschenliebe zuerst gebot; und diesem freundlichen Eifer hatte es Richard zu danken, daß er so glücklich war, seinen Arm ordentlich behandelt zu sehen. Hiemit war es jedoch nicht ganz gethan; denn was er weiter bedurfte, war eine gute Wartung, die er

schwerlich im Wirthshause finden konnte. Heim konnte er nicht reisen, denn dahin war es volle sieben Meilen; aber während er hin und hersann, fiel ihm ein, daß es über den See hin wahrscheinlich nicht weit nach Mörkedal wäre. Er fragte genauer darüber nach; und da er belehrt ward, daß die Fahrt dahin in einer kleinen Stunde geschehen könne, so war sein Entschluß bald gefaßt.

Als Richard die Zeilen hingekritzelt hatte, die er an seinen Vater absenden wollte, und sie in das Postfelleisen that, das gerade um die Zeit weiter ging, begann er mit der rechten Hand in seiner Brusttasche nach seiner Brieftasche zu suchen. Aber der Doktor, der beim ersten Schimmer des rothen Saffians merkte, von was die Rede seyn sollte, sagte gutmüthig: „Lassen Sie das seyn, Herr Lieutenant! Solche kleinen Dienste auf der Reise gehören zur Extrapraxis, und die taxire ich nie in Geld. Wenn wir wieder einmal zusammentreffen, wollen wir der Sache zu Ehren eine Bouteille leeren.

Richard verstand seine gute Meinung, wurde jedoch roth; denn er wußte, wie allgemein bekannt es war, daß junge Militärs selten bei überflüssiger Kasse sind. Doch wollte er nichts geschenkt haben, nicht einmal einen zusammengeflickten Arm. Wie es nun kam, ist nicht genau bekannt, aber von des Doktors Heimath, nach der Richard fragte, um ihm etwa die Belohnung dahin schicken zu können, kamen die Herren auf einen Gegenstand von ganz anderer Beschaffenheit, einen Gegenstand, der Richard so sehr fesselte, daß er die Schmerzen in seinem Arme ganz vergaß, so lange sie sich davon unterhielten. Für gegenwärtig wollen wir uns noch nicht damit befassen, aber wir können so viel sagen, daß während der Doktor sein Mittagessen schloß, der Patient ungeachtet der großen Anstrengung, die es ihn kostete, die merkwürdige Unterhaltung Wort für Wort aufnotirte, das Papier versiegelte und in seine Brieftasche steckte.

Der brave Doktor reiste nicht eher ab, als bis er

Richard im Schlitten sah. „Sie müssen sich eilen," sagte er; das Fieber ist schon im Anzug. Ich sehe Ihnen an, Herr Lieutenant, daß die Schmerzen ganz verteufelt seyn müssen."

„Ja wohl!" sagte Richard. Aber in diesem Augenblicke waren es nicht bloß körperliche Schmerzen, die seine Züge entstellten: seine Seele sah sich in einen Wirrwarr geworfen, der ihm wie das Fegefeuer selbst vorkam, und er mußte in die Kälte hinauskommen, um seinen Kopf abzukühlen. Noch einmal versuchte er es, dem Doktor seine Dankbarkeit abzustatten, aber dieser unterbrach ihn mit einem raschen Blick auf den Fuhrmann: „Fahr zu, fahr zu Bursche, was die Pferde laufen können! Gehorsamer Diener, Herr Lieutenant! Da es nicht weit nach dem Orte des Provinzialarztes ist, so schicken Sie gleich zu ihm, und halten Sie um Gotteswillen den Arm ruhig! Gehorsamer Diener!" Und damit fuhr der Schlitten des Lieutenants dahin, während der Doktor bedächtig in die Stube zurückging, sich mit seiner Reiseflasche beschäftigte, und eine halbe Bouteille Porter leerte, um sich unterwegs bei einiger Wärme zu erhalten.

Mörkedal, wohin wir uns jetzt versetzen, war ein altes düsteres Gut, ein kleiner Familiensitz, der dem General D— durch eine unvermuthete Erbschaft zugefallen war, und den er beständig bewohnte, seit er vor fünfzehn Jahren seinen Abschied genommen und sich mit seiner Familie dort einquartiert hatte. Hier hatte er seine Gattin in zweiter Ehe, die Mutter Hedwigs, verloren; hier hatte er einen hoffnungsvollen Sohn verloren, die einzige Erinnerung, die ihm aus seiner ersten Ehe geblieben war; und hier hoffte er auch selbst die Augen zu schließen, denn manche Stunde von Freud und Leid hatte ihn mit seinem frostigen Mörkedal so vertraut gemacht, daß er es um keinen Preis verlassen wollte.

Das Gut war von der Natur stiefmütterlich ausgestattet worden. Die Landschaft umher war flach und

öde; aber ein paar große Baumgärten, ein schöner Park und eine gute und elegante Einrichtung der Zimmer machten es für seinen Besitzer reizender als alle andern Punkte. Da der General überdieß einen guten Tisch halten und stets so manche Gäste bei sich sehen konnte, die seinen Spieltisch füllten, fand er keinen Grund, um einen Wechsel vorzunehmen, obschon sich Fräulein Gunilla hie und da immer wieder die Freiheit nahm, ihn zu erinnern, daß es bei allen adeligen Familien Sitte sey, ihre Töchter in die Welt zu bringen, weßhalb es ihrer Ansicht nach nothwendig wäre, Hedwig wenigstens ein paar Winter lang in der Hauptstadt leben zu lassen.

Hiezu wollte inzwischen der General seine Einwilligung durchaus nicht geben. Bei aller Achtung vor Tante Gunillas gutem Urtheil und den Gewohnheiten anderer adeliger Familien war er der Meinung, daß Hedwig schon einen Mann bekommen werde, ohne daß man sich deßhalb so viele Mühe mache. Es war eine schöne Zeit, wenigstens zwanzig Jahre her, daß der General in Stockholm gewesen war, er hatte jetzt keine Verbindungen mehr mit dort, und wollte nicht hinreisen, um nur neue Gesichter zu sehen. So blieb denn Hedwig daheim; und da ihre Erziehung schon weit fortgeschritten war, als ihre vortreffliche Mutter, eine ebenso gebildete als verständige Dame, starb, so war es kein großer Verlust für sie, daß sie der Stockholmer Edukation entging. Der Nachbarn um Mörkedal herum waren es nicht viele, aber gute; und mit Freude öffneten sich dem jungen, heitern und reichen Fräulein die besten Häuser. Dort gab es junge Militärs in Menge, die ihre Herzen los werden und ihre Schulden bezahlen mußten. Der General hatte Recht: Hedwig brauchte nirgends hin zu reisen, um einen Mann zu bekommen. Zehen Männer standen ihr zu Gebote, die es nur nicht wagten, ihre Werbungen anzubringen.

Hier nehmen wir die Gelegenheit wahr, um ein Paar Worte über den Freiersplan des Stallmeisters zu

sagen. Er war mißlungen, und dies ist Alles, was darüber erwähnt zu werden braucht. Vielleicht hätte er jedoch eine zweimonatliche fruchtlose Belagerung für den erstrebten Zweck als noch nicht genügend erkannt, wenn ihm nicht zur nämlichen Zeit eine junge reiche Wittwe in diese Schußlinie gekommen wäre, die jedoch weder monatlich noch jährlich Zimmer vermiethete. „Es ist übrigens auch gut, wenn man sie auf Lebenszeit nimmt!“ dachte er verständigerweise; und hiemit ward die Belagerung von Hedwigs Herz aufgehoben. Der Stallmeister packte ein, und ein Paar Wochen darauf erzählte man überall, daß er bald im Hafen der Ehe Anker werfen werde.

Eines Nachmittags saßen der General und der Kapitän, der noch in Mörkedal aushielt — denn bessere Weine, als die, welche in Mörkedals Keller verwahrt wurden, gab es auf viele Meilen weit in die Runde nicht — am Kamine und rauchten, und verkürzten sich die Zeit bis zur Spielstunde mit einigen von des Kapitäns jetzt zur Genüge abgenützten Anekdoten. Der General schien sie indessen mit ungemindertem Interesse zu hören. Sein Gedächtniß war nicht mehr jung; aber man muß auch Brandlern einige Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er kochte seine Suppen mit bald kurzen, bald langen Brühen wieder auf; er ragousirte, frikassirte, spickte und briet sie mit einer solchen Kunstfertigkeit, daß nur ein guter Sachkenner zu merken vermochte, daß sie noch einen Beigeschmack von ihrem eigentlichen Ursprung hatten.

Während die Herrn mit ihren kleinen Hilfsmitteln sich so gut als möglich davor zu bewahren suchten, wieder in Schlaf zu fallen, fuhr das junge Fräulein Hedwig wie gewöhnlich aus, um sich an der guten Bahn zu belustigen. Nur ein Diener begleitete sie, der hinten aufstand; und das kleine Fräulein war so mannhaft im Reiten und Fahren, daß sie ungeachtet der strengen Kälte selbst die Zügel regierte.

„Das Eis ist doch sicher, Blomberg?" fragte sie den Bedienten, und ließ das Pferd, noch ehe sie eine Antwort bekam, den schmalen Weg einschlagen, der nach der See hinabführte.

„Ja, damit hat es keine Gefahr, Fräulein! Dort sind genug Leute, wie ich sehe. Aber friert das gnädige Fräulein nicht? Ich würde gewiß vorsichtig fahren."

„Daran zweifle ich nicht, mein lieber Blomberg; aber siehst Du, es geschieht nur zu meinem eigenen Vergnügen, wenn ich fahre. Doch halte Dich jetzt fest, dann sollst Du sehen, wie es gehen wird!" Und fort ging es, daß der emporgeworfene Schnee um die Augen wirbelte.

„Siehst Du den Schlitten dort, Blomberg? Was meinst Du, fährt er nicht Mörkedal zu?"

„Ja, das ist sehr wahrscheinlich. Es ist ein Herr darinnen, so viel ich sehen kann, ein Offizier; vielleicht der Kornet von Lehrberg. Aber nein, der ist es doch nicht, denn ich kenne das Pferd nicht. Ja — jetzt sehe ich deutlich, daß es ein Fremder ist, der mit Miethpferden von Duringe kommt."

Hedwig war jetzt den Reisenden so nahe, daß sie einen Gruß erhalten konnte. „Herr Gott! Was ist das?" rief sie in freudigem Erstaunen. „Ich träume nicht — es ist wirklich Lieutenant Richard!" Die Schlitten waren jetzt neben einander. Der Lieutenant deutete auf seinen Arm in der schwarzen Binde, und sprach mit seiner alten Artigkeit: „Gnädigstes Fräulein Hedwig! ich komme hier als Invalid und Supplikant zugleich, um auf einige Tage Gastfreundschaft zu erbitten. Ich habe das Mißgeschick gehabt, meinen Arm zu brechen, und begrüße nun ein so glückliches Zusammentreffen als die größte Linderung in meinen gegenwärtigen Schmerzen."

„Sitzen Sie nur stille, mein bester Lieutenant, und tausend Mal willkommen, obschon weiß Gott! die Veranlassung Ihres Besuches eine sehr leidige ist! Daß

aber der Herr Lieutenant sich hinauswagt! Nun, da es einmal so ist, so haben Sie die Güte, und fahren Sie hier bei mir! Mein Schlitten ist breiter und bequemer, und ich habe dann das Vergnügen, den Herrn Lieutenant fahren zu dürfen!“

„Das erstere nehme ich mit aller Dankbarkeit an,“ sagte Richard, und kam durch Blombergs und des jungen Fräuleins vereinte Bemühungen in den Besitz des möglichst besten Platzes. Hedwig konnte ihn gar nicht bequem genug machen, und rückte selbst so weit zur Seite, als möglich, damit sie ihren Nachbar nicht genirte. „Aber das zweite,“ setzte er hinzu, und konnte dabei, so sehr er auch litt, ein Lächeln nicht zurückhalten, „das zweite ist wohl noch nie erhört worden. Ein junges Fräulein einen invaliden Lieutenant kutschirend! Nein, meine Gnädigste, das wäre zu toll! Haben Sie die Güte, die Zügel meiner rechten Hand anzuvertrauen!“

„Nein, ich danke, darauf gehe ich nicht ein! Es ist besser, der Lieutenant vertraut sich mir an. Ich fahre immer selbst, das kann Blomberg bezeugen; und jetzt wollen wir die Zeit nicht mit Komplimenten verschwenden! Sobald wir zu Hause sind, schicken wir nach Doktor K—. Doch da fällt mir noch etwas Besseres ein! Sey Du so gut, Blomberg, und nimm den Schlitten des Herrn Lieutenants und fahre nach Salstad hinüber! Grüße den Doktor vom Papa, und bitte ihn dann — Gott gebe nur, daß er zu Hause ist! — mit Dir herüberzukommen. Sehen Sie, Herr Lieutenant, wir haben kaum eine halbe Meile nach Salstad; es geht schnell. Ich weiß, daß man sich auf Blomberg verlassen kann; er schafft gewiß den Doktor herbei.“

Blomberg, der in dem festen Glauben lebte, daß kaum ein Engel Gottes an Güte und Freundlichkeit mit dem jungen Fräulein zu vergleichen sey, hätte um ein Paar Worte des Lobes von ihr den Doktor auch auf zehn Meilen in der Runde aufgesucht; und ehe der Lieutenant seine Zufriedenheit aussprechen konnte, war

Blomberg schon im Schlitten, und jetzt fuhren Richard und Fräulein Hedwig allein.

„Meine Dankbarkeit ist stumm," sagte er, indem er das wohlwollende Gesicht seiner hübschen Reisegefährtin mit Blicken betrachtete, die Hedwig innerlich wohl thaten, denn sie drückten die höchste Erkenntlichkeit für ihre kleinen Anordnungen aus.

„Leidet der Herr Lieutenant sehr?" fragte sie, nach einigem Stillschweigen.

„Ich hätte allerdings sehr gelitten, wenn ich nicht so glücklich gewesen wäre, in Duringe einen reisenden Arzt zu treffen, der bei meiner Ankunft zufällig da war und meinen Arm einrichtete; aber die Kälte und die Fahrt haben keine gute Wirkung darauf gehabt. Doch thut er jetzt weit weniger wehe, als eben vorhin."

„Ach, wie froh wäre ich, wenn der Herr Lieutenant wirklich so meinte!" sagte Hedwig unschuldig und ohne zu bedenken, wie wenig wahrscheinlich diese war, da er sich ja noch immer außen befand und jeden Augenblick durch die Bewegung und Kälte litt.

Der General empfing seinen Gast mit ausgezeichneter Artigkeit und Gastfreundschaft. Sobald er den Unglücksfall erfahren hatte, war sein erstes Wort, daß der Lieutenant, so lange es für nothwendig erachtet werde, Mörkedal als seine Heimath ansehen solle. Auch der Kapitän zeigte sich auf jede Art freundschaftlich und dienstfertig. Er versicherte, daß, wenn das Fräulein nicht schon nach dem Doktor geschickt hätte, er den Lieutenant eben so gut besorgt haben würde, wie dieser. Er habe mehrmals bei den Soldaten seiner Kompagnie den Feldscherer gemacht. Fräulein Gunilla, die hilfreiche Alte, war unermüdlich, um dem Gast alle möglichen Bequemlichkeiten zu verschaffen; und dabei half ihr Hedwig so treulich und ungekünstelt, daß es Richard vorkam, als sey das junge Fräulein hundertmal liebenswürdiger geworden, als sie in Tyringsholm war.

Den Tag nach seiner Ankunft in Mörkedal lag

Richard in heftigem Fieber; und den Tag darauf war es noch schlimmer. Seine Gemüthsstimmung war auch nicht das geringste Uebel; sie hatte einen fühlbaren Schlag erlitten. Der Kapitän hielt ihm treulich Gesellschaft, aber alle seine Bemühungen, den Lieutenant aufzuheitern und zu unterhalten, waren vergebens. Der Arm schmerzte ihn unerträglich, und seine unruhigen Gedanken quälten ihn noch mehr.

Der arme Lieutenant! da lag er jetzt und wand sich und litt und konnte sich weder dahin noch dorthin werfen, so gerne er auch diese Unterhaltung ergriffen hätte. Da, als es schon neun Uhr Abends war, ertönten Schellen am Hofe. Der Kapitän wunderte sich, wer wohl noch der späte Gast seyn möge, und ging hinunter, um nachzusehen. Richard wunderte sich ebenfalls und war begierig, ob es wohl sein guter Vater seyn möge; aber eine noch größere Ueberraschung erwartete ihn, indem Klas Malchus, der die Veranlassung zu dem Groll, den der General gegen ihn empfinden konnte, ganz vergessen hatte, sich zuerst bei demselben einstellte, um ihm für die seinem Vetter erwiesene Gastfreundschaft zu danken, und dann diesen selbst zu besuchen.

„Wie geht es Dir, Richard?“ war die erste eifrige Frage des Barons.

„Wirklich, mein bester Klas, Du?“ rief der Lieutenant und machte große Augen, „das ist ja sehr freundschaftlich von Dir — von Dir, der Du Dir so ungerne eine Mühe machst!“

„Ich mache mir nicht ungern eine Mühe, wenn ich glaube, daß ich Jemand einen Dienst leisten oder auch nur ein Vergnügen machen kann,“ erwiederte der Baron und reichte seinem Freunde die Hand. „Ei, Du hast ja ein brennendheißes Fieber, und dazu einen gebrochenen Arm! Mein armer Richard, das ist zu viel auf einmal!“

„Ach ja, ich hätte wohl mit weniger vorlieb ge-

nommen; aber ich würde froh gewesen seyn, wenn es nicht noch weiter gegangen wäre!" murmelte Richard in einem Tone, der von seinem gewöhnlichen ganz verschieden war.

„Noch weiter!" fragte Klas Malchus, und setzte sich an das Bett.

„Ja, ja, viel weiter; doch das darfst Du jetzt nicht wissen. Mein guter, braver Klas, wußte Jemand, daß Du fortgingst?"

„Keine Seele! Ich wollte nicht durch Fragen und Aufträge belästigt werden; deßhalb packte ich heute morgen in aller Frühe etwas Weißzeug in meinen Studentenranzen, und ging nach der nächsten Station, von wo aus ich Pferde nahm und ein paar Zeilen der Mamma nach Hause schickte."

„Das sieht Dir gleich, Klas Malchus! Ich kann mir denken, wie wüthend der Onkel wurde, wenn er erfuhr, daß Du wie ein reisender Handwerksbursche nach dem Wirthshofe kamst! Aber Gott segne Dich dafür, Klas, daß Du hieher kamst! Wenn ich nur Deinen Haarschopf betrachte, der jetzt wieder zu wachsen beginnt, so wird es mir schon leichter ums Herz. Ich meine wieder zu Hause und des Teufelszeugs los zu seyn, das mir auf der Reise begegnete. Aber, wie befinden sie sich daheim?"

„Sie sind wohl! Die ganze Gesellschaft, auch des Majors, war gestern in Svärdsö über Mittag."

„Du auch?"

„Nein, ich nicht."

„Aber hieher reisest Du, volle acht Meilen? Du braver Bruder, ich wollte, ich könnte Dir tüchtig die Hand drücken, für den Freundschaftsdienst! Hatten sie sich in Svärdsö gut unterhalten?"

„Das weiß Gott; ich fragte nicht darnach. Dein Brief erwartete sie bei der Heimkunft. Aus Papa's früheren Winken konnte ich jedoch schließen, daß er der

Meinung war, es werde unterwegs zwischen dem Grafen und Isabellen richtig werden."

„Unterwegs, sagst Du! Begleitete der Graf sie nach Hause?"

„Ja wohl; er fuhr Isabellen, und führte sie hin und wieder her."

„Nun, das machte sich ja recht hübsch!" sagte Richard, murmelte aber dabei etwas „von Wesen machen und übergroßer Geschäftigkeit."

Am folgenden Tage hatte Richard das Vergnügen, auch seinen Vater zu sehen. Der Major hatte seine Ungeduld nicht länger bezähmen können, und sein Erstaunen darüber, daß er Klas Malchus bei Richard fand, war eben so groß, als sein Vergnügen ungetrübt. Aber sein Kummer um den Sohn wurde ernsthaft, als der Doktor voraussagte, daß wenigstens ein Monat darüber hingehen würde, bis der Lieutenant an eine Reise denken dürfe. Bei der geringsten Abweichung von der Lage, in der sich der Arm jetzt befand, konnten die Schindeln verrückt werden; und das Einzige, was der Doktor vorschrieb, war Vorsicht, Geduld und gute Gesellschaft.

Sobald Richard mit seinem Vater allein war, bemerkte dieser eine Unruhe und eine Ungeduld in seinem ganzen Wesen, die er noch nie an ihm gesehen hatte.

„Papa" . . . rief er ein paar Mal hastig, unterbrach sich jedoch wieder, während er die Augen fest auf die Brieftasche heftete, die neben ihm auf dem Tische lag.

„Willst Du mir etwas sagen, mein Junge?"

„Nein, es war Nichts!" antwortete er gezwungen.

Aber der Major, der seine Unruhe und Verwirrung bemerkte, und sie immer mehr steigen sah, sprach mit väterlich vertraulichem Tone: „Es beschäftigt und quält Dich Etwas, mein Junge?" Der Major hatte schon lange befürchtet, Richards Ruhe könnte durch das tägliche Zusammenseyn mit seiner schönen Kousine leiden, und nach den Symptomen zu schließen, die er eben be-

merkt hatte, hielt er dies für entschieden. Er zweifelte auch nicht im geringsten, daß Richards Kummer aus der Befürchtung entspringe, es habe eine Erklärung zwischen Graf M — und Isabellen Statt gefunden.

Aber Richard schwieg, wie wenn er die Worte seines Vaters nicht recht verstanden hätte; und dieser, der mit einem solchen Geständnisse eben so zufrieden war, schlug jetzt einen andern Ton an. „Nun, unter uns, ich versichere Dich, ich lachte nicht wenig über den Durchfall des Obersten am Donnerstag. Es war klar wie der Tag, daß er sich auf eine Verlobung in Svärdsö gespitzt hatte; aber dießmal zog seine Weisheit mit langer Nase ab. Isabelle machte dem Grafen wahrhaftig keine Avancen, und ein so alter Diplomat, wie er, sieht wohl vorher zu, wo das Land liegt."

Jetzt war unser ehrlicher Major ganz gewiß, daß er auf Richards aufgeklärtem Gesichte die Frucht seiner Feinheit lesen würde; aber „in diesen Tagen singen sie nichts." Richard hörte zwar zu, aber er war zerstreut. Er wußte zum voraus, daß Isabelle nicht so eilig mit ihrem Jawort seyn würde, wenn sie es überhaupt gab; und der Major, der seinen Plan fehlschlagen sah, fand eben darin den besten Trost, denn er meinte, jeden andern Kummer könnte Richard leichter ertragen, als einen Korb von dieser Seite. Und eines solchen Ausgangs war der Major vollkommen sicher, falls je ein Versuch von Richard aus Statt finden würde.

Die Ankunft des Kapitäns hinderte die Fortsetzung der Unterhaltung. Nachher schien Richard wieder ein ruhigeres Wesen anzunehmen, aber das Vaterauge merkte recht wohl, und eben so auch Klas Malchus, daß er seine frühere heitere Laune nicht mehr hatte; und daß diese Veränderung nicht in den körperlichen Leiden allein lag, ließ sich aus vielen Dingen schließen.

Nachdem der Major einige Tage lang die Gastfreundschaft des Hauses genossen hatte, rüstete er sich zur Heimfahrt. Als er sich eine Weile vor der Abreise

mit seinem Sohne allein befand, sprach dieser mit einer Selbstbeherrschung, die ihn gewiß viele Mühe gekostet hatte: „Papa, ich habe in meiner Brieftasche ein versiegeltes Papier, daß ich mir nicht selbst zutraue, gut genug verwahren zu können. Will Papa so gut seyn, es aufzuheben? — aber laß um Gottes Willen das Siegel nicht verletzen, denn ich bin noch nicht gewiß, ob ich einen Gebrauch davon machen kann."

„Ei, Du hast doch wohl nicht einen Fund in unserer Gruft gethan?" fragte der Major scherzend.

„Nein, bewahre! Aber diese Reise, mein Sturz mit einbegriffen, war vielleicht doch eine Fügung des Schicksals. Wenn ich gesund werde ... doch nein, ich will nicht mehr daran denken! Laß uns nicht mehr davon sprechen — verwahre es nur!" Der Major fürchtete, Richard möchte von Fieberphantasien ergriffen seyn; aber zu seiner Verwunderung fand sich wirklich ein versiegeltes Papier in der Brieftasche. Er versuchte daher den Inhalt desselben näher zu erforschen, stand jedoch bald von diesem Vorsatze ab, als er sah, wie schon der bloße Gedanke daran seinen Sohn aufregte; und nachdem der Major sein Versprechen erneuert hatte, daß er das Dokument wohl verwahren wolle, bis Richard selbst darnach fragte, reiste er voll Ahnungen über das geheimnißvolle Benehmen desselben ab. Ehe er aber noch die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, hatten schon wichtigere Gedanken über den Gutsbetrieb und den großen Veränderungen, die er im Frühjahre vornehmen wollte, die Kraft von Richards seltsamen Worten ganz und gar gehoben. Der Major verwahrte übrigens das Papier pünktlich; aber nachdem er den Schlüssel zur Schublade seines Schreibtisches herumgedreht hatte, war es auch ganz vergessen.

Klas Malchus blieb zurück und hielt treulich bei Richard aus, bis dieser mit dem Arm wieder in den Rock hinein und auf dem Sopha im Wohnzimmer des Generals sitzen konnte. Dann erst hielt sich Klas für ent-

behrlich; und unfähig der Sehnsucht nach seinen geliebten Morgenwanderungen länger zu widerstehen, mußte er reisen, wenn er nicht krank werden wollte. Schon lange hatte er einen kleinen Hieb von Heimweh gehabt, obschon es ihm jetzt weit mehr in Gesellschaft des Generals und seiner Familie gefiel, als dies in Tyringsholm der Fall gewesen war, wo der Oberst durch seine Sucht, alles recht gut zu machen, alles recht schlecht gemacht hatte. Klas Malchus besaß in Mörkedal seine ungestörte Freiheit; der General war höflich und wohlwollend, ohne Komplimente, und Hedwig nicht mehr so fraglustig. Sie lebten alle recht gut zusammen; aber heim mußte er doch, um die Luft um das kleine Meßnerhaus zu athmen.

Richard fühlte seine Abwesenheit empfindlich, aber wie hoch er auch Klas Malchus' Freundschaft schätzte, eine Freundschaft, die diesen vermocht hatte, seinen theuren Gewohnheiten zu entsagen, und seine Heimath zu verlassen, um in einem fremden Hause zu leben, so konnte der Lieutenant doch diese Freundschaft nicht vollkommen würdigen, denn er kannte das große Opfer nicht, das Klas Malchus gebracht hatte.

Nach dem Abgang des Barons verstrichen die Tage noch langsamer für den jungen Lieutenant. Er war nicht gewohnt, sie auf dem Sopha hinzubringen, und wäre so gerne seinen alten lieben Beschäftigungen nachgegangen, und im Walde bei den Sägmühlen und Dreschtennen herumgesprungen, und dann Abends bei Isabellens kleinem Sopha in dem rothen Kabinette gestanden. Das Alles hatte Richard jetzt in frischem Angedenken; aber er konnte doch auch nicht undankbar seyn: und wenn er die vielen unbeschreiblich freundlichen Sorgen sah, deren Gegenstand er war, so suchte er sich darein zu finden, zumal da er auf alle Fälle nichts Besseres thun konnte.

Der junge Herr Richard begann auch nach und nach wieder recht hübsch auszusehen, wenn er in seinen rothen Schlafrock gehüllt, gegen die von Hedwigs Hand

geordneten Kissen lehnte. Seine Wangen von der Krankheit gebleicht, hatten jene interessante Farbe, die — wie Jedermann oder vielmehr jede Frau weiß — sich so gut zu schwarzen Locken ausnimmt. Die Haare des Lieutenants waren aber auch jetzt in einer Verfassung, daß sie sich mit Vortheil sehen lassen konnten. Sie waren zwar nicht so sorgfältig frisirt, wie sie es vor der Reise gewesen waren; aber sie spielten doch unläugbar eine gewisse Rolle, mochten sie nun auf dem von Hedwigs Hand gestickten Ohrkissen ruhen, oder über die Stirne ihres Besitzers zurückfallen.

Hedwig beschäftigte sich oft mit dem Gedanken, ob der Lieutenant jetzt nicht sogar noch hübscher sey, als damals, wo er sie gesund und froh zum Tanze führte. Es war zwar wahr, seine Augen hatten nicht den Glanz und den heitern Ausdruck, den sie damals besaßen, noch konnte sein Wuchs und seine Haltung sich so zu seinem Vortheile zeigen; aber das hatte jedenfalls nichts zu bedeuten, denn sie war ganz sicher, daß Niemand eine bessere Manier und größere Anmuth in seiner Toilette besaß, wenn diese sich nur auf einen Schlafrock beschränkte; und mochte er nun gehen, sitzen oder in halbliegender Stellung auf dem Sopha ruhen, so war er doch immer das Interessanteste, was Hedwig kannte. Dazu war er noch so freundlich, so geduldig und dankbar. Hedwig dachte gar nicht daran, daß ihre eigene Güte diese Eigenschaften bei ihm hervorrief; damals dachte sie noch nicht viel — desto mehr genoß sie ihr kurzes, gefährliches Glück.

Richard, der zu sehr mit Isabellen und dem Andenken an seine Begegnung in Duringe beschäftigt war, hatte nicht Zeit um auszuforschen, was um ihn her vorging. Er war auf keinen Fall so eigenliebig, um Hedwigs sanfte Sorgfalt etwas anderem, als ihrer freundlichen Theilnahme zuzuschreiben. Aber er fand auch wirklich mit Erstaunen, daß sie entweder in diesen fünf Monaten unendlich zugenommen haben mußte, oder daß

er früher blind gewesen war; denn sie war gewiß ein herzlich liebes und reizendes Wesen, das erkannte er jetzt.

Isabelle hatte ihm früher Hedwig ganz verdunkelt. Auf diesen beiden jungen Mädchen konnte man mit Grund das nicht selten benützte Gleichniß von der Knospe und Rose anwenden. Jetzt überstrahlte die Letztere ihre bescheidene Nebenbuhlerin; aber eines Tages konnten sie vielleicht mit einander um den Preis kämpfen, vielleicht sogar die Rollen wechseln, wenn die Knospe zur Rose ausgeschlagen war, und die Rose ihre Blätter zu falten begann.

Derartige Betrachtungen wurden jedoch von Richard nicht angestellt. Gleichwohl war es merkwürdig, daß er, obschon von dem Verlangen Isabellen wieder zu sehen einahe verzehrt, dennoch diese Stunde nicht sehr beeilte. Es waren große Bewegungen in ihm vorgegangen. Nicht nur die Leidenschaft war es, die ihn beherrschte, sie hatte einen Nebenbuhler an den Gedanken, die sein Blut in beständiger Wallung erhielten. Noch besaß jedoch Isabellens Bild eine Macht, die groß genug war, um allein seine Seele im Gleichgewichte zu erhalten, wenn die Versuchung in mancherlei Gestalten vor ihn trat.

Der Keim des Argwohns einmal ausgesäet, trägt auch in dem harmlosesten Gemüthe mannigfaltige Früchte. Richard kämpfte täglich mit seinen fieberhaften Träumen, und es ist ungewiß, wo sie geendet hätten, wenn er nicht durch eine große und wichtige Nachricht von Tyringsholm mitten aus seinen irrenden Gedankenfahrten herausgerissen worden wäre.

Jetzt war es nicht länger Zeit zu grübeln. Richard schüttelte den Kummer von seiner Seele, oder er fesselte ihn vielmehr darin, um dort, wo er mit Unruhe erwartet wurde, wieder einigermaßen als der Alte auftreten zu können. Um diese Zeit waren über fünf Wochen seit seiner Ankunft in Mörkedal verstrichen.

Viertes Kapitel.

Als der Oberst die Nachricht erhielt, daß sein Sohn, der Baron Klas Malchus E—brand und Herr des prachtvollen Tyringsholm, mit dem Ranzen auf dem Rücken und ganz im Kostüme eines Handwerksburschen zu Fuße nach dem Marker Wirthshofe gekommen sey, stieg sein Aerger bis zu einem solchen Grade, daß er — seinen eigenen Satz: daß ein Mann von Welt sich nie zu einer so gemeinen Gemüthsbewegung wie dem Zorne herablassen dürfe, ganz vergessend — vor Ingrimm zitternd ausrief: „Ich behaupte, daß er wirklich verrückt ist, und er soll mir ganz bestimmt, sobald er mündig ist, wieder unter Vormundschaft kommen! Hat man je so etwas gehört, sich des Generals so schamlos aufzudringen, nachdem er die Hand des Fräuleins auf die beleidigendste Art abgewiesen hat! Nein, ich sage es noch einmal, er ist wahrhaftig verrückt!"

Das hätte sich indessen der Oberst noch gefallen lassen, wenn es nur dabei stehen geblieben wäre; aber wie er selbst einmal bemerkte, es hatte seit dem Tage, wo Richard Tyringsholm verließ, ordentlich mit Widerwärtigkeiten zu hageln angefangen. Baron Klas' Ausflug war nur ein kleines Vorspiel zu dem Nachfolgenden.

Erstens begab es sich, daß am Ende derselben Woche, wo das Mittagessen in Swärdsö gewesen war, Graf M— den Obersten auf seinem eigenen Zimmer heimsuchte, bei welcher Gelegenheit der Graf, wegen der Schwierigkeit, die es hatte, mit dem Fräulein selbst zu sprechen, bei dem Obersten förmlich um ihre Hand anhielt, und denselben zugleich bat, er möchte sie auf seinen Besuch in derselben Angelegenheit vorbereiten.

Der Oberst, der sich in diesem Augenblicke so glücklich fühlte, als es nur ein Mensch seyn kann, der einen seiner höchsten Wünsche erfüllt sieht, gab seine Antwort mit der gehörigen Feierlichkeit und in Phrasen von der

feinsten Feinheit ab. Er setzte ungebeten hinzu, „daß er überzeugt sey, seine Tochter würde sich von diesem Anerbieten gewiß ebenso geehrt und geschmeichelt fühlen, als er selbst."

„Ich bin dessen keineswegs so gewiß," versetzte der Graf mit einer Schüchternheit, die den Obersten entzückte; und um den künftigen Schwiegersohn zu überzeugen, daß er sich täusche, erbot er sich den angenehmen Auftrag sogleich zu vollziehen, wenn er es wünschte. Zu diesem Vorschlag gab Graf M— mit einer stummen, aber nichts desto weniger beredten Verbeugung seine Zustimmung; und der Oberst, der vor Ungeduld brannte, die Sache in Ordnung zu sehen, eilte sogleich nach dem rothen Kabinete, wo sich Isabelle gewöhnlich befand, wenn sie nicht in ihren Zimmern war.

Die Kammerräthin und Isabelle saßen an dem Arbeitstische, und Beide hefteten einen erstaunten Blick auf den Obersten, als dieser mit seiner steifsten Feierlichkeit sprach: „Wenn ich Dich nicht störe, Isabelle, so möchte ich Dich bitten, mir nach dem Spiegelzimmer zu folgen! Ich habe ein Paar Worte allein mit Dir zu reden."

„Mein bester Papa," erwiederte Isabelle lächelnd, „ich habe keine Geheimnisse vor der Tante, und wenn daher die Sache mich betrifft, so mag sie Papa immerhin in Gegenwart der Tante sagen."

„Ich hätte geglaubt," fuhr der Oberst mit einem Anstrich beleidigter Würde fort, „Du trautest Deinem Vater so viel zu, daß er wisse, was zu thun oder zu lassen ist! Damit will ich nicht sagen, daß ich die Frage, die ich jetzt an Dich zu stellen beabsichtige, nicht auch der Meinung Deiner vortrefflichen Tante vorlegen möge; aber auch mit ihr möchte ich vorerst allein sprechen."

Isabelle antwortete hierauf nur, indem sie aufstand; und ohne einen Augenblick zu verlieren, ging man sogleich nach der Seite des Stockwerks, die nur bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet wurde, und wo das Spiegel-

zimmer, das am entferntesten lag, zum Berathungszimmer ausersehen war.

„Setze Dich, mein Kind!" sagte der Oberst. „Ich will nicht weitläufig seyn. Laß mich nur sagen, daß ich Dir die Erfüllung eines meiner lebhaftesten Wünsche zu berichten habe, eines Wunsches, den ich nicht so sehr um meinet- als um Deinetwillen hegte; denn ich bin überzeugt, daß seine Vollendung Dein Glück begründen wird. Kurz, Graf M— hat eben um Deine Hand angehalten, und mich gebeten, Dich auf seinen Besuch vorzubereiten. Ich hoffe, Du wirst ihn annehmen?"

„Ja," antwortete Isabelle ohne sich zu besinnen, „ich will ihn hier erwarten."

„Und Deine Antwort?"

„Papa erlaubt, daß ich sie ihm selbst sage."

„Sey's denn! Sie kann ja auf alle Fälle nur günstig seyn; denn ich weiß, daß ein Mädchen von Deinem feinen Gefühle ihn nicht annehmen würde, wenn es ihm einen Korb geben wollte. Ich gehe, um ihn sogleich aus so peinvoller Erwartung zu erlösen."

„Und ich bin gewiß," fuhr Isabelle ernst fort, daß Papa in derartigen Sachen zu pünktlich und genau ist, um dem Grafen ein Wort mehr oder weniger zu sagen, als daß ich ihn erwarte."

„O sey außer Sorgen! Ich verstehe diese Feinheiten und weiß, was ein Mädchen zu beobachten hat. Seine Ueberraschung wird dann um so größer."

Als der Oberst Isabellen verlassen hatte, nahm diese ein Buch und setzte sich ans Fenster. Sie studirte sich nicht in eine gewisse Stellung ein; aber die, welche sie so zufällig angenommen hatte, war unbeschreiblich reizend, und die leichte Röthe auf ihrer Wange verrieth, daß sie nur gar nicht ohne innere Aufregung war.

Graf M—s Schritte ertönten schon in einiger Entfernung durch die großen öden Zimmer. Isabelle lauschte. Vielleicht ging sie in Gedanken durch, wie oftmals sie schon ähnliche Augenblicke erlebt hatte, wie der war, der

ihrer jetzt wartete. Vielleicht dachte sie auch, daß dieß wohl der letzte Antrag seyn würde, den sie zurückwiese, daß vielleicht in Kurzem Alle, die nach ihrem Herz und ihrer Hand gestrebt hatten, sich glücklich preisen dürfen, diesen Wunsch nicht erreicht zu haben, wenn sie ihn nämlich um ihrer Persönlichkeit willen gehegt hatten. Solche Gedanken konnten ihr Gemüth nur düster stimmen; auch vermochte sie nur mit Mühe die schwarzen Bilder zu verscheuchen, die von allen Seiten auf ihr Herz einstürmten. Tief war der halb erstickte Seufzer, und zu sprechend die Thräne, die in ihren langen Wimpern zitterte, als sich Graf M— mit leisen Schritten näherte, und den freien Platz an ihrer Seite einnahm.

Es mag sich Niemand verwundern, daß des Grafen Muth stieg, als er sie in dieser nur zu deutlichen Bewegung sah, sie, die sonst immer so gefaßt und ruhig, so frei von aller albernen Ziererei war. — Was anders als das heftigere Aufwallen der Gefühle konnte diese unglücklicherweise mehr schmerzliche als beglückte Verwirrung in ihr hervorbringen?

„Mein Fräulein," sprach der Graf mit edler und offener Würde, „ich weiß, daß ich schon längst über die Jahre hinaus bin, wo man die Art Liebe zu gewinnen hoffen darf, deren Reichthum und Poesie nur im Frühling duftet, und in deren warmem Sonnenscheine nur das junge Herz sich freuen darf; aber der Frühling der Jugend und Poesie flieht uns aus den Händen, ehe wir oft nur eine einzige seiner bessern Blumen in unser Leben zu verflechten vermochten. Sollte es also für einen so Unbeglückten vermessen seyn, wenn er nach einer strebt? Sollte es" — die Bewegung des Grafen wurde tiefer, seine Stimme unsicherer — unmöglich seyn diese zu gewinnen?" Er ergriff Isabellens Hand und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

„Und sollte es Graf M—," Isabellens Stimme klang süße, aber nicht aufmunternd, „nur mit dieser gedient seyn?"

Des Grafen männliche Züge färbten sich mit einer starken Röthe. „Ich wage zu glauben," sprach er leise, „daß, wenn Fräulein von X— ein so kostbares Geschenk hingibt, es nie geschieht, ohne daß es von einem, wenn auch noch so kleinen Funken von Zärtlichkeit begleitet wird."

„Der Herr Graf läßt mir da Gerechtigkeit widerfahren. Glauben Sie, daß es mir unaussprechlich schwer fällt, erklären zu müssen, daß dieser einzige, so unumgänglich nothwendige Funken fehlt, obschon ich Ihnen die wärmste Hochachtung zolle."

Die Röthe verschwand von den Wangen des Grafen. „Meine Worte waren vielleicht zu kühn; aber es gibt eine Zärtlichkeit, die, wenn sie schon nicht in der Liebe ist, doch, das fühle ich bestimmt, für meine Wünsche genügend wird. Und wenn ich so unaussprechlich glücklich wäre, diese zu gewinnen, so würde mein ganzes Leben nicht hinreichen, das Geschenk derselben zu vergelten."

„Aber, Herr Graf, es steht nicht in meiner Macht, Ihnen weder einen größeren noch geringern Theil davon zu gewähren; und ich würde uns beiden gewiß das Schmerzliche dieses Augenblicks erspart haben, wenn ich nicht gefürchtet hätte, einen Auftrag Papa anzuvertrauen, der gewiß tief dadurch betrübt worden wäre. Seyen Sie überzeugt, daß es mir unmöglich ist, meine Hand zu verschenken, wenn kein wärmeres Gefühl sie begleitet; und des hochgesinnten Grafen M— wäre eine solche Gabe jedenfalls unwerth." Ein unaussprechlich süßes und warmes Lächeln sollte einer so vollkommen entscheidenden Antwort das Schmerzliche benehmen; aber Graf M— fühlte diesen Schmerz dennoch tief, und in seinen Augen sah Isabelle den Ausdruck einer weit stärkeren Gemüthsbewegung, als seine Worte aussprachen.

„Ich will dann Ihre Geduld nicht länger ermüden, mein Fräulein," sagte er mit großer Selbstbeherrschung; „ich danke Ihnen nur noch für die Milde, womit

Sie das Bittere unserer Unterredung hinwegzunehmen suchten."

Isabelle kam jetzt nicht mit dem Anerbieten einer Freundschaft, welche die Stelle der Liebe einnehmen sollte, u. s. w. Sie sprach kein Wort weiter; aber die achtungsvolle Miene und die verbindliche Art, womit sie den Grafen bis zur Thüre begleitete, bewies hinlänglich, daß sie seinen Antrag zu würdigen wußte.

Unterdessen war der Oberst bei der Kammeräthin, die jedoch nicht in die sichern Hoffnungen einstimmen wollte, die er sich machte. „Ich versichere Dich, meine beste Katharine Sophie," erwiederte er auf ihre Einwürfe, „ich sehe die Sache für entschieden an, daß ich mein neues Gespann darauf wetten will! Wenn Isabelle ihm einen Korb hätte geben wollen, so würde sie ihn nicht angenommen haben. Es wäre in diesem Falle wohl leichter gewesen, mich zum chargé d'affaires zu wählen, da ich ja schon zum postillon d'amour ausersehen war. Nein, meine gnädige Frau Schwester, Isabelle ist ein gescheidtes Mädchen. Sie wollte uns nicht in ihre Karten schauen lassen, aber ich habe meine kleine Gewohnheit, daß ich recht hübsch im Finstern sehe."

„Ich will von Herzen wünschen, mein Bruder, daß Deine Eigenliebe Dir hier keinen Streich spielt; aber es wäre eben nicht unglaublich, daß ich Isabellen besser kennte als Du." Die Kammeräthin war offenbar etwas böse, was man besonders daran bemerken konnte, daß sie Prise auf Prise nahm, bis die Dose beinahe leer war.

Dem Oberst, der eine große Achtung vor seiner reichen Schwester hatte, that es leid, sich ihre Ungnade zugezogen zu haben; und um sie wo möglich zu besänftigen, ehe die Sache selbst die Richtigkeit seiner Behauptung ans Licht setzte, sagte er vermittelnd: „Ich würde nie auf den Gedanken gerathen seyn, meine liebe Katharine Sophie, Isabellens Eigenheiten besser beurtheilen zu

können als Du, unter deren liebevoller Pflege sie sich entwickelt hat, wenn nicht..."

„Was willst Du damit sagen, mein Bruder?" unterbrach ihn die Kammerräthin heftig. „Du willst am Ende gar behaupten, ich habe ihr dieselben eingeimpft?"

„Gott bewahre, wie kannst Du nur meine Worte so sehr mißverstehen! Meine Meinung war nur, daß Du, die ihrer Entwickelung gefolgt ist, natürlich kompetenter in ihrer Beurtheilung seyn dürftest als ich, so fern nicht der nicht unbedeutende Vorrath von Menschenkenntniß, den ich während meines ziemlich ereignißreichen Lebens sammelte, sowie die Welterfahrung und, wenn ich so sagen darf, der scharfe Blick, den ich dabei erwarb, mir einen gewissen Anspruch darauf gäben, wenigstens eben so weit wie Andere zu sehen.

Die Kammerräthin rückte hin und her. Das Katzenartige in den schmeichelnden Worten des Obersten behagte ihr nicht; und etwas zu weit gehend sprach sie: „Ich meine doch, Du solltest Deiner Welterfahrung und Menschenkenntniß etwas mißtrauen, und nicht für so ausgemacht annehmen, daß Du weiter sähest als Andere, da Du erst neulich Gelegenheit hattest, Dich von der Unzulänglichkeit beider zu überzeugen; denn ich kann Dich versichern, daß diese Andern nie bezweifelten, daß Dein Heirathsprojekt mit Klas Malchus mißlingen würde."

Nur durch eine gewaltsame Anstrengung vermochte der Oberst bei dieser schlimmen Wendung der Sache seine Fassung beizubehalten. Seine Mienen zeigten indessen ein ordentliches Ragout von Süßem und Saurem, als er, seinen ganzen Vorrath von ernster imponirender Ruhe heraufbeschwörend, erwiederte: „Es gibt Zufälle, meine Schwester, die kein Sterblicher berechnen kann. Undankbarkeit und Mangel an Urtheilskraft waren stets die Klippen, an denen tiefe Pläne scheiterten. Dieses Schicksal traf auch Griechenlands und Roms weise Gesetzgeber. Was war es anders, als ein Mangel an Beurtheilungs-

vermögen ihres Werthes, verbunden mit einem hohen Grade von Undankbarkeit, was sie stürzte?"

Es ist schwer zu sagen, wie sich der Oberst in seinen eigenen Gedanken mit Roms Gesetzgebern zusammenstellen konnte; vielleicht wäre es ihm auch ziemlich schwer geworden, den kleinen sarkastischen Einwurf zu erwidern, den die Kammerräthin eben machen wollte, als beider Ideen schnell eine andere Richtung nahmen. Die Salonthüre ging. Wie, konnte der Graf schon so schnell zurück seyn? Der Oberst eilte ihm entgegen; aber wohin flogen jetzt seine stolzen und eitlen Versicherungen, sein nicht unbedeutender Vorrath von Menschenkenntniß, sein scharfer Blick und seine Welterfahrung, wohin flogen jetzt all diese nützlichen und vortrefflichen Dinge, als Graf M— mit einer vollkommen artigen, aber etwas kalten Verbeugung sprach:

„Ich reise mit einem Korbe ab, mein lieber Oberst! Das gnädige Fräulein hat mich von allen Heirathsgrillen vollkommen geheilt."

„Das ist unmöglich! Das muß ein Mißverständniß seyn!" rief der Oberst, ganz vernichtet bei der Erinnerung an die eben gehabte Unterredung. „Es kann nicht seyn — erlauben Sie mir, ein vernünftiges Wort mit ihr zu sprechen!"

„Durchaus nicht," erwiederte der Graf und faßte den Obersten beim Arm. „Ich kann das nicht zugeben. Die Abweisung des Fräuleins war so entschieden, daß sich nimmermehr eine günstige Veränderung denken läßt; und lassen Sie mich noch für meine Person hinzusetzen, daß ich mich beleidigt finden würde, wenn man irgend eine Ueberredung versuchte."

Da lagen jetzt die schönen Luftschlösser des Obersten zum zweiten Male über den Haufen geworfen; und mit unbeschreiblich langer Nase sah er Graf M— nach, als er Tyringsholm verließ.

„Nun siehst Du, mein Bruder, daß Andere auch einige Einsicht haben können!" sprach die Kammer-

räthin, die bei ihrem Kummer über Isabellens abschlägige Antwort wenigstens den Trost hatte, vor ihrem superklugen Bruder mit einem Scharfsinne prahlen zu können, den er ihr nicht hatte zutrauen wollen.

„Ja ich sehe," entgegnete der Oberst, „daß Gewaltthätigkeit, Empfindsamkeit und Mangel an gesundem Menschenverstand die Folgen der Erziehung sind, die Du meiner Tochter gegeben hast! Unter meiner eigenen Aufsicht hätten all diese Fehler nicht aufschießen können."

Die Kammerräthin hielt es gewiß unter ihrer Würde, so einfältige Vorwürfe von sich zu weisen; aber sie erzeugten keine wohlwollenden Gedanken gegen ihren Bruder in ihr. Einige langweilige und einsame Tage folgten auf diese zweite denkwürdige Niederlage des Obersten. Er vermißte zwar nicht Klas Malchus, der sich damals in Mörkedal aufhielt, aber destomehr Richard; und jedes Mal, daß er das Unglück des Lieutenants beklagte, fügte er die Bemerkung bei, Niemand könne ihn so gut unterhalten und erheitern, wie Richard, woraus Isabelle schloß, daß die größte Trauer um Richard gerade aus dem Verluste seines lebenden Umganges entspränge. Isabelle selbst war gewiß auch nicht frei davon, diesen Verlust zu empfinden; und wenn die Wände in dem rothen Kabinette von all den Seufzern hätten plaudern können, die dort in den einsamen Abendstunden ertönten, so... Doch es ist recht gut, daß man die Wände nicht inquisitorisch verhören kann, denn dann kämen wahrscheinlich mehr Neuigkeiten zu Tage, als zu wissen wünschenswerth wäre.

Fremde kamen und gingen; aber unter ihnen Allen war Niemand, der den Obersten besonders gefesselt hätte. Graf M—, ja das war ein Mann der Gesellschaft gewesen, ein Mann von feinen Sitten, Ansehen, Geschmack und Verstand! Den konnte Niemand ersetzen; und dazu mußte noch Richard krank seyn — wo gab es in dem ganzen Kreis ihrer Bekannten einen einzigen,

der mehr für ihn paßte, als diese zwei, die nicht kamen, der Graf aus Zartgefühl und Richard gesetzlicher Hindernisse halber.

„Und der Major, der Major!" sagte der Oberst zu seiner Frau, die ihm in Ermangelung eines Bessern Gesellschaft leisten mußte; „heißt das gehandelt wie ein Edelmann, der mit einem der besten Häuser im Lande verwandt ist: seine Ahnen aus ihrem ruhigen Grabe schleppen zu lassen, nur um nicht ein Paar tausend elende Reichsthaler ausgeben zu müssen? Ich versichere Dich, meine Liebe, diese Sache wird ein großes, ein unerhörtes Aufsehen machen! Die Zeitungen werden sich derselben bemächtigen, und denk' an mich, wir werden lesen müssen: „Der Major und Ritter, Herr v. L—, Schwager des fameusen Obersten, Baron v. X—, dessen Sohn kürzlich das große Fideicommiß Tyringsholm ererbte, hat sich in Folge seiner beschränkten Umstände genöthigt gesehen, die Familiengruft seines Geschlechtes zu verkaufen u. s. w." Ja, das wird sehr erbaulich werden! Und ich muß Dir sagen, Eugenchen, daß ich in der That noch im Zweifel bin, ob ich nicht für eine Zeit lang allen Umgang mit des Majors abbrechen werde. Niemand soll glauben, daß dieser Skandal meine Zustimmung gehabt habe."

Die Baronin konnte ein feines Lächeln kaum zurückhalten, als sie erwiederte: „Mein bester Malchus, thue das nicht; denn Du wirst einsehen, daß Richard unter solchen Umständen Tyringsholm nicht zu seinem Aufenthaltsorte wählen wird."

„Es geschieht auch nur um Richards willen, daß ich diesen Schimpf ertrage; aber ich habe dem Major offen meine Ansicht gesagt."

„Und er antwortete?"

„Er antwortete mit der Roheit eines Bauern — und unter uns, ich habe es stets beklagt, daß der Major jene Feinheit entbehrt, welche das Kennzeichen einer guten Erziehung ist — daß er nicht im Sinne

habe, seinen eigenen Kindern das Brod aus dem Munde zu nehmen, um Würmer im Grabe damit zu füttern, und daß diese alten aristokratischen Würmer keineswegs zu gut seyen, um denen Gesellschaft zu leisten, die aus dem Leichnam eines ehrlichen Bauern entständen!“

„Mein bester Malchus, Du wirst den Major gewiß sehr gereizt haben, bis er so etwas antworten konnte,“ versetzte die Baronin, wirklich erstaunt. Es war nicht zu verkennen, daß sie in Betreff des Gruftstreites gerne auf die Seite ihres Mannes getreten wäre.

„Ihn gereizt?“ wiederholte der Oberst mit einer verächtlichen Krümmung seiner noch schönen Lippe. „Ich reize Niemand, meine Liebe! Ich sage nur meine Meinung, und das stets mit Berücksichtigung all der Achtung, die man sowohl sich, als Andern schuldig ist, obschon man seinen gehörigen Aerger einnehmen muß, das weiß Gott; und davon habe ich gewiß nicht weniger bekommen, seit meine würdige Frau Schwester und die Fräulein Tochter im Hause ist.“

„Lieber Malchus, sprich nicht so! Ich bin so glücklich, wenn ich nur meine schöne, einnehmende Isabelle sehe; und gewiß bist auch Du stolz auf sie!“

„Das könnte ich seyn, wenn ihre Schönheit und ihr gesellschaftlicher Ton von einigem Nutzen wären; aber wer bekommt etwas davon zu sehen oder zu fühlen, wenn sie auf diese Art fortfährt? Sie benimmt sich ja so sonderbar, daß man sich über ihr launisches Wesen krank ärgern könnte. Da mag der Erste kommen und der Zweite, und der Dritte und der Vierte, und sie sitzt da und empfängt sie ganz gleichgültig, dabei unartig in ihren Shawl eingehüllt und mit einem Gesichte, als ob sich das ganz für sie paßte!“

„Wenn ihr Wesen, wie es nun einmal ist, sie nicht so gut kleidete,“ wandte die Baronin ein, „dann wären wohl die Stimmen darüber getheilt; aber sagen nicht Alle, sie sey bezaubernd?“

„Bezaubernd — ja doch, in den Augen einer blinden Mutter und einiger blinden Tanten! Aber Niemand soll mir weiß machen, daß so etwas Ton oder Styl sey! Das hätte bei der Gräfin M— noch hingehen können. Die Gräfin hätte den Winter über in Stockholm geglänzt, wo auch wir von Zeit zu Zeit hätten verweilen können; und während des Sommers wären wir wechselsweise hier und in Swärdsö gewesen, wo es dann bei der jungen Gnädigen gestanden wäre, den ganzen Tag über in ihren Shawl gehüllt auf dem Sopha zu liegen, wenn es ihr so beliebt hätte. Aber zu Hause bei ihren Eltern solche Unarten auszuüben, und noch dazu als unverheirathetes Frauenzimmer, das ist wahrhaftig nicht sehr passend — und ich glaube, sie wird so lange wählen, bis sie endlich Niemand mehr zu wählen hat, als den rothen und den blauen Shawl."

Nachdem die Baronin pflichtschuldigst durch ein Lächeln ihr Gefallen an dem hübschen Wortspiele ausgedrückt hatte, erwiederte sie ernst: „Und wenn es so geschähe, wäre denn das ein so großes Unglück? Das Vermögen, welches sie erbt, kann ihr ja das Leben immerhin leicht und angenehm machen."

„Das mag seyn, obschon es thöricht ist; aber sage mir nur, was es mich nützte, eine schöne, gefeierte und gesuchte Tochter zu haben, wenn sie mir nicht einen Schwiegersohn verschaffte, der durch seinen Namen meinem eigenen einen doppelten Glanz verleihen würde? Allein wie sieht es nun mit der Zukunft meines Geschlechtes aus, wenn Isabelle unvermählt stirbt und Klas Malchus . . . Doch Gott verhüte, daß es so gehe!"

„Mein Lieber," fuhr die Baronin nach einer kurzen Pause fort, „Du hast mir nie die Befürchtung mitgetheilt, die Dich in Betreff Klas' beunruhigt. Ich habe ihn indessen beobachtet, und war auch nicht ohne Besorgniß. Ich würde es jedoch gewiß nicht gewagt haben, in Dein Vertrauen einzudringen, wenn ich Dir

nicht eine Neuigkeit mitzutheilen hätte, die Dich vielleicht freuen wird. Marie hat einen Freier bekommen."

Der Oberst wurde schnell nach einander roth und blaß. „Diese Neuigkeit, meine beste Eugenie, kann freilich von unberechenbarer Wichtigkeit für uns seyn, sie kann aber auch mehr als alles Andere das Unglück beschleunigen, das ich Dir nicht länger verbergen will, da Du selbst so klug bist, um es einzusehen und zu befürchten. Wer ist der Freier? Ist keine Aussicht vorhanden, daß er ihr gefallen kann?"

„Ich meine, das sollte er ihr; denn es ist wahrlich keine schlechte Parthie, und für ein armes Mädchen wie sie, beinahe über alle Erwartung. Der Freier ist auch recht hübsch; es ist der junge Brogren, der Neffe und Gehülfe des Kommissärs Brogren. Er wird gewiß den Dienst bekommen, wenn der Alte seinen Abschied nimmt."

„Das ist ja prächtig!" sagte der Oberst etwas aufgeheitert. „Ich habe den Menschen mehrmals gesehen. Er ist sehr hübsch in seiner Art; und könnte man sie verloben, während Klas Malchus fort ist, so wäre das bei meinem Leben ein sehr wünschenswerther Wurf. Man muß es geschickt angreifen, um ihnen beizubringen, daß wir Marie eine ordentliche Aussteuer zu geben Willens sind! Der Umstand wird wenigstens bei Vater und Mutter wirken."

„Vielleicht," sagte die Baronin, die befürchtete, die Sache möchte ebenso schlimm ausgehen, wie die beiden andern Heirathsprojekte, wenn sich ihr Mann in die Sache mischte, „vielleicht wäre es gut, wenn ich die Angelegenheit ein wenig zum voraus rekognoscirte und hörte, wie Mutter Christine und der Alte selbst sie betrachten? Ich fahre aus und halte wie zufälligerweise am Meßnerhause; das wäre sehr einfach."

„Nur, meine liebe Eugenie — verzeih', daß ich es Dir aufrichtig sage — wende mir bei Betreibung dieser Sache gehörige Feinheit und Geschicklichkeit an. Vielleicht wäre es besser, wenn ich selbst . . ."

„Nein, noch nicht! Laß uns zuerst hören, wie weit es gediehen ist, ehe Du Dich darein mischest. Vielleicht ist Marie schon Braut."

„Nun, so gehe in Gottes Namen allein, aber thue es lieber gleich jetzt! Ich gehe selbst, um den Wagen zu bestellen."

Eine Stunde später ließ die gnädige Frau bei ihrem Ausfahren am Meßnerhause halten, und trat selbst mit gütiger Herablassung unter das niedere Dach desselben.

Fünftes Kapitel.

Gewiß war hier eben ein kleiner häuslicher Zwist auf der Bahn gewesen, denn man bemerkte an der ganzen Familie jenen Charakter der Verwirrung und verlegener Eile, der solche Auftritte bezeichnet, wenn sie unvermuthet durch die Dazwischenkunft eines Fremden unterbrochen werden.

„Ei, wie selten man die gnädige Frau Baronin bei uns sieht!" sagte Mutter Christine und wischte mit ihrer Schürze schnell einige Staubkörner vom Tische. „Es ist schon eine schöne Zeit, daß dem Meßnerhofe diese Ehre nicht widerfahren ist . . . Marie, geh hinaus und setze den Kaffeetopf ans Feuer! Die gnädige Frau macht sich vielleicht so gemein und genießt einen Tropfen Kaffee bei uns."

Der Kapellmeister, der noch von seiner Theaterzeit her eine gewisse Eleganz behauptete, eilte sich, das Wamms gegen den ehrbaren blauen Ueberrock zu vertauschen; und nachdem er sich auf alle Art der Ehre würdig gemacht hatte, der gnädigen Frau Gesellschaft zu leisten, kehrte er zurück, und leitete das Gespräch sogleich mit einigen artigen Fragen nach der ganzen gnädigen Herrschaft, besonders nach dem Lieutenant ein, dessen

Unglück sie Alle mit Betrübniß und Theilnahme erfahren hätten.

„Ja," sagte die Baronin, „wir werden wohl lange warten müssen, bis unser wackerer Lieutenant wieder zurückkömmt; und das ist um so trauriger, als wir auch Klas Malchus entbehren müssen, der seinen Freund nicht verlassen will."

„Ja, da haben die gnädige Frau Recht! Es ist kein kleiner Verlust, wenn man so viel auf einmal entbehren muß. Aber," setzte der alte Alfing hinzu und begleitete seine Worte mit einem bedeutungsvollen Lächeln, das darauf berechnet war, die Aufmerksamkeit der Baronin rege zu machen, was es auch that; „aber den Herrn Baron zieht vielleicht noch etwas besonders dahin?"

„Was zieht ihn hin, mein lieber Herr Kapellmeister?" Entweder begriff die gnädige Frau etwas schwer, oder that sie mit Fleiß, als verstehe sie es nicht.

„O, es ist dumm, wenn man dem Gerüchte nachschwatzt, das fast immer mehr weiß, als die Leute selbst wissen! Man sagte so, der junge Baron habe noch besondere Geschäfte in Mörkedal. Des Generals Tochter soll schön und in jeder Beziehung liebenswürdig seyn — die gnädige Frau merken den Rest oder das Ende vom Lied, wie es im Sprichwort heißt."

Die Baronin begriff, welchen Vortheil sie daraus ziehen könnte, wenn sie sich stellte, als habe das Gerücht keinen falschen Grund, oder wenn sie auch nur stillschweigend demselben ihren Beifall schenkte. Der Oberst würde einen solchen Zufall mit Freude benützt haben; aber die Baronin kannte ihren Sohn und zitterte vor dem Gedanken, daß er dereinst sie als Mithelferin bei einer Sache anklagen könnte, deren Folgen noch ungewiß waren, die aber, sie sah das ein, recht herbe werden konnten. Die Baronin Eugenie liebte die Wahrheit; und obschon sie sich innig von der Furcht zu befreien wünschte, daß ihr Sohn eine Gattin von so niederer Herkunft wählen möchte, so wollte sie doch diesen Vortheil um keinen Preis

durch eine Unwahrheit erkaufen, mochte diese sich nun in Worten aussprechen, oder aus ihrem Stillschweigen ahnen lassen.

„Dies Gerücht hat durchaus keinen Grund, mein lieber Kapellmeister," sagte sie lächelnd; „aber apropos von Gerüchten, so muß ich Ihnen sagen, daß das Geschwätz ebenso schnell vom Meßnerhause nach dem Herrenhofe läuft, als umgekehrt. Wir hörten, daß wir bald eine Hochzeit zu gewarten haben; und wenn das ist, so laden wir uns zu Gaste ein. Marie gibt eine hübsche Braut, und ich behalte mir vor, ihr die Krone aufzusetzen."

Der Kapellmeister schien etwas verlegen, aber Mutter Christine schlug die Hände zusammen und rief aus: „Ei, ums Himmels Willen! haben Ihro Gnaden auch schon etwas davon gehört? Nun, nun, ich muß gestehen, es stiege kein Rauch vom Brand, wenn nicht Feuer da gewesen wäre. Aber lieber Gott, wir sind ja bei Weitem noch nicht so weit gekommen, daß man von Hochzeit reden könnte."

Aber die pflegt doch gewöhnlich auf das Freien zu folgen," bemerkte die Baronin.

„Ja, ja," versetzte der Kapellmeister, „so ist es in gewöhnlichen Fällen, aber Ihro Gnaden dürfen glauben, daß wir es hier nicht mit einem solchen zu thun haben. Marie ist zwar meistentheils ein so gutes Kind, als man sich nur eines wünschen kann, und sie hätte ganz ein solches werden können, wenn sie dem Rathe ihres Vaters gefolgt wäre. Ihre Stimme — Ihro Gnaden dürften vielleicht noch nicht ihres Gleichen gehört haben; verzeihen Sie, daß ich das sage, aber ich verstehe mich ein wenig auf so etwas — ihre Stimme hätte ihr Glück machen können. Ich wollte sie an das königliche Theater in Stockholm bringen. Es wäre eine große Sängerin aus ihr geworden; aber sie hat ihr eigenes Bestes nie begriffen, und wie sie damals eigensinnig war und sich weigerte, so thut sie es auch jetzt. Es ist auf alle Fälle

eine so anständige Parthie, als sich nur eine erwarten läßt."

„Ja, ich halte sie für sehr vortheilhaft," sagte die Baronin. „Brogrens Onkel ist vermöglich; und da ich Marie stets lieb gehabt habe, so wird sie gewiß nicht ohne eine passende Mitgift in die Ehe kommen. Sie wird dann Frau, und man muß deßhalb auf Alles Bedacht nehmen."

„Ihro Gnaden sind gar zu gut!" erwiederte Mutter Christine, die, obgleich sie bei Baron Klas' unerschütterlichem Schweigen über diese Sache die Hoffnung aufgegeben hatte, in Marien einst eine vornehme Dame zu sehen, gleichwohl jetzt in dem Eifer der Baronin eine Besorgniß zu sehen meinte, die ihre alten kühnen Gedanken neu belebte, und die Lust an der Parthie mit Brogren beinahe wieder abkühlte. „Ihro Gnaden sind gar zu gut!" Mutter Christine machte einen zierlichen Knix, aber weder in ihrem Tone noch in den Geberden lag der Ausdruck einer herzlichen Dankbarkeit.

„Ja, das ist mehr als uns gebührt," fiel der Kapellmeister voller Komplimente ein; „kommt es aber einmal so weit, so danken wir zum voraus für die große Ehre. Es steht jedoch leider Gottes! noch in weitem Felde, denn der Eigensinn', der Eigensinn!" Der Kapellmeister schüttelte den Kopf.

„Aber," begann die Baronin, die einen etwas höhnischen Zug um Mutter Christinens Lippen zu bemerken meinte, und dadurch auf den Gedanken kam, sie möchte vielleicht ihrer eigenen Sache geschadet haben, aber warum ist denn Marie so eigensinnig? An was denkt sie denn — vielleicht an einen vornehmen Herrn? Ich sollte doch denken, daß eine so verständige Mutter wie Mutter Christine weiß, was ihr zukommt und obliegt, wenn auch ein siebenzehnjähriges unerfahrenes Kind noch so einfältige Ideen haben könnte."

Die Baronin Eugenie hatte ihr vornehmes Air angenommen, und wenn sie dies that, so war sie steif, kalt

und stolz, trotz irgend einer Dame aus der alten Bildergallerie der Familie. Sie saß da hoch und gebietend, und Mutter Christine fühlte sich so vollkommen geschlagen, daß sie sich einmal über das andere tief verneigend, versicherte, sie habe Marie stets nach bestem Verstande behandelt, und sie würde gewiß auch bei dieser Gelegenheit weder Rath noch Ermahnungen sparen.

Der Kapellmeister war höchlich erstaunt. Es war ihm nie eingefallen, in den Besuchen des Barons etwas zu sehen, das auf eine Bewerbung deutete. Er hielt Baron Klas für eine sonderbare, andern Leuten ganz ungleiche Person, die ohne einen andern Endzweck kam und ging, als weil er eben jetzt einmal gewohnt war, in dem Meßnerhause sein Glas Wasser zu trinken. Das Geschenk des Klaviers sah Alsing für ein herablassendes Zeichen seiner Zufriedenheit mit Mariens Gesang an; und da der Kapellmeister in eigener Person sie singen gelernt hatte, so fiel diese Gunstbezeugung zunächst auf ihn selbst.

Indessen hatte der Alte jetzt da Sachen gehört, die seine Ehre ihm nicht unbemerkt zu lassen erlaubte; und eine fast ebenso stolze Miene wie die Baronin annehmend, sprach er: „Ich weiß nicht, auf was für einen vornehmen Herrn Marie warten sollte, aber das weiß ich, daß der sich gewaltig täuscht, der glaubt, ich werde auch nur zwei Strohhalme über einander legen, um meine Tochter, an wen es auch seyn möchte, auszubieten!“

Die Baronin sah mit vieler Güte auf den alten Mann, der sich so vereiferte und dessen Redlichkeit aus jedem Worte hervorleuchtete; sie nickte ihm freundlich Beifall zu und setzte bei, Marie sollte sich wohl besinnen, und ihr eigenes Bestes in Betracht ziehen.

„Vielleicht wollten uns Ihro Gnaden die Güte erzeigen und selbst mit ihr sprechen?“ fragte Alsing.

„O ja, warum nicht, wenn Sie es wünschen? Sieh' da unsre artige Marie! Ei wie blank der Kaffeetopf ist

— ich wette, Marie wird ihre Haushaltung recht in Ordnung halten."

Marie verneigte sich und setzte schweigend die Platte mit den Kaffeegeräthen auf den Tisch.

„Nun, Mariechen, man hat eine Neuigkeit in der Gegend ausgespürt: es heißt, die hübsche Marie Alfing gedenke sich zu verheirathen."

„Daran habe ich noch nicht gedacht," erwiederte Marie bescheiden.

„Aber es muß doch wohl nicht so ganz grundlos seyn; wenigstens hat Marie einen hübschen Freier."

Marie wurde roth und setzte die Tassen eilig in einer Reihe auf den Tisch, wie die Mutter es haben wollte.

„Ja, ja, Marie erröthet; ich wußte wohl, daß der junge Brogren Marien nicht so gleichgültig seyn könnte! Aber man muß nicht gar so schämig seyn; alle Mädchen heirathen endlich einmal, und Marie wird doch keine Ausnahme machen wollen."

„Ich werde niemals Brogren heirathen!" es lag etwas so Sanftes und zugleich so Bestimmtes in dieser Erklärung, daß die Baronin erstaunte.

„Was hat denn Marie gegen Herrn Brogren?"

„Nichts, ich will ihn nur nicht haben."

„Nun wahrhaftig," sagte die Baronin mit einem erzwungenen Lächeln, während sie dazwischen von dem delikaten Kaffee schlürfte, den Mutter Christine eingeschenkt hatte, „wahrhaftig, Marie spricht ja, als ob sie unter einem ganzen Schock Freier zu wählen hätte! Aber gestatten denn Mariens Eltern, daß sie so eigensinnig ist?

„Es ist gewiß kein Eigensinn, Ihro Gnaden!" antwortete Marie demüthig. „Ich ehre und liebe meine Eltern zu sehr, um mich ihnen zu widersetzen; aber ich kann nicht dafür, daß Brogren mir nicht gefällt."

„Marie liebt und ehrt ihre Eltern — und macht ihnen doch Kummer?"

„Ich kann nicht davor, nein, ich kann gewiß nicht davor!" Mariens Thränen bedeckten ihre heiße Wange,

und sie sah bald auf die Mutter, bald auf den Vater mit Blicken, die um den Schluß dieses peinlichen Verhöres flehten.

„Ihro Gnaden sehen jetzt selbst, wie es steht," meinte der Kapellmeister; „man kommt nicht zurecht mit ihr."

„Es thut mir leid, daß ich das sehen muß!" sagte die Baronin, indem sie die Schaale wieder auf den Tisch setzte, den Shawl um ihre Schultern hüllte, und Anstalten traf, um den Besuch zu beendigen.

Marie zog sich zurück; aber Mutter Christine versicherte, daß die Sache nicht so leicht behandelt werden würde. Zwang wage sie jedoch nicht anzuwenden, denn das könnte sie vor Gott nicht verantworten.

„Thut, was ihr vor Gott und Menschen verantworten könnt, Mutter Christine," sagte die Baronin, indem sie in den Wagen stieg und mit einem freundlichen Nicken verschwand.

Der Kapellmeister und sein Weib standen eine Zeitlang schweigend vor der Hausthüre; dann äußerte sich der Mann in ernstem Tone also: „Hüte Dich, Christine, daß kein Teufelszeug Dich in Beschlag nimmt! Hochmuth ist ein arger Versucher; aber halte an Dich, denn bemerke ich, daß Du nur mit einer Miene den Baron aufmunterst, so sey gewiß, daß meine Tochter aus dem Hause kommt, das schwöre ich Dir, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Und jetzt kein Wort mehr von der Sache; ich will nichts weiter wissen!"

Als der Oberst und seine Frau wieder allein waren und die letztere Rechenschaft über ihren Auftrag abgelegt hatte, sagte der Oberst: „Es ist schon recht und gut, daß der Kapellmeister sich wie ein braver Mann benimmt; das wußte ich zum voraus; aber die Aktien stehen jetzt dennoch schlimmer als vorher, da das einfältige Ding von Mädchen eine solche Widersetzlichkeit zeigt: Ich hätte selbst hingehen sollen; es würde gewiß besser eingegriffen haben!"

„Nein, mein bester Malchus, es würde ihnen dann

nur klar geworden seyn, daß wir Mariens Gewalt über Klas fürchteten, und damit dürfen sie sich wenigstens nicht schmeicheln."

„Ja, aber ist es nicht, wie ich sage — Widerstand auf allen Seiten! Und es ist doppelt widerwärtig, wenn man dabei die Gewißheit hat, daß man so schnell allen Kummer los werden könnte, wenn nur der dumme Eigensinn des Mädchens nicht . . ."

Der Oberst beendigte diesen Satz erst nach mehreren Wochen; denn das ganz unvorhergesehene Ereigniß, das ihn jetzt unterbrach, führte alle seine Gedanken nach einer andern Richtung. Es war ein Eilbote vom Flügelgebäude, die Kammerräthin hatte einen heftigen Krampfanfall bekommen, und das Fräulein wünschte, daß man sogleich nach einem Arzte schicken möchte.

„So, so," rief der Oberst, „ja, es fehlte nur noch, daß wir auch Krankheit ins Haus bekommen und vielleicht noch etwas Schlimmeres!" Der Oberst hatte einen entsetzlichen Abscheu vor jeder Art Krankheit und einen wahren Haß gegen den Tod. Krankheit und Leichen in seinem neureparirten und prachtvollen Hause, wo er diese Gäste so spät als möglich zu sehen hoffte, waren ihm schrecklicher als alles Andere. Trauer und Leichengepränge, Räucherwerk und brennende Kerzen in schwarzausgeschlagenen Zimmern machten ihn ganz erstarren. Beim Tode seines Schwiegervaters hatte er indessen in diesen Zurüstungen nicht all das Unangenehme gesehen, das sie sonst für ihn hatte: den Hingang des alten Barons hatte er ja lange erwartet und als unumgänglich nothwendig betrachtet, damit er selbst zu einem rechten Leben käme; aber schon jetzt, nach einigen nur zu schnell verflossenen Monaten, dieses abscheuliche Unwesen ohne irgend einen Nutzen erneuert zu sehen, das war noch mehr als höchst unangenehm.

„Es wird wohl nicht so gefährlich seyn," tröstete ihn die Baronin.

„Nicht so gefährlich! Was weißt Du, meine liebe

Eugenie, wie gefährlich es ist? Du weißt nicht, was es heißt, wenn eine Person von Katharine Sophiens Korpulenz erkrankt, und dann mit ihrem Krampfe, den ich von Alters her kenne! Da ist es Knall und Fall aus!"

Aber es ging nicht Knall und Fall aus, denn die Kammeräthin erkrankte an einem langwierigen und bösartigen Fieber; und der Oberst litt tausend Qualen, als er hörte, daß Ansteckung zu befürchten sey, zumal er dessen ungeachtet Isabellen nicht vermögen konnte, das Bett ihrer Tante zu verlassen.

„Ich verliere noch den Verstand!" sagte er zu seiner Frau, die vergebens Beispiele anführte, deren sie sich erinnerte, wo dieselbe Krankheit in mehreren Häusern gewesen war, ohne daß eine Ansteckung Statt gefunden hatte. „Bedenke, wenn Isabelle, wenn wir Alle... Es ist unverantwortlich von der Kammeräthin, daß sie Isabellen erlaubt, unaufhörlich um sie zu seyn! Und das gnädige Fräulein mit seinem liebenswürdigen Eigensinn, kann es natürlich auch nicht über sich vermögen, einige Vorsichtsmaaßregeln zu gebrauchen! Ja, das ist mir eine sehr amüsante Zeit! Kein Mensch wagt sich hierher und es wird auch Niemand kommen, so lange das Elend andauert; und wenn es dann ein Ende nimmt, welches Wesen, welche Verwirrung, welche Masse von Unannehmlichkeiten wird es da nicht geben! Ich wollte, die Kammeräthin und Isabelle wären geblieben, wo sie waren!"

Um diese Zeit kam Baron Klas heim und wurde von seinem Vater mit wahrer Herzlichkeit empfangen. Klas Malchus war zwar in den Augen des Obersten eine so wenig interessante Person; als nur immer möglich, aber er war doch besser als gar nichts; und der junge Baron, der sich als eine Art Trost in der Betrübniß gesucht sah, entzog sich der Gesellschaft seines Vaters nicht. In mancher einsamen Abendstunde legte er sich die Pönitenz auf, mit seinem Vater und dem Doktor

Whist, und wenn der Letztere fort war, mit dem Obersten allein Piket zu spielen; und manche lange Nacht hindurch unterstützte er Isabellen beim Wachen, damit diese etwas ruhen konnte. Die Familie des Majors kam zwar bisweilen auf Besuch; aber seit dem unglückseligen Gruftzwiste war das Verhältniß zwischen dem Majore und dem Obersten etwas gespannt. Und obschon Virginie, freundlich und hold wie immer, sich anbot, in Tyringsholm zu bleiben, so wollten doch weder die Kammerräthin noch Isabelle ihr erlauben, die Bemühungen der letztern zu theilen; und da sie das nicht durfte, blieb Virginie zu Hause.

Mit Klas Malchus waren indessen große Dinge vorgegangen, die nun der Reihe nach erzählt werden sollen.

Am Morgen nach seiner Rückkehr von Mörkedal schlug er den gewöhnlichen Weg nach dem Meßnerhause ein. Tief und warm war die Sehnsucht, die seine sonst langsamen Schritte beflügelte. Wie schmerzlich mußte nicht Marie seine Abwesenheit empfunden haben, wie mußte sie nicht erröthen und sich freuen, wenn sie ihn so unvermuthet erblickte! Und er selbst — wie glänzte nicht sein Blick, wie rasch flogen nicht seine Pulse, wie zitterte nicht sein Herz vor Unruhe und Seligkeit! „Ob sie sich wohl sehr, so recht sehr freut?"

Er bog um die Ecke, er stand am Gatterthore und dann an der Hausthüre; dort sah er ein gesatteltes Pferd angebunden. Also ein Fremder — wer konnte das seyn? Mit einem Gefühle, das beinahe einer getäuschten Erwartung gleich sah, trat er ein. Sein erster Blick im Zimmer umher sagte ihm, daß Marie nicht da sey; aber am Tische bei dem Kapellmeister stand ein junger Mann von einem sehr wackern und feinen Aussehen. Beide verbeugten sich vor dem Baron, und der Vater Meßner sagte, daß sein Gast, Herr Brogren, der Neffe des Kommissärs sey.

Baron Klas erwiederte die Begrüßung und setzte sich

dann auf seinen gewöhnlichen Platz in den Lehnstuhl, ohne im geringsten zu bemerken, daß seine Gegenwart nicht sehr gelegen kam. Der Kapellmeister und der Herr Polizeikommissär in spe standen bald auf dem einen bald auf dem andern Fuß; endlich sprach der alte Alsing laut: „wenn der Herr Kommissär nicht die Geduld verliert, sondern die Güte haben und am Sonntag nach dem Gottesdienste wieder bei mir einsprechen will, so werde ich sehen, was bis dahin geschehen kann.“ Nach diesem Bescheide nahm Herr Brogren Abschied, und der Kapellmeister blieb mit seinem zuletzt angekommenen Gaste allein.

„Der Herr Baron waren lange fort; ich hoffe, es steht jetzt besser um den Herrn Lieutenant?“

„Ja, jetzt hat es keine Noth mehr mit ihm?“

„Ach, das ist ja recht schön! Es ist gar ein artiger und braver Mensch, der Herr Lieutenant. Glaubt der Herr Baron — verzeihen Sie mir die Frage — daß er es übel aufnehmen würde, wenn ich ihn bäte, uns bei Mariens Hochzeit die Ehre zu schenken?“

„Bei Mariens Hochzeit?“ Klas Malchus drehte den Kopf mit unglaublicher Schnelligkeit herum.

„Ja, ja, Herr Baron,“ lächelte der Kapellmeister so schlau, als ob er nichts von seiner Bewegung bemerkt hätte. „Marie kann wohl einmal heirathen; und da sie jetzt einen arg galanten und feinen Freier hat, und Vater und Mutter die Sache betreiben, so hoffe ich, soll es schon gehen. Brogren ist ein ganz tüchtiger Mann, meine ich!“

„Hat Marie ihm das Jawort gegeben?“ Bei dieser Frage überzog sich die Wange des Barons mit einer auffallenden Bläße, und seine Lippe zitterte vor Bewegung.

„Ich sehe gerade nicht ein, ob der Herr Baron ein Recht hat, darnach zu fragen,“ entgegnete der Kapellmeister, der sich ganz unzugänglich zeigen wollte: Nie-

mand sollte ihn beschuldigen können, daß er seine Tochter verkuppelt habe.

„Habe ich es nicht?“ rief Baron Klas in einem Tone, dessen Heftigkeit und Stärke einen vollkommenen Gegensatz zu seiner gewöhnlich so leisen und sanften Ausdrucksweise bildete. „Doch gleichviel“ — er setzte sich wieder in dem Stuhle zurecht, den er schon zu verlassen gewillt war — „sagt mir, ob sie ihm das Jawort gegeben habe!“

„Nein doch! Aber sie wird es bald thun, so gewiß ich ein Wort darein zu sprechen habe!“

Klas Malchus athmete leichter. Er verstand erst jetzt recht, was es heißen wollte, vor dem Verluste eines Schatzes zu zittern, dessen man sich versichert glaubt. Hätte er Marien nur zu Gesichte bekommen — aber er konnte es nicht einmal über sich bringen, nach ihr nur zu fragen; und für dieß Mal sah er sich genöthigt zu gehen, ohne das kostbare Wasserglas aus ihrer Hand erhalten zu haben.

Etwa drei folgende Besuche liefen eben so fruchtlos ab. Der Kapellmeister und Mutter Christine schienen beide etwas zurückhaltend, und Marie ließ sich gar nicht sehen. Da beschloß Klas Malchus einmal gegen seine Gewohnheit Nachmittags wieder zu kommen, und es gelang ihm besser. Der Vater Meßner, der sich für diesen Tag sicher glaubte, hatte der Versuchung nicht widerstehen können, die ihm eine Auktion in der Nähe an ot, und die Mutter war schon früh am Morgen nach der Stadt gereist, um zu handeln.

Marie saß eben allein in dem alten Lehnstuhle und dachte an ihn, der jetzt leise eintrat. Ein schwacher Schrei der Verwunderung und Freude bebte über ihre Lippen. Es war ja eine Ewigkeit, daß sie sich nicht getroffen hatten. Klas Malchus ließ sie nicht aufstehen. Er zog einen Stuhl neben den ihrigen, faßte ihre beiden Hände und sah sie mit Blicken an, die durch Mariens gesenkte Augendeckel drangen.

„Du bist so blaß, — Marie — hast Du gelitten?“

„Ja, Gott weiß es!“

„Arme Marie! Aber wo warst Du denn? Ich komme schon seit mehreren Tagen her und treffe Dich nie?“

„Ich war eingeschlossen!“ sagte Marie, und eine kleine helle Perle tropfte auf die Hand herab, welche die ihrige umschloß.

„Arme, arme Marie! Wie hat Dein Vater so schlecht seyn können?“

„Ich weiß, daß er es doch gut dabei gemeint hat.“

„Aber sage mir warum? Er ist doch nicht um... um meinetwillen so mit Dir umgegangen?“

Der Purpur der Abendsonne, der über die schneeweiße Gardine hereinschwamm, und auf dem Geranium am Fenster ruhte, war nicht röther, als Klas Malchus über seine eigene Frage wurde.

„Es war nicht so arg,“ flüsterte Marie leise.

Klas Malchus beugte sich über sie herab. Wie unaussprechlich schön erschien ihm nicht Marie in diesem Augenblick, wie sittig, wie süß und verklärt! „Und Du hast Dich geweigert, dem jungen Manne, der Dich liebt, Dein Jawort zu geben? Wirst Du es immer verweigern?“

„Immer!“ entgegnete Marie schnell; „ich habe seinetwegen genug leiden müssen.“

„Also auch seinetwegen hast Du gelitten?“ Mit einem unwillkührlichen Seufzer der Eifersucht sprach Klas Malchus diese Worte aus, die ein kleines Mißvergnügen verriethen.

„Ja,“ sprach Marie tief erröthend; „aber — das war nicht leicht.“

„Und wenn Du, Marie, um meinetwillen ein großes Feld voll Kummer und Schmerzen vor Dir sähest, wenn Du über viele und böse Dornen wandeln müßtest, ehe Du hoffen dürftest glücklich zu werden, würdest Du Muth

dazu haben? Würdest Du es heiter und gerne thun? Würden diese Qualen Dir süß seyn um meinetwillen?"

Wer in diesem Augenblicke Baron Klas gesehen hätte, würde gewiß den grübelnden Einsiedler nicht wieder erkannt haben. Welch' ein Umfang von Gefühl und Empfindung lag nicht im Klang seiner Stimme! Die Worte waren zu arm dafür. Er legte seine ganze Seele in den Blick, und bot sie der Geliebten hin.

Der Strahl der Abendsonne war jetzt auf Mariens Wangen hinüber gezogen, wo die Rosen in immer schönerer Gluth brannten, während die nicht minder glühende Welle, die um ihr Herz her wogte, diesem einen Schwung gab, der beinahe peinigend für sie wurde. Sie erkannte zu wohl den Ernst dessen, der so zu ihr sprach, um nicht zu wissen, daß diese Stunde über ihr ganzes Leben entscheiden würde; aber mit bebender Angst gedachte sie der strengen, kalten Worte der Baronin. Wie sollte sie sich eine solche Stelle ertrotzen wollen oder nur wagen? Zwar glaubte Marie, ja sie fühlte eine innere Ueberzeugung davon, daß sie — und vielleicht nur sie — zu Baron Klas Lebensgefährtin taugte. Wie wohl verstand sie sich nicht auf sein Gemüth! Sie sah nichts Mürrisches an ihm, auch wenn er schwieg; er konnte immerhin den ganzen Tag über schweigen: sie plauderte doch mit ihm, denn ihre Augen sprachen. Und konnte sie sich selbst ein höheres Glück wünschen, als ihm dienen und ihn verehren zu dürfen? Wenn er nur nicht ein so vornehmer Mann gewesen wäre, aus einer so großen und hochfahrenden Familie, die ihn ganz gewiß ihrentwegen hassen würde! Ach, das Alles war schwer und grausam; und je mehr Marie in dieser kurzen Minute der Ueberlegung daran dachte, desto stärker ward der Kampf zwischen Liebe und Furcht.

„Du antwortest nicht, Marie," sagte Klas Malchus, dessen Blick dem wechselnden Ausdrucke ihres Gesichtes gefolgt war, Du antwortest nicht?" Er zog die

Scheue, Bebende näher zu sich. „Hast Du nicht Muth, um meinetwillen viel zu erdulden?“

„O ja, den hab' ich; aber ich dürfte ja nicht allein leiden. Es wird mir Angst, wenn ich nur daran denke ...“

„An was, Marie? An meine Verwandten meinst Du? Ist dies das Einzige, was Du fürchtest?“

„Ja, das ist wohl genug. Ich denke, wie sie die arme Marie verachten und verlachen würden!“

„Das werden sie nicht thun; denn in Deinem Wesen, Marie, liegt Etwas, das Niemand verlacht. Ich kann Dir nicht verhehlen, daß manche Unannehmlichkeit unser wartet, besonders bis mein Vater sich darein schickt; aber wenn Du auf mich vertraust, Marie, wenn Du mich mehr als alles Andere lieb hast, dann bebst Du auch davor nicht. Aber vielleicht hast Du mich nicht so lieb?“

„Sprechen Sie nicht so!“ sagte Marie in tiefer Bewegung, und hob ihr thränenvolles Auge bittend zu ihm empor. „Ich weiß das wohl besser!“

„Weißt Du das besser,“ wiederholte er mit strahlenden Blicken, so sag' es also offen! Sage, daß Du mich so ganz, so heiß und tief liebst, wie ich Dich liebe! Sage, daß Du, was auch kommen mag, dulden und tragen willst; denn so wahr mir Gott helfe, Du wirst mein Weib!“

Mariens Herz schwindelte, wie ihr Kopf.

„O, mein Gott!“ flüsterte sie, „möchte ich doch stark seyn, denn ich weiß es jetzt gewiß, daß ich Alles ertragen will!“

O Stunde der Seligkeit und des Entzückens! Klas Malchus zog die Geliebte an sein Herz. Seine Lippen, die nie vorher die eines andern Weibes als seiner Mutter und Schwester berührt hatten, brannten jetzt auf Mariens. Nie hatte er geglaubt, daß es auf Erden einen solchen Himmel gebe. Wie unendlich süß war es nicht, ihre Wange, ihre weichen schönen Haare streicheln

zu dürfen, zu sehen, wie die Röthe sich bis über ihre Stirne hinaufdrängte, wie sich die Augendeckel in beständig neuer und lieblicher Verwirrung senkten und wieder hoben!

„Wie schön Du bist, Marie!“ sagte er, und drückte sanft ihren Kopf zurück.

„Ach, wollte Gott, daß ich es wäre,“ erwiederte sie, und der Herr Baron immer so meinte!“

„Baron — pfui, Marie! Willst Du Deinen Geliebten, Deinen Verlobten so nennen! Laß mich das nie mehr hören!“

„Ich kann gewiß nie anders sagen,“ versetzte Marie lächelnd.

„Ei, Du sollst Klas sagen, Du sollst Du sagen! Ich will durchaus hören, wie das klingt! Du wirst wohl einsehen, Marie, daß Du künftig nicht mehr Baron sagen kannst, wenn wir allein sind. Ich wünschte, Du brauchtest es auch nicht in Gegenwart vor Fremden zu sagen; allein, bis ich mündig bin — wir haben nicht mehr lange dahin — muß unsere Verbindung ein Geheimniß zwischen uns bleiben.“

„Gott sey Dank!“ sagte Marie heiter; „so lange darf ich also ohne Unruhe glücklich seyn!“

„Und nachher, nach der Unruhe, werden wir noch glücklicher werden. Siehst Du, dann schaffe ich mir eine kleine trauliche Heimath an, wo meine Marie die Regentin wird; denn auf dem verwünschten großen Tyringsholm würden wir doch nicht gedeihen. Dort mögen meine Eltern leben, aber wir wohnen in einer kleinen Heimath, denn je enger der Raum ist, desto enger wird auch der Raum zwischen den Herzen, die darin wohnen. Glaubst Du nicht, meine gute süße Marie?“

Mariens Antwort lag in ihrem schönen, seligen Lächeln.

„Und wenn Du jetzt Klas oder noch besser mein Klas sagst, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig. Laß mich das hören, liebe Marie! Du wirst mir

doch nicht verweigern, was Du künftig doch öfters sagen wirst?"

„Es würde aber so gar wunderlich klingen," meinte Marie, die sich vor dem ersten Male fürchtete, wo sie ihren Geliebten bei seinem Namen nennen sollte.

„Durchaus nicht wunderlich! Nur Du hältst es dafür."

„Ich werde es bis zum nächsten Male einüben," sagte Marie mit unschuldiger Naivetät; „heute ist es mir ganz unmöglich!"

„So übe es ein, übe es unaufhörlich, Du kleiner Eigensinn! Aber sinne jetzt auf einen Plan, wie Du dem Arreste entgehen kannst! Was willst Du Deinem Vater sagen?"

„Kommen Sie einige Tage lang nicht her, dann wird es schon wieder recht werden. Der Vater ist noch böse, seit die gnädige Frau hier war und sich so eifrig für die Heirath mit Brogren verwendete."

„Wie — meine Mutter war hier und suchte das durchzusetzen?"

„Ja, und sie war meiner Treu recht strenge. Zuerst sprach sie mit Vater und Mutter, und dann kam die Reihe an mich."

„Nun, mein armes Mariechen, wie zogst Du Dich da heraus?"

„O, ich machte mich auf einmal los: denn ich sagte geradezu, daß ich ihn nie heirathen würde. Das nahm aber die gnädige Frau übel auf, und wunderte sich, daß meine Eltern diesen Eigensinn zugäben. Sie versprachen dann, und damit haben sie auch Wort gehalten — mich auf alle Art zu der Heirath zu überreden."

„Wäre es nur nicht meine Mutter gewesen!" sprach Klas Malchus wie bei sich selbst. Das ist mir nicht lieb! Aber, Mariechen, ich begreife nicht, was an

diesem Schritte meiner Mutter Deinen Vater aufbringen konnte — sie eiferte ja für seinen eigenen Wunsch?“

„Ja, das that sie freilich und versprach auch für meine Aussteuer zu sorgen; aber es war noch etwas Anderes, was die gnädige Frau im Kopfe hatte. Sie gab zu verstehen, daß, wenn auch ich so einfältig wäre, und auf einen vornehmen Freier wartete, die Mutter doch wissen sollte, was ihr obliege und zieme. Diese Worte reizten den Vater und beleidigten ihn; denn er sah jetzt, daß die gnädige Frau ihn im Verdacht hatte, als ... Ich kann das nicht näher auseinandersetzen,“ sagte Marie und wandte sich scheu hinweg, als sie in dem dunklen Auge ihres Geliebten einen Ausdruck sah, der sie erschreckte.

„Wenn ich,“ begann Klas Malchus nach einer kurzen Pause, „an einem Tage wie dieser im Stande wäre, mich über die Thorheiten Anderer zu ärgern, so könnte diese Geschichte mich vielleicht zu einem Ausbruche reizen, der unser Geheimniß bald genug bekannt machen würde; doch ich will unsre schöne Feier nicht stören. Indessen sehe ich an dieser Vorsicht, an diesem Eingreifen in ein Ereigniß, das sonst ihre Aufmerksamkeit nicht erweckt hätte, daß sie die Gefahr ahnen und sich darauf vorbereiten. Wäre es nur nicht meine Mutter gewesen, meine Mutter, die ich so innig liebe!“

„Gott, wie übel habe ich daran gethan, davon zu sprechen!“ seufzte Marie, ihr unvorsichtiges Geständniß tief bereuend. Sie sah sogleich ein, daß das Zartgefühl gegen ihn ihr dieß hätte verbieten sollen: und so natürlich ihre Handlung auch war, so schämte sie sich jetzt doch darüber. Zwei Thränen der Angst hingen in ihren gesenkten Wimpern.

Als Klas Malchus ihre Unruhe und ihre Thränen sah, dachte er an nichts mehr als an sie. „Du mußt nicht so sagen, meine theure, zärtliche Marie! Du sollst immer offen gegen mich seyn! Und sey jetzt ruhig und

gutes Muthes; ich wache über Dir, und Gott wacht über uns Beiden."

Und wieder war Marie getrost, heiter und selig, obwohl sie sich die gar zu genaue Wahrheitsliebe nicht so leicht verzieh, womit sie den Besuch der Baronin erzählt hatte. Wie schön war nicht diese neue Heimath, das Herz des Geliebten! Die Zeit stand indessen nicht stille: Der Ruf der alten Kukukuhr erweckte sie zur Erinnerung daran.

„Ach," sagte Marie, „Vater und Mutter kommen vielleicht bald nach Hause!"

Klas Malchus verstand sie. Sie mußten sich trennen, aber der Himmel blieb in ihnen Beiden zurück.

Sechstes Kapitel.

„Nun, ich wußte wohl, daß es so gehen würde!" sagte der Oberst, als ihm der Doktor an einem schönen Morgen die Nachricht mittheilte, daß die Kammerräthin den folgenden Tag nicht erleben werde.

Jetzt rief ihn jedoch eine Pflicht, die auf keine Art vernachlässigt werden durfte. Die Kammerräthin war noch bei voller Besinnung; aber da sie ihrem Bruder mehrmals ausgewichen war, wenn dieser mit allem erdenklichen Zartgefühl die mögliche Möglichkeit vom Aufhören ihrer „irdischen Existenz" und in Folge dessen den nothwendigen Umstand berührt hatte, auf die weltlichen Anordnungen Bedacht zu nehmen, so konnte dieß nicht länger so angehen. Man mußte jetzt von Testament, Vormundschaft u. s. w. sprechen; und es war dann, wenn der Oberst die Sache recht bedachte, nach beendigtem Begräbnißlärmen kein so übles Ding darum, als Vormünder das große Vermögen seiner Tochter zu verwalten!

Der Oberst schickte auf eigene Faust einen Eilboten an den Notar des Bezirks mit dem Ersuchen, daß er sich

noch an demselben Tage so schnell als möglich in Tyringsholm einfinden möge; aber in Erwartung des Friedensrichters, der nicht sonderlich weit weg wohnte, ging er hinab, um nach seiner zärtlich geliebten Schwester zu sehen, und sie auf die Maßregeln vorzubereiten, die er getroffen hatte.

Die Kammerräthin lag ruhig und stille in ihrem Bette; die seit mehreren Tagen so schweren Leiden hatten sich etwas gemildert. Mit einer schwachen Bewegung des Kopfes empfing sie ihren Bruder.

„Meine beste Katharine Sophie," sagte der Oberst mit leiser Stimme und hielt das Sacktuch vor die Augen, „ich hatte gehofft, daß wir noch manches frohe und angenehme Jahr mit einander verleben sollten; aber die Wege der Vorsehung sind nicht die unsern: ich bin auf das Tiefste erschüttert."

„Ich wünsche, Du wärest es wirklich, Malchus," erwiederte die gute Frau mit sanftem Ernste. „Gott gebe, daß Du an Dein eigenes Sterbebette denkest, da Du mich hier so hülflos daliegen siehst! Wer weiß, an wen nach mir die Reihe kömmt!"

Wenn des Obersten Erschütterung vorher eben nicht so sonderlich ernst gewesen war, so faßte es ihn jetzt um so kräftiger, denn die Worte der Kammerräthin gingen ihm so durch Mark und Bein, daß selbst die Stiefel darunter zitterten. Isabelle, die zu den Füßen ihrer Tante gesessen war, ahnte jedoch, daß diese ihrem Vater vielleicht etwas zu sagen habe, das sie nicht hören sollte, entfernte sich in das nächste Zimmer, wo sie Virginien traf, die während der letzten Tage ihre Sorgen und Bemühungen getheilt hatte.

„Malchus," fuhr die Kammerräthin fort, „ich sterbe ruhig. Ich war zwar ein schwacher, sündiger Mensch, aber ich gab mir doch stets Mühe, nach meiner besten Ueberzeugung zu handeln. Die Folgen zu bestimmen lag jedoch leider nicht in meiner Macht. Keine besondere Last drückt mich, und die Erinnerung an einige schönen

Stunden erhellt mir den Weg, der vor mir liegt. Ich habe nichts mehr mit der Welt zu schaffen, und bitte Dich daher nach unsrem würdigen Pastor zu schicken, damit sich der letzte Wunsch meiner Seele erfüllt."

„Verzeihe, meine theure Schwester," versetzte der Oberst, wenn ich Dich erinnere, daß das Weltliche vielleicht vorausgehen sollte, eben weil sein Werth ein geringerer ist, und damit Du Deine Gedanken desto ungetheilter der wichtigen Handlung widmen kannst, auf die Du hingedeutet hast."

„Was meinst Du damit, Malchus?"

„Ich meine, um ohne weitern Umschweif zu sprechen, daß, wenn Du etwa Dein Testament noch nicht aufgesetzt haben solltest, es . . ."

„Die Sache ist schon längst in Ordnung, mein Bruder! Du hast wohl nie anders geglaubt, als daß ich meine geliebte Isabelle zu meiner Universalerbin machen würde? Aber ich habe anch die Verwandten meines Mannes nicht vergessen; denn ohne sein Testament, das mich frei über sein erworbenes Vermögen disponiren ließ, wäre es ihnen zugefallen."

„Aber wo ist dieses Testament, meine liebe Katharine Sophie?"

„Es ist im B—ringer Archive aufbewahrt, und eine Abschrift davon findest Du in meinem Schreibpulte. Doch wir wollen uns nicht länger bei diesen Dingen aufhalten, die für mich ihre Bedeutung verloren haben. Eine andere Sache liegt mir mehr am Herzen, die nämlich, daß Du Deine Tochter besser würdigen lernen möchtest. Isabellens Herz, ihre erhabene Seele und ihr reines Gemüth sind mir erst in dieser langen Krankheit recht klar geworden. Hüte Dich, Malchus, hüte Dich, ihr so zu begegnen, wie Dich Dein Charakter thun heißt! Laß dieses kindische Meistern, womit Du Dich in Alles mischest, was sie thut, und besonders was sie nicht thut; denn ich sage Dir, Du verstehst sie nicht."

„Dies ist zwar möglich," entgegnete der Oberst,

„denn sie ist in der That ganz anders als andere junge Mädchen. Doch glaube ich, habe ich es weder an Aufmerksamkeit noch an väterlicher Zärtlichkeit fehlen lassen.“

„Aber Deine Zärtlichkeit hat keine Wärme, mein Bruder! Doch dafür kannst Du nicht. Was ich Dich jetzt bitten will, ist, daß Du sie in Allem ihrem eigenen Rathe überläßt. Quäle sie nicht mit Vorstellungen weder über dieß noch über das, und vor Allem nicht mit Heirathsplänen! Sollte ihr Herz einmal sprechen, dann mag sie freie Wahl haben!“

„Das ist denn doch eine etwas starke Zumuthung, meine beste Schwester! Wenn es ihr zum Beispiel in den Sinn käme, sich mit einer Person ohne Geburt und ohne Namen zu vermählen — sollte ich denn da schweigen und zusehen?“

Eine schwache Röthe färbte die aschgrauen Züge der Kammeräthin. „Kannst Du glauben, daß Isabelle je eine Wahl treffen würde, deren Du Dich zu schämen hättest? Doch dies ist ein eitles Gerede; das wird gewiß nie der Fall seyn. Malchus, erinnere Dich übrigens meiner letzten Worte: pflege sie wohl, und sollte sie Dir bisweilen sonderbar, ja launenhaft erscheinen, so glaube, daß es Dir einmal klar werden wird, warum sie so war; und dann wirst Du ihren Werth vielleicht zu spät beweinen!“

Der Oberst, der alle diese Rathschläge und vertrauten Mittheilungen gelinde gesagt sehr langweilig fand, beeilte sich ihr zu sagen, daß er seine Schwester nicht länger abhalten wolle, den letzten und kostbarsten Trost zu genießen. Er ging also, um einen Expressen nach dem Pfarrer und zugleich einen Gegenboten an den Notar zu schicken, dessen Wirken überflüssig geworden war. Schon vollkommen gewiß, daß er zum Vollstrecker des Testamentes und Vormünder seiner Tochter ernannt sey, begann der Oberst den Plan einer Stockholmer Reise zu entwerfen, als das beste Mittel, um mit Ehren die leidige Einförmigkeit zu umgehen, die ein Todesfall und

Begräbniß stets mit sich bringt. Die Erbschaftsangelegenheiten würden überdies seine Anwesenheit an Ort und Stelle nothwendig erfordern, und was das betraf, daß Isabelle stets ihrem eigenen Rathe folgen sollte, so — der Oberst biß sich ein wenig in die Lippen und dachte, daß er als Vater, Vormünder und Familienhaupt die Sache weislich bedenken wolle. Sie hatte ja lange genug eine Freiheit besessen, wie sie für junge Damen just weder nothwendig noch wünschenswerth war.

Mit dem Kopfe tief über das Kissen der guten, wenn auch zu schwachen Tante herabgebeugt, saß Isabelle in der letzten Nacht allein, und athmete die kalte, feuchte Todesluft ein.

„Isabelle," flüsterte die jetzt bedeutend matter gewordene Stimme, „Du bewahrst doch all die Worte in Deinem Herzen, die wir mit einander geredet haben?"

„Darüber darfst Du ruhig seyn, meine zärtliche, theure Mutter, nicht ein einziges soll vergessen werden!"

„Es thut mir so wohl, daß Du Mutter sagst! Ich weiß, daß Du mich sehr, sehr liebst; und habe ich Dir auf irgend eine Weise durch allzu große Schwäche geschadet, so bitte Gott, es mir zu verzeihen!"

Isabelle drückte die verwelkte Hand stumm an ihre Lippen.

„Strenge Dich nicht unnöthigerweise an, mein geliebtes Kind! Sperre Dich nicht, wenn Du Dich außer Stand fühlst, Deine Bürde allein zu tragen! Glaube mir, es wird Dir ein süßer Trost seyn, Jemand zu haben, der sie theilt, wenn ich fort bin!"

„Ach, Tante, Niemand kann und wird sie so theilen — warum also ein anderes Herz auch noch damit belasten? Es gab nur eines, dem ich nie zur Last fiel!"

„Meine gute, geliebte Isabelle, Du hast mich nie ermüdet! Nur ich sah Dich leiden; aber nicht einmal vor mir klagtest Du . . . Erinnere Dich jetzt nur an all das, was Du bisher brauchtest — Du hast mir um meiner Liebe willen versprochen, es nicht zu versäumen

— und daß, wenn Du schlimmer wirst . . . ein . . . ein . . ."

Die Kammerräthin vermochte nicht weiter; aber sie drückte die unaussprechlich theure Hand, und sah ihren Liebling beweglich an.

„Ich weiß, was Du sagen willst," sprach Isabelle: „ein geschickter Arzt. Ja, das gelobe ich Dir noch einmal heilig; denn ich nehme gerne jede Linderung, welche die Kunst zu geben vermag."

„Was sind doch die eitlen Bemühungen der Menschen!" fuhr die Kranke nach einem langen und tiefen Schweigen fort. „Ich, die ich in meiner thörichten Blindheit wünschte, daß Du Dich vermählen solltest, um mir, ehe Du hinüber gingest, ein Wesen zu hinterlassen, das ich an Deiner Statt lieben und pflegen dürfte — ich gehe jetzt Dir voran! Ich danke meinem Gott für diese Wohlthat. Du . . . kannst mich entbehren . . . aber . . . ich . . . hätte . . . niemals Dich . . . entbehren . . . können!"

Dies waren die letzten verständlichen Worte, welche die Kammerräthin aussprach. Als der Morgen graute, hatte Isabelle keine Vertraute ihres stummen Leidens mehr auf Erden; aber sie suchte ihren Trost dort, wo der reichste Trost zu finden ist.

An den zwei folgenden Tagen verließ sie ihr Zimmer nicht. Man glaubte mit Grund, daß das lange Wachen sie ermüdet haben werde; aber Virginie hörte ein Paar Male, als sie sich leise hineinschlich, einige abgebrochene Laute, die weder Klagen der Trauer glichen noch dem stillen Aechzen, das sich ein erschöpfter halbkranker Mensch als eine Art Linderung erlaubt. Die Laute klangen eher wie unterdrückte Schreie, wie sie ein heftiger Schmerz auspreßt.

„War da etwas, liebe Isabelle?" fragte Virginie einmal bei einer solchen Gelegenheit.

„Nein — was meinst Du denn?" erwiederte diese gleichgültig.

„Ich meinte einen Schrei von hier innen her zu hören, — oder vielleicht habe ich es mir nur eingebildet!"

„Liebes Virginchen, Du bist doch nicht abergläubisch; Du glaubst doch wohl nicht anders, als daß unsre gute Tante ruhig schläft? Aber Du mußt nicht so leise auftreten; ich meine sonst immer', ich höre die Pantoffeln der Tante über den Boden hingehen."

Virginie gelobte es nicht mehr zu thun, und man sprach nicht weiter über die Sache.

Wer aber weit und breit davon sprach, das war der Oberst, als er zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen und bittersten Aerger aus der Abschrift des Testamentes ersah, daß Isabelle, falls sie unverheirathet die Tante überleben sollte, zwei achtungswerthe Männer zu Verwaltern des Vermögens erhalten sollte, welche von der Kammerräthin ausgewählt waren und in dem Geburtsorte derselben wohnten. Ueberdies war ein kleineres Kapital zu ihrer eigenen Disposition ausgesetzt.

„Schwachheit, Wahnsinn, von Anfang bis zu Ende!" sagte der Oberst. „Ich beklage es, daß meine arme Schwester so öffentlich auf ihrem Todtenbette der Welt zeigen muß, wie beschränkt sie in der That war! Einen andern Verwalter wählen als den Vater, der doch der natürliche Vormünder ist! Es ist ein großes Unglück, daß Isabelle bei ihrem von Natur schon gewaltthätigen Charakter solche Privilegien erhalten soll. Man muß dann nur Gott danken, wenn eine so unabhängige Dame dem Hause ihrer Eltern die Ehre schenkt, daß sie dableibt! Vielleicht macht sie ein eigenes Haus! Gott vergebe es Katharine Sophien, daß sie Isabellens Schwachheiten pflegte, anstatt sie auszurotten! Man wird sehen, wo das hinführt!"

In seines Herzens großem Aerger und Schmerz schrieb der Oberst nun mit einem Expressen, der die Trauerbotschaft an Richard brachte, und bat ihn um Gotteswillen nicht länger fortzubleiben, da er ihn so sehr daheim bedürfe. „Komm, ums Himmelswillen,

mein lieber Richard!“ hieß es, „und hilf mir, das Begräbniß in Ordnung bringen. Du wirst doch endlich einmal wieder einen Rock anziehen können. Wir müssen eine ganze Menge Leute zusammenbringen; denn ich will nicht, daß die Welt sagen soll, ich habe sie in gerechtem Zorne darüber, daß sie mich des mir mit Recht zugehörenden Privilegiums, der Verwaltung des Geldes, beraubte, wie eine Landstreicherin begraben. Nein, Gott sey Dank, Richard! Dein Onkel denkt zu erhaben, um so kleinlich zu handeln! Nur niedre Seelen rächen sich so.“

„Uebrigens mußt Du nicht glauben, Richard, daß ich um meiner selbst willen die Verwaltung wünschte — ich hoffe, man kennt mich zu wohl, als daß Jemand glauben könnte, ich wolle auf Kosten meiner eigenen Kinder etwas gewinnen! Nein, Gott weiß, daß es nur wegen des armen Mädchens selbst war, wenn ich diese neue Last gerne auf meine Schultern gelegt hätte. So toll wie die Sache aber jetzt eingerichtet ist, kann Isabelle im Einverständniß mit ein Paar Leuten, von denen vielleicht Niemand weiß, weß Geistes Kinder sie sind oder wie es mit ihrer Ehre und ihrem Kredite aussieht, über ihr Vermögen schalten, wie sie beliebt; und man fragt mit Recht: wo soll das hinaus? Sie wird beraubt werden: und was ihre guten Freunde, ihre Rathgeber und Verwalter nicht thun, das thut sie wohl selbst mit ihren allzu wunderlichen Eigenheiten. Sage mir nur, ob Du Dir etwas Unsinnigeres denken kannst, als die Hand des Grafen von M— auszuschlagen, eines Mannes, der sowohl im öffentlichen als Privatleben in so hohem Ansehen steht! Ja, Richard, ich habe viele Widerwärtigkeiten und Unannehmlichkeiten gehabt, seit Du Tyringsholm verließest; und obschon ich zu der geringen Zahl Menschen gehöre, die ihre Drängsale allein tragen, so wird es mir doch Linderung gewähren, wenn ich meinen Kummer vor Dir ausschütten darf, da Du dies Vertrauen verstehst und zu würdigen weißt. Du wirst einsehen, daß Klas Malchus, obschon er in der

letzten Zeit wirklich artig und dienstfertig war, doch nicht die Person ist, die mir in den Geschäften des praktischen Lebens von dem geringsten Nutzen seyn kann — ich meine in den bevorstehenden Anordnungen. Allein kann ich aber auch nicht überall seyn, und ich bitte Dich daher noch einmal, Dich sobald Du dieses erhalten hast, sogleich zur Abreise bereit zu machen. Ich bin überzeugt, daß der General die Verbindlichkeit, in der wir schon zu ihm stehen, noch dadurch vermehrt, daß er Dir seine Pferde und seinen Wagen bis Ramsborg leiht, wohin ich Dir bis übermorgen den Wagen entgegenschicke."

„Ich habe noch einen besonderen Brief an den General geschrieben. Richte Du mündlich meinen ehrerbietigen Gruß an die Damen aus, und nöthige den Kapitän, Dich hieher zu begleiten! Sag' ihm, daß ich von Zeit zu Zeit an einer Melancholie leide, die es mir nothwendig macht, beständig eine heitere Gesellschaft um mich zu sehen. Vergiß ihm auch nicht zu sagen, daß Stensson seine bestimmten Anweisungen erhalten soll, um keine Mißgriffe im Keller zu begehen."

„Isabelle hat es seit dem Tode der Kammerräthin noch nicht für gut gefunden, sich sehen zu lassen. Ich achte ihren Kummer, allein ich wünsche zugleich, sie möchte über der Todten nicht am Ende ihre Pflichten gegen die Lebenden vergessen.

Dein Dir aufrichtig gewogener Onkel,
von X—."

Diese Botschaft rüttelte Richard aus seinen Seelenwanderungen empor, die er durch alle Regionen der Möglichkeit und Unmöglichkeit hielt. Der Brief des Obersten, worüber er sonst nur ein wenig gelacht haben würde, erregte jetzt seinen Abscheu. Nachdem er sich einmal in das Labyrinth der Vermuthungen verirrt hatte, sah er viele Dinge durch ein schärferes Vergrößerungsglas. Dies zeigte ihm jetzt seinen Onkel in seiner nackten Selbstsucht. Richard sah jetzt nicht mehr den lächerlichen Schwachkopf, den nach dem Glanz und den

Gütern der Welt gierigen Mann in ihm — nein, er war ein ... ein ... Aber hier stockte das junge Blut plötzlich.

Wo, wo waren denn die Beweise, daß sein Onkel nicht einzig nur ein — Narr war?

„Beweise, Beweise!“ ertönte es in ihm. „Was willst Du ohne sie beginnen?“ Und jemehr der Lieutenant darüber nachgrübelte, destomehr überzeugte er sich, daß er selbst der größte Narr sey, der, weil ihm eine zufällige, obschon allerdings stets wunderbare Mittheilung gemacht worden war, eine Mittheilung, die durch einen möglichen Irrthum des Gedächtnisses wieder in ein Nichts versinken konnte, sich so weit hatte exaltiren lassen, um sich mehrmals auf Phantasien der ausschweifendsten Natur zu ertappen und sich überdies versucht zu fühlen, dem wenigstens gegen ihn stets freundschaftlich gewesenen Onkel mit der tiefsten Verachtung zu begegnen.

„Welch ein Unglück,“ dachte Richard, „daß ich auf diesen Doktor stoßen mußte, der, ohne es selbst zu wissen, die Saat der Zerstörung in meine Seele warf!“

Hie und da, aber höchst selten kam es ihm in Sinn, den Gegenstand seiner Unterhaltung mit dem unbekannten Arzte schriftlich aufzusetzen; aber wozu nützte das, als daß es ihn nur noch mehr in ein Chaos verwirrte, das beinahe schon sein frisches und heiteres Gemüth in ein Spital für zehrende und halbverrückte Phantasien verwandelt hatte? Denn wenn auch etwas bewiesen werden konnte, was war damit gewonnen? Nur eine Qual mehr, da dies doch keine vollkommene Beleuchtung der Sache gab. Und wenn es endlich möglich gewesen wäre, diese volle Beleuchtung zu gewinnen, hätte wohl Richard der seyn mögen, der die Decke hinwegzog? Welche Umwälzungen hätten nicht darauf erfolgen müssen — und würde Isabelle sie haben ertragen können?

„Nein,“ sagte er endlich zu sich selbst, „ich will

Alles, die ganze Narrheit vergessen; denn das ist doch jedenfalls das Beste, das ich thun kann. Pfui, ich will kein Grübler, kein Mondscheinschwärmer, kein Tollhauskandidat werden, der die fixe Idee erfaßt hat, und träumt, er sey . . . nein, ich will es nicht einmal in meinen Gedanken aussprechen! Ja, mein lieber Richard, sey verständig, mein Junge! Du würdest Dich in den Irrgängen der Prozeßkrämerei verlieren, und das Einzige fortwerfen, was Du eigen hast, und das Beste, das es im Leben gibt, Deinen guten Humor — und für was? um Kummer, Noth und Mühe, und zuletzt vielleicht noch Schaam und Aerger zu gewinnen! Nein, bei meinem Leben, Du sollst Dich aus den gemeinen Schlingpflanzen losreißen, die Dich umwunden haben, während Du Deine lange Quarantäne hieltest; und wenn Du auch in Ewigkeit nicht mehr bekommst, Richard, als Deine armselige Lieutenantsgage, so behalte lieber sie und Frieden und Ruhe und ein frohes Herz, als daß Du Deine Hand nach etwas ausstreckst, das Du am besten nicht erreichst!"

Dies war die letzte Berathung, die er vor der Abreise mit sich selbst hielt; und mit leichterem Herzen, als ob ihm eine unermeßliche Last davon abgewälzt wäre, ging er, um bei seinem Wirth und seinen Wirthinnen seine letzte Danksagung für die Gastfreundschaft, das Wohlwollen und die Annehmlichkeiten, die er bei ihnen genossen hatte, abzulegen. Der Wagen war schon angespannt, der Mantelsack drunten, der Kapitän, der sich hatte überreden lassen, die Melancholie des Obersten zu lindern, stand in seinen Reisekleidern da, und die Gedanken des Lieutenants waren schon weit voraus bei Isabellen, als er in das Wohnzimmer trat.

Hedwig stand allein am Fenster. Sie war so bewegt, unser junges Fräulein! sie suchte es jedoch bestmöglichst zu verbergen, und es war auch durchaus nicht schwer, Richards Aufmerksamkeit zu entgehen, so sehr war er mit den Gemälden seiner Hoffnungen beschäftigt.

„Ich stehe hier und sehe, ob es sich wohl aufhellen wird," sagte Eva's kleine gelehrige Tochter und drückte ihr Gesicht fester gegen die Scheibe. „Ich glaube ganz gewiß, daß die Herren gutes Wetter zum Reisen bekommen werden."

„Liebes, gutes Fräulein Hedwig, lassen Sie mich Ihre Hände küssen, diese kleinen allerliebsten Hände, die mich fuhren, als ich so hilflos war, wie ein alter Invalide! Wie werde ich dem Fräulein jemals für all die holden Bemühungen genug danken können, die ich erfahren habe? Ohne diese wäre es mir unmöglich gewesen, ein so langes Daliegen auszuhalten!"

„Der Herr Lieutenant überschätzt den Werth meiner kleinen Verdienste zu sehr — sie sind bald vergessen!"

„Nein, bei meiner Ehre, sie wer:en nie vergessen werden! Kann mich Fräulein Hedwig für so kalt und gleichgültig, für so ganz undankbar halten? Sagen Sie mir, daß Sie mir so etwas Böses nicht zutrauen?"

„Ach nein, es war ja nur ein übereiltes Wort," entgegnete sie mit einem erzwungenen Lächeln.

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie so artig sind und das zugeben; und seyen Sie gewiß, daß ich nicht lange säumen und mit Jemand nach Mörkedal zurückkommen werde, der meine Dankbarkeit noch besser ausdrücken kann, als ich es selbst vermag. Ich meine meine Mutter und Virginien."

„Ach," rief Hedwig lebhaft, „der Herr Lieutenant will also zurückkommen, und auch die liebe, freundliche Majorin und meine gute, artige Virginie mitbringen? Halten Sie nur Wort, sonst verzeihe ich Ihnen das nie!"

„Seyen Sie überzeugt, daß ich mich sehr in Acht nehmen werde, mir ein solches Unglück zuzuziehen; und ganz gewiß werde ich Eine von ihnen mit mir bringen, wenn ich sie auch hertragen müßte . . . Aber sieh', da kommt der Herr General und Fräulein Gunilla!"

Und jetzt wurden Reden gehalten ohne Ende. Richard erschöpfte sich in diesen formellen und reifrock-

artigen Komplimenten, die der General, wie er wußte, bei einer so feierlichen Gelegenheit, wie einem „großen Abschiede“ sehr gerne sah. Auch empfahl er sich durch diese Beredsamkeit in so hohem Grade bei seinem Wirthe, daß ihn dieser bei sich mit Vergnügen für einen ausgezeichnet wohlerzogenen Jüngling erkannte, der mehr Nutzen aus dem gebildeten Umgange seines Onkels gezogen habe, als dessen eigener Sohn.

„Und Sie verlassen uns auch, mein lieber Kapitän!“ sagte der General und wandte sich zu Brandler mit jener scherzhaften Herablassung, die ihm bei diesem Gaste jetzt ganz zur Gewohnheit geworden war. „Sie verlassen uns auch, nachdem Sie beinahe all meinen Wein aufgetrunken haben! Und das mitten im Eisgange, wo sich kein Mensch hinauswagt! Ich bleibe also hier allein zwischen dem Doktor und dem Probste sitzen.“

„Meiner Seel', erwiederte der Kapitän, „das ist doch ein so beneidenswerther Platz, als sich nur Jemand wünschen kann; denn wenn es der Herr General müde werden sollte, auf dem Arzneimann zu sitzen, so braucht es nur einen kleinen Sprung, und der Herr General reitet auf dem Rücken des Gottesmannes in Himmel.“

„Ei, ei, Kapitän!“ rief der General bedauernd. „Man hört, daß dieses Wortspiel aus Ihrer eigenen schlechten Fabrik war. Ich habe Ihnen ja gesagt, daß diese Fabrik durchaus nichts taugt. Nein, wahrhaftig, Sie sind jetzt zu wasserarm!“

„Nun, wie kann es denn anders seyn,“ versetzte der Kapitän lachend, „da man den ganzen Winter über an mir gepumpt hat? Es ist hohe Zeit, daß ich mich schiebe. Bei der großen Begräbnißfeier in Tyringsholm, wo ich dem Oberst den Dienst leisten werde, den Punsch zu brauen, hoffe ich von der Geistlichkeit neue Stoffe zu erhalten.“

„Ach, wenn der Herr Kapitän doch das Reisen seyn ließe!“ sagte Hedwig, die sich jetzt noch mehr als

gewöhnlich vor der Einsamkeit fürchtete. „Ach, wenn der Herr Kapitän nur dabliebe!“

Es lag etwas so unendlich Herzliches und Aufrichtiges in ihren Worten, daß sich der Kapitän verwundert zu ihr wandte: „Wie! sollte mich das kleine Fräulein vielleicht gar vermissen — da werde ich meiner Seele noch ganz stolz.“

„Ja werden Sie das nur, wenn mein Betrübniß den Herrn Kapitän stolz machen kann; denn ich erkläre, daß ich mir nichts Langweiligeres denken könnte, als diese Abreise des Kapitäns. Ich glaube, ich müßte gerade zu überlaut darüber weinen!“ Und Hedwig, die wirklich die Thränen nicht zurückhalten konnte, die ihr die Abreise eines Andern kostete, weinte jetzt offen und unberufen um den Kapitän Brandler.

„Herr mein Gott,“ seufzte der Kapitän, ich weiß, daß ich nicht gefühllos für den süßen Duft der Bowlen bin, die mir von Tyringsholm bis hier herüber duften; aber ich will verdammt seyn, mein Lebenlang in Punsch und Glühwein bis ans Kinn zu stehen, ohne einen Tropfen davon zu kosten, wenn ich den Bitten einer so kleinen bezaubernden Satanswalküre widerstehen kann! Fräulein Hedwig ist soviel ich weiß das einzige Mädchen, das um meinetwillen geweint hat; und ich kann nicht so undankbar seyn und sie es vergebens thun lassen. Gott befohlen, mein lieber Lieutenant! Grüßen Sie den Oberst und sagen Sie ihm, er möge seiner Schwermuth selbst helfen, so gut er eben kann, — ich bleibe, meiner Seel', wo ich bin.“

„Eine solche Entsagung,“ sagte der General mit freundlichem Lächeln, „erfordert, daß wir selbst heute Abend dem Kapitän zu Ehren einen Glühwein brauen; und das soll einer werden, wie ihn der Oberst nicht besser machen kann, das verspreche ich! Und Du, meine artige Hedwig“ — der General küßte seine Tochter auf die Stirne — die Du so unverhohlen Deine Neigung

zu dem Kapitän zeigst, sollst ihm das erste Glas kredenzen!"

Richard hatte, obschon er den Kapitän als einen im Grunde braven Kerl und ergötzlichen Gesellschafter zu schätzen wußte, doch nichts dagegen, wenn er sich dießmal nur mit seiner eigenen Gesellschaft begnügen müßte; und nur der Gedanke an den Verdruß des Obersten, wenn er ohne den Kapitän zurückkehrte, und auch keine wahrscheinliche Aussicht darbieten konnte, seinen Platz anders zu besetzen, vermochte den Lieutenant zu der Erklärung, daß er das neue Arrangement nicht für gut anerkennen könne. Es half jedoch nichts; denn der geschmeichelte Kapitän, der sich so bestritten sah, gab der Sache einen schnellen Ausschlag, indem er seinen Reiserock abwarf und erklärte, daß ihn sieben Millionen Donnerwetter holen sollten, wenn er vom Flecke ginge, sofern nicht der Oberst selbst ins Gras bisse, in welchem Falle er nicht umhin könnte, ihm die Ehre zu erweisen, und den Leichentrunk ihm ins Grab nachzuthun.

Richard enthielt sich aller weitern Ueberredungsversuche. Noch einen Abschied, und er saß im Wagen, wo er, allein mit seinen Träumen, leider bald nicht nur Fräulein Hedwigs sorgfältige Bemühungen, sondern sogar ganz Mörkedal vergaß.

Siebentes Kapitel.

Es war schon ganz finster, als der Lieutenant in Tyringsholm anlangte, wo ihm Alles so stille und düster erschien, wie es da oft geschieht, wo der Tod zu Gaste ist. Niemand kam ihm entgegen; aber man erwartete ihn auch erst am folgenden Morgen, weil die Wege schlecht waren, und man nicht geglaubt hatte, daß er so frühe am Morgen von Mörkedal fortkommen würde; aber Richard behielt seinen alten Reiseeifer bei, und trotz dem

Zustand der Wege und der Angst des Kutschers für die Pferde kam der Lieutenant doch gegen neun Uhr Abends an.

„Ich werde mir wohl auch allein hinaufhelfen!“ dachte Richard, als er im Finstern dastand; und Niemand kann es ihm verdenken, daß er ganz behutsam an den Zimmern des Obersten vorbeischlich, wo Licht brannte und Stimmen redeten, dagegen aber eben so leicht als leise die große Treppe hinaufsprang.

Im Saale brannte nur eine flackernde Kerze, die gewiß Niemand geputzt hatte, seit sie dort stand. Richard öffnete die Thüre nach den Nebenzimmern. Im ersten war kein Mensch, auch von dem rothen Kabinete her hörte man keinen Laut; wenn er aber dem heftigen Klopfen seines Herzens zu glauben wagte, so mußte gewiß Jemand darinnen seyn. Da stand jetzt der Lieutenant und schämte sich nicht, mitten unter Haufen von schwarzem Tibet, Flortuch und Linnen, was alles an die Trauerkleider um die selige Kammerräthin erinnerte, die brave Frau, die im Leben eben so wenig Wesens aus sich gemacht hatte, wie jetzt im Tode, da schämte er sich nicht, die rosenfarbensten Bilder hervorzuzaubern. „O Jugend,“ würde die Kammerräthin gesagt haben, wenn sie ihn hätte sehen können, „beweine deinen Leichtsinn und bedenke: heute mir, morgen dir!“ Richard horchte an der Doppelthüre zum Wohnzimmer seiner Tante, von wo her er eine ununterbrochene und ordentliche Besprechung uber das Falten der Striche zum Kopfkissen und über die Spitzen um Hand und Haube vernahm. Seine Mutter führte das Wort, und die Baronin und Virginie ließen ebenfalls ihre Ansichten hören; aber Isabellens Stimme hörte er nicht.

Es war also beinahe gewiß, daß sie sich im rothen Kabinete befand. Wie gerne hätte er nicht die eifersüchtige, nicht ganz geschlossene Thüre aufgedrückt; aber so oft er die Hand darnach ausstreckte, hielt ihn ein heimliches Beben zurück. Endlich nahte einem lauschenden

Ohre ein Ton von innen, ein Seufzer, und jezt war es nicht mehr Zeit sich zu besinnen: er öffnete die Thüre und trat leise auf den weichen Teppich hinein.

Auf dem Nähtischchen brannten zwei Lichter, deren gebrochener Schein auf Isabellen fiel, die schwarz gekleidet und in halb sitzender Stellung in einer Divanecke schlummerte. Ihr linker Arm lag unter dem Kopfe, der rechte hing nachlässig zur Seite herab, und die Hand hielt noch den weißen Strich, an dem sie gearbeitet hatte. Ein großer schwarzseidener Shawl, der den rothen abgelöst hatte, fiel in weichen Falten um ihre feine Gestalt; und gegen diese schwarze Tracht erschien ihre Bläſſe beinahe marmorähnlich. Nur der rosige Frühling der Lippen athmete Lebenswärme über die eisige Nähe des Todes hin.

Einige Augenblicke stand Richard in Betrachtung des schönen Weibes versunken. Warum wünschen, daß sich die feinen Augendeckel öffneten, daß diese langen dunklen Franzen sich theilen und ihn in die glänzende Wolke hinter ihnen schauen lassen möchten? Besser, diese herrlichen Formen einer idealen Kunst zuschreiben, als in die glühende Wolke eindringen, und an ihren Strahlen das Feuer des jungen Blutes bis zur Unendlichkeit vervielfachen.

Warum immer Liebe begehren, warum darnach brennen, hungern, dürsten, als ob es auf der ganzen weiten Welt nichts gäbe, das mehr als sie verdiente, daß man dafür lebte! Dieß ist das erste schöne Leben des Jünglings — das bald genug verbleicht, sobald er den Fuß auf den kalten harten Boden des Mannesalters setzt, wo Ernst, Sorge und ihre tausend und aber tausend schwerfälligen Gefährten ihm begegnen. Der Traum der Liebe verschwindet dann nicht selten wie eine schöne Aussicht, deren man sich aus seiner Jugend erinnert, und die um der alten theuren Illusionen willen noch einige kleine Reize darbietet, die dann bei besondern Gelegenheiten,

wie gewissen Tagen im Jahre, aus der Vergangenheit emporgerufen werden.

Zum Glück für die Liebe und die, welche in ihren Lustgärten wallen, glaubt Niemand an solche Ueberlieferungen. Und das ist gut; denn sonst wäre ja unläugbar der beste Theil der Glückseligkeit dahin. Es gibt jedoch auch — wir wollen es wenigstens glauben — manchen herrlichen Traum, der, wenn er auch im reiferen Lebensalter seine ätherischen Bestandtheile verloren hat, noch in dem nämlichen Herzen fortlebt, uud oft sogar klarer, ruhiger und heiterer als in dem ersten Frühling desselben; denn die Stunden der Furcht, der Unruhe und des Zweifels sind dann vorbei.

Aber wie Viele auch, welche die beste Lebensquelle ihres Herzens der schönen Rose zur Nahrung boten, sahen sie dennoch verbleichen, ehe der Athemzug der Zeit sie noch hatte berühren können, sahen die helle Thräne in ihrem Kelche erstarren! Für sie rollte der Traum auf lange Zeit — Gott weiß auf wie lange! — seinen Sternenkreis zusammen; und das einsame Herz ging in dunkler Nacht, und suchte den verlorenen Schatten.

Richard sank Isabellen zur Seite nieder.

Dem Jüngling eilt es so, das Bischen Leben zu genießen, das ihm zufallen kann. Vorwärts, vorwärts! Er muß hinein in die glänzende Wolke, wenn sie auch darüber zergeht und nur feuchter Nebel ihn umhüllt. Richards Wange flammte, sein Herz, seine Pulse glühten. Als er Isabellen verließ, war seine Liebe noch ein Frühlingsmorgen; die Trennung und das viele Sinnen und Denken hatten sie gereift. Die Sonne stand hoch und roth am Himmel — es war Mittag, heißer, brennender Mittag.

„Erwache, erwache!" flüsterte er und berührte leise ihre Locken.

Isabelle schlug ihre schönen, strahlenden Augen auf, Sie blickten in die seinigen. Ein Lächeln so klar und so sanft, schwebte über ihre Lippen. „Mein guter, guter

Richard, bist Du also endlich wieder daheim!“ Ihre Hand streichelte leicht schmeichelnd über seine Stirne.

Richard wagte nicht zu sprechen; er fühlte, daß seine Stimme die stürmischen Bewegungen verrathen würden, die sein Herz in Brand setzten. Noch hielt er jedoch Isabellens Hand in der seinen. Er sah sie an, schon dieß ist ein unendlicher Genuß für den, der liebt.

Doch nur einige Augenblicke ließ sie ihn so. „Richard,“ sagte sie mit einer Stimme, deren weicher, flüsternder Ton ihm durch jede Fiber zitterte, guter Richard, Du darfst nicht so da liegen.“

„Isabelle sey nicht hart! Ich begehre ja so wenig.“

„Nein, Richard, es ist nicht wenig begehrt, daß ich Dich so auf den Knien vor mir liegen und meine Hand auf diese Weise festhalten lassen soll. Nur die lange Trennung kann entschuldigen, daß es je geschah. Also keinen Ungehorsam! Schiebe den Sessel her und setze Dich neben mich. Hast Du die Andern schon begrüßt!“ „Ich habe noch Nimand begrüßt!“ sagte Richard, der seine Stellung mit Widerstreben verließ und Isabellens Hand noch immer festhaltend, einen niedern Stuhl herzog, auf den er sich setzte.

„Dann mußt Du es thun, Richard! Deine Mutter ist hier; Du weißt, wie sie sich nach Dir sehnt!“

„Das weiß ich wohl, aber laß mich hoffen, Isabelle, daß es auch Dir hie und da leer und öde vorkam.“

„Ich wüßte nicht, warum ich das läugnen sollte; allein mancherlei Kummer, die Krankheit und der Tod der Tante — es war eine harte Zeit.“

„Ja, weiß Gott, auch mir war sie nicht mild.“

„Ach, ich kann mir denken, daß Du viel gelitten hast. Es muß ein schrecklicher Schmerz gewesen seyn. Du trägst Deinen Arm noch in der Schlinge, mein armer Richard!“

„Das meinte ich nicht Es gibt noch viele andere Dinge außer körperlichen Leiden, welche die Zeit lang und schwer machen ... Ich soll Dich von dem kleinen Fräulein Hedwig grüßen. Du kannst kaum glauben, wie

freundlich und vorsorglich sie war! Aber das kannst Du recht wohl glauben, daß ich manchmal undankbar genug den Wunsch hegte, Deine Hand möchte nur ein einzig Mal mein Kopfkissen ordnen."

„Du bist ein weichlicher Schwärmer geworden, Richard! Man hört und sieht, daß Du in einer beinahe sechswöchentlichen Quarantâne lagst, ohne Dich mit etwas Anderem als der Phantasie zu beschäftigen — so gefällst Du mir nicht!

Das Blut strömte warm nach Richards Wangen. „Ich werde gehen und meine Mutter begrüßen," sprach er ruhig. „Sie wird gewiß begreifen, daß man Gefühle, tiefe und starke Gefühle haben kann, ohne deßhalb ein weichlicher Schwärmer zu seyn."

Isabelle hielt ihn nicht zurück, sie suchte nicht einmal den Ausdruck zu mildern, der ihn gekränkt hatte. Richard ging; aber er sah den Blick nicht, der ihm folgte.

Die Glückseligkeit der Majorin, als sie den hoffnungsvollen Sohn ihren mütterlichen Stolz wieder sah, war groß und bereit, und Richards Freude war nicht minder stark, obschon schweigsamer, als er Mutter und Schwester umarmte, und den herzlichen Willkommskuß empfing. Die Baronin theilte ihr Glück; aber der allerglücklichste war vielleicht doch der Oberst, der jetzt endlich Jemand hatte, gegen den er seinen Kummer ausgießen konnte, Jemand, mit dem er unendlich viel Sorgen theilen konnte, die er sich wegen des Begräbnisses der Kammerräthin selbst schuf.

Diese Wühltage mit ihrem Düster, ihren weißausgeschlagenen Wänden und dem Geruche von Tannenreisern und Räucherwerk waren endlich überstanden. „Dem Himmel sey Dank," rief der Oberst, als die Maisonne die rothen, blauen und gelben Ueberzüge wieder beleuchtete, „daß wir fertig sind! Es thut den Augen recht wohl, daß sie all die weißen Wolken nicht mehr sehen dürfen, die jedes Möbel nach Leichen riechen machten. Jetzt können wir doch wieder unsre Abendparthie haben. Nur

Schade, ewig Schade, daß Graf M— nach Stockholm gereist ist!"

Aber mit Richards Wiederkehr war auch Leben und Gedeihen wieder gekommen, und auch ohne Graf M— vergingen Tage und Wochen in stetem Wechsel.

Mit frischen Gefühlen, fähig, das neuerwachende Leben des Frühlings zu fassen und zu genießen, das ihnen mit jedem Morgen in immer herrlicherer Entwicklung begegnete, machten Richard und Klas Malchus weite Spaziergänge in den poetisch schönen Gegenden um Tyringsholm. Mit jeder Fahrt schloßen sie sich näher und vertraulicher an einander; denn in Gottes freier Natur nehmen die Gefühle einen besseren Charakter an, sie werden offener, inniger, heimischer bei sich selbst — und doch wollen sie sich auch mittheilen; sie wollen bei Andern leben, um ein vervielfachtes Leben zu genießen; sie fühlen sich reich wie die Natur selbst und müssen in andere Ströme ausströmen.

Bisher hatte sich Richard nie eine Anspielung auf Klas Malchus Gefühle für Marie erlaubt, obschon er sie eben so gut geahnt hatte wie die Uebrigen. Aber da die Besuche im Meßnerhause nunmehr äußerst selten geworden waren, glaubte der Lieutenant, sie haben ihre Gewalt über Klas verloren. Da dieß gleichwohl nicht recht vereinbar mit seinem Charakter war, so wünschte Richard eine vertrauliche Darstellung des Verhältnisses zu erhalten; und eines Abends, als sie Arm in Arm an der Kirche und dem kleinen Hause vorüber gingen, sagte er einfach und herzlich ohne alle Vorbereitungen: „Ich habe schon oft mit Dir über Deine Wanderungen nach der Hütte sprechen wollen, die dort zwischen den Bäumen hervorschimmert; allein Deine Verschlossenheit hielt mich stets zurück. Jetzt glaube ich jedoch ganz gewiß, daß Du sie gegen mich, wenigstens wenn wir hier außen sind, abgelegt hast. Laß mich deßhalb wissen, ob ich Recht hatte, wenn ich eine Zeitlang glaubte, daß dieser Ort nicht mehr dieselbe Anziehungskraft für Dich habe?"

„Dann, Richard," erwiederte Klas Malchus, freundlich auf die Ideen seines Freundes eingehend, „hast Du geglaubt, daß Veränderlichkeit zu meinem Charakter gehöre."

„Veränderlichkeit ist vielleicht nicht das rechte Wort; denn um veränderlich zu seyn, muß man ein Gefühl verlassen haben, das wirklich fest in uns war. Eine flüchtige Neigung dagegen . . ."

„Halt, Richard!" sagte Klas Malchus in einem etwas unwilligen Tone. „Von Dir möchte ich diese elende Definition nicht hören."

„Du mußt sie nicht elend nennen, Klas! Du mußt wissen, daß ich unter einer flüchtigen Neigung eigentlich nichts Anderes verstehe, als eine schnell vorübergehende Lust der Sinne, als eine Empfindung, die unser Herz nichts angeht."

„Ich habe diese Reizung der Sinne, diese flüchtige Laune nie empfunden, die brennt ohne zu wärmen — ich bin nicht veränderlich."

„Dann Klas, dann könntest Du also wirklich im Ernste . . ."

„Im vollen Ernste und von ganzer Seele könnte ich mich an diejenige binden, die meine erste Neigung erweckt hätte — findest Du das so unnatürlich?"

„Nein, gewiß nicht, weit entfernt! wenn nur die Verhältnisse anders wären, wenn nur ein gleicher Bildungsgrad und Sympathie in andern Fällen denkbar wäre."

„Außerdem könntest Du nicht lieben, Richard?"

„Nein, ich glaube nicht."

„Ich will anders von Dir denken. Du bist nicht der kalte, selbstsüchtige Geist, der wissen will, was er bei einem solchen Gefühle gewinnt. Du kannst die Liebe nicht anatomiren, sie nicht zerstückeln, um zu sehen, wie weit sie gestiegen ist, oder welchen Ausweg es gibt, um sie zu hemmen. Nein, Du willst sie ganz und gar genießen; und wer das will, der frägt nicht darnach, in welchem Boden die Blume emporgewachsen ist, nach der

er strebt; wenn nur ihr Duft rein ist, und ihre feinen Blätter die Krone der Sittsamkeit umschließen."

„Aber bei meinem Leben," rief Richard aus, und betrachtete die strahlenden Blicke seines Freundes mit einer gewissen Unruhe, Du sprichst ja ordentlich in poetischen Figuren! Ich glaube wahrhaftig, mein bester Klas, das heißt, ich wäre beinahe versucht zu glauben — Du liebtest ernsthaft?"

„Das kannst Du immerhin glauben, Richard, ohne einen Irrthum zu befürchten!

Richard blieb stehen; es war ihm, als ob sein Athem gehemmt würde — er wußte, daß bei Klas Malchus die Geliebte nichts mehr und nichts weniger heißen wollte, als sein künftiges Weib — also eine ordentliche Heirath mit Meßners Marie! Den Betrachtungen folgend, die sich ihm jetzt unwillkürlich aufdrängten, sagte er ernst: „Ich fürchte, Klas, das wird ein Todesstoß für Deinen Vater seyn!"

„Ich hoffe, es wird mit etwas Geringerem ablaufen," erwiederte der Baron ruhig. „Da wir indessen noch einige Monate haben, bis das Gesetz mich mündig erklärt, so will ich es einstweilen vermeiden, Stürme hervor zu rufen, die dahin rasen würden, ohne die Luft zu reinigen. Mögen sie dann lieber auf einmal kommen; wenn der Orkan vorüber ist, wird es wohl stille werden."

„Orkan — sprich nicht von solchen Kleinigkeiten! Ein Erdbeben gibt es, bei dem, wie ich fürchte, ganz Tyringsholm bis auf seinen tiefsten Grund erschüttert wird. Verzeih' mir Klas, daß ich als Dein aufrichtig Dir ergebener Freund frage, ob Du alles vollkommen bedacht hast?"

„Ich habe Alles reiflich erwogen, und gebe nie nach!"

„Erlaube mir denn nur noch eine Frage. Ich kenne Marie Alsing bloß als das schönste Mädchen der Gegend; aber ist sie auch würdig, daß Du um ihretwillen all diesen Hader beschwörst? Vermag sie Dir zu ersetzen, was Du möglicherweise verlieren kannst?"

„Da Du sie nicht kennst, Richard, und nicht weißt, daß ein sanftes Herz, ein züchtiges Wesen und ein festes Gemüth die Kleinodien sind, die sie neben ihrer Schönheit besitzt, so will ich Deine gutgemeinte Frage entschuldigen. Marie ist dessen vollkommen werth. was ich um ihren Besitz wagen will; und was den andern Theil Deines Einwurfs betrifft, ob sie das zu ersetzen vermöge, was ich möglicherweise verliere, so antworte ich, wenn Du unter diesem Möglichen die Ungunst und Vergessenheit meiner Familie verstehst, mit Ja!"

„Und in ihrer Gesellschaft empfindest Du keine Leere? Du merkst jetzt nicht, was Du vielleicht später thust: die Menge kleiner Disharmonien nämlich, die dann ans Licht treten werden. Versteht sie Dich, wenn Du mit ihr von etwas Anderem als der Liebe und den geringeren Dingen des alltäglichen Lebens sprichst?"

„Von was sie sprechen kann, was sie versteht oder nicht, das dürfte wohl gleichgültig seyn, wenn ihre Gesellschaft mir nur genügt!" entgegnete Baron Klas in einem Tone, der Richard hinlänglich darüber aufklärte, daß er in ein Gebiet gerathen sey, dessen weitere Untersuchung unnütz wäre.

„Mein bester Klas Malchus, Du mußt nicht böse werden! Ich weiß, daß Du im Allgemeinen die vortreffliche Gewohnheit hast, sehr wenig zu sprechen; und ich fürchtete daher nur, wenn Dich je einmal die Lust dazu befiele, möchte es geschehen, daß Du in der Unterhaltung Deines Weibes nur ein schwaches Echo fändest."

„Du willst mich reizen, Richard!" rief Klas heftig. „Aber sage mir nur, ob ein junges reines Weib mit den besten Anlagen, den wärmsten Gefühlen, und der natürlichen Poesie des Herzens, wie Du sie bei unsern gebildeten Damen vergebens suchst, einem Manne nicht genügen kann, der die Natur aller Kunst der Welt weit vorzieht und in Ewigkeit nie seine Gattin unter jenen vornehmen Puppen suchen wird, in deren Nähe er sein

Daseyn nur mit Qual empfindet? Mariens Gesellschaft verleiht mir jenen Frieden, jenes ruhige, unerklärliche Gedeihen, das in meinen Augen das Beste von Allem ist, nämlich das Gedeihen der Heimath — und das finde ich nur, wo sie athmet. Sie liebt die Musik, sie empfindet sie; und für mich gibt es keinen schöneren Gedanken, als die Vorstellung wie ich in den Stunden, die mir meine Studien frei lassen, ihre reichen Talente üben, sie nach meinem, nicht nach anderer Leute Geschmack ausbilden werde. Ich kann dann auch die Hoffnung hegen, daß sie für mich und nicht für die Welt leben wird. Die Welt war für mich stets ein leeres Wort — ich trage meine Welt in mir. Mag mich die Aeußerlichkeit immerhin belachen; ich lache wieder, denn wir werden einander doch nie verstehen lernen."

„Davon bin ich überzeugt, Klas, und auch von vielem Andern, was Du eben gesagt hast; und besitzt Marie diese Vorzüge nicht nur als ein todtes Kapital, versteht sie sich vor Allem selbst, kann sie der Form Worte und Leben geben, kann sie . . ."

„Jetzt will ich kein Wort weiter reden!" rief Klas Malchus mit finster gerunzelten Braunen. „Kannst Du nach dem, was ich aus meiner Seele heraus zu Dir geredet habe, noch bezweifeln, daß sie das Weib ist, das einzig für mich paßt, so war es nicht der Mühe werth, daß ich so zu Dir sprach! Laß mich aber Dich überzeugen, daß das Glück für mich wenigstens nie im Austausch von Worten und Phrasen liegen kann, die zum öftesten ohne alle Bedeutung sind! Wir haben Gefühle. Ich verstehe sie, sie Gottlob mich — laß Dir das genug seyn, und glaube, daß Du alle Pflichten der Freundschaft erfüllt hast!"

„Ja, ich glaube wahrlich," versetzte der Lieutenant mit halbem Lächeln, daß ich es nicht auf dem Gewissen habe, irgend einen vernünftigen Einwurf außer Acht gelassen zu haben; und da Du weißt, daß kein alter aristokratischer Sauerteig in meinen Bemerkungen gährte,

so schäme ich mich ihrer auch nicht. Mein Eifer entsprang lediglich aus meiner Freundschaft, allein ich glaube fast, ich habe ihn etwas zu weit getrieben. Erlaube mir übrigens jetzt, wo ich weiß, daß die Sache als abgemacht zu betrachten ist, Dir zu sagen, daß ich der Kraft, die sich eine eigene Bahn bricht, Gerechtigkeit widerfahren lasse; aber ich setze hinzu: wollte Gott, sie wäre schon gebrochen! Und hier hast Du meine Hand darauf, daß ich Dir treulich dazu verhelfen will, so gut ich kann."

Ein warmer Blick dankte Richard für sein Versprechen und den treuen Handschlag, der so redlich gemeint war wie ein vollständiger Glückwunsch. „Und jetzt keine Heimlichkeiten mehr!" fuhr der Lieutenant fort. „Laß mich wissen, wann Du Deine Marie siehst; denn ich muß Dir sagen, daß das Aufhören der Besuche im Meßnerhause gewisse aufgeregte Gemüther bedeutend beruhigt hat."

Klas Malches erröthete leicht. „Ich war genöthigt, diesen mir so theuren Stunden zu entsagen, um Marie von Zwang und Argwohn zu befreien," erwiederte er. „Aber sie ist nicht selten allein; und hie und da haben wir uns auch an einem Orte getroffen, wo unsre Liebe hoffentlich nicht entweiht wird, dort nämlich —" er zeigte auf die Kirche. — „Das kleine Beichtzimmer neben der Orgel gewährte uns eine freundliche Stelle."

„Das ist freilich ein sehr düsteres Lokal," sagte Richard; „doch die Liebe heiligt jeden Platz, und dieser heiligt die Liebe. Ich wünschte jetzt nur, daß auch fortan alle Unruhe schliefe, bis Du sie mit der Posaune erweckst."

„Ich hoffe es."

Aber die Hoffnung ist, wie Jedermann weiß, kein Ding, daß man wieder so leicht erfaßt, wenn man es sinken ließ. Gibt es wohl in der ganzen weiten Schöpfung ein unbeständigeres und unsichereres Ding als die Hoffnung? In allen Ständen, in jedem Alter, in allen Gestalten macht man Bankrott mit ihr. Heute gibt sie tausend Prozent, und füllt dem Leichtgläubigen, der sein

Vertrauen auf sie setzt, alle Hände mit Glücksloosen; morgen nimmt sie Kapital sammt Zinsen zurück und da steht nun der blasse Anleiher und ist außer Stand, von der launischen Göttin auch nur einen erträglichen Akkord zu erhalten.

Achtes Kapitel.

Isabelle war auf ein paar Tage in Tjällstorp gewesen, und den Tag nach der Unterredung, die wir im letzten Kapitel mittheilten, kehrte sie von da zurück.

Die Sonne war ihrem Niedergang nahe, als Isabelle, nachdem sie eine kleine Weile bei ihrer Mutter inne gesessen hatte, in das rothe Kabinet hinaustrat. Ihr erster Blick fiel auf das Fenster; denn sie kannte kaum einen herrlicheren Anblick, als wenn die Sonne ihren glänzenden Abendmantel über den blauen Strom ausbreitete und den verfallenen Pavillon mit so bunten Scheiben in die Schatten ihrer reichen Schleppe hüllte. Aber wie ward Isabelle nicht heute überrascht, wie innig freute sie sich nicht, als sie den Pavillon, den sie schon lange lieb gehabt hatte, wie neugeboren fand! Drei Tage hatten hingereicht, um dies zu Stande zu bringen. Nie ward er schöner als jetzt von dem Purpur des Abends begossen; und ein breiter Sonnengürtel, der die Kuppel umfloß und sein Gold in tausend Strahlen aus den neuen Scheiben wieder emporblitzen sah, warf auch die schönste Beleuchtung über eine kleine duftende Orangerie, die auf dem oberen Theile des Daches angebracht war. Vor den halb offenen Thüren wehten grüne Gardinen, und um die Säulen, auf denen der Pavillon ruhte, schlangen sich Kränze von jungem Laubwerk, das mit weißen Syringen untermischt war.

Isabelle eilte hinab; sie hatte ganz vergessen, daß heute ihr Namenstag war, jetzt aber erinnerte sie sich lächelnd, daß des Majors so in sie gedrungen hatten,

abzureisen, ehe es zu spät würde. Konnte diese Ueberraschung von ihrem Vater ausgehen? Ach nein — er war nicht einmal zu Hause. Mit leichten Schritten, und nicht eben ungewiß darüber, wem sie diese Ueberraschung zu danken hatte, schwebte sie über die Treppen der Terrasse hinab, zog die luftigen Gehänge vor der Thüre zur Seite, und trat ein.

Welch' ein kleines entzückendes Eden war nicht aus dem unfreundlichen Pavillone geworden! Er war nicht mit Prachtartikeln überladen, aber mit dem äußersten Geschmacke eingerichtet, wie er eben für ein Weib mit feinen Gewohnheiten behaglich seyn konnte, für ein Weib, das die Bequemlichlichkeit liebte, und gerne ihre Ruhe in der Umgebung eines Alltaglebens genoß, wo die Poesie aus jeder Blumenknospe, aus jedem Blatte hervorschaute, das den Schatten des ganzen licht- und farbevollen Gemäldes bildete.

Mitten im Gemache, zuoberst auf einer hohen Treppe stand jedoch Etwas, was Isabellens Aufmerksamkeit vor Allem auf sich zog. Dieses Etwas war der Meister selbst, der Lieutenant, der mit rothem erhitztem Gesichte und vom Sonnenlichte umstrahlt, eine Blumenguirlande um die Leiste der Kuppel zu befestigen strebte. Aber als er Isabellen unter der Thüre stehen sah, zog er die Guirlande wieder zu sich, sprang herab und war in einem Nu an ihrer Seite. In scherzender, aber seelenvoller Tändelei — denn Richard war in diesem Momente unbeschreiblich selig und aufgeräumt — schlang er seinen Arm um Isabellens feinen Leib und fing an ein paar Mal mit ihr um eine queer im Zimmer stehende Causeuse herumzutanzen, in deren schwellende Polster er sie jedoch bald niederdrückte, und mit der duftenden Blumenkette umwand.

Richard selbst setzte sich mit Blicken, die von der höchsten menschlichen Freude strahlten, auf einen Schemel zu ihren Füßen, indem er in ihren Augen die höchste reinste Zufriedenheit suchte und fand.

„Mein theurer, guter Richard, das hast Du für mich so eingerichtet! O ich fühle, daß ich manche schöne Stunde hier zubringen werde, Du guter, lieber Freund!“

„Nicht nur manche schöne Stunde, Isabelle; nein auch manche heitere! Es lebe die Freude, die herrliche rosige Gabe, die nur ein Gott uns schenken konnte! Kein Champagnerschaum sprüht höher als der Schaum im Becher der Freude! Kein Rausch ist mit dem Freudenrausche zu vergleichen; denn keiner ist reiner! Sieh Dich um, theure Isabelle! Sieh diesen kleinen Tempel, wo Gottes herrliche Sonne herabstrahlt und Dich mit Goldthau begießt! Sieh, wie das reinste blaue Wasser zu Deinen Füßen dahinströmt, und die schäckernden Wellen singen und tanzen, wie wir eben thaten! Sieh diese dunkle Landschaft dort im Hintergrunde, wie großartig sind nicht die langen Schatten, die ihre Arme ausstrecken, und das ganze Ufer treulich umschließen! Und jener hervorspringende Fels, der fast wie eine unsichtbare Macht über dem schmalsten Passe des Bergstroms hängt, sieht er nicht aus wie ein Brautschemel für die zwei jungen schlanken Fichten, die sich einander so vertraulich zuneigen! O wie schön ist das Alles — o es ist mehr als schön! Dort eilt eine Schaar Zugvögel aus ihrer Heimath fort — wohin ziehen sie wohl? Werden sie wohl eine Gegend besuchen, die eben so reizend ist wie die unsrige? Nein, es gibt ja keine ähnliche und auch keinen so glücklichen Menschen wie ich bin! Mit keinem Sterblichen möchte ich tauschen, denn keiner war je so reich, wie ich in dieser Minute. Ach könnte ich nur die Zeit erflehen, daß sie aus Barmherzigkeit einige Augenblicke stehen bliebe, daß ich recht ausathmen und fühlen dürfte, wie das Leben in mir glühet und strömt!“

Eine helle liebliche Röthe floß über Isabellens Wange, als ihr Blick den Gegenständen folgte, auf die er zeigte; aber jetzt, da er stille geworden war, ruhte er auf ihm,

dessen frische, lebensvolle Züge ihr entgegenlachten. Er drückte ihre weißen Hände an seine heißen Lippen.

„Ist das Leben nicht schön, Isabelle?"

„O ja — mehr als es sollte!"

Er legte ihren Arm sanft um seinen Hals, und seinen Kopf gegen ihre Kniee — es waren ein paar Momente, die schnell auf den Rädern der Zeit dahin rollten. Armer Richard, er vermochte sie nicht festzuhalten! Er wollte nicht emporsehen, um den schönen Traum zu bewahren; aber er that es dennoch, und damit war auch der Traum verschwunden, und die Wonne seiner Seele in bebende Pein verwandelt. Isabellens Wange brannte nicht mehr in Purpur — sie war weiß, wie ein Theil der Rosen, womit er sie geschmückt hatte, und über diesen weißen Marmor strömten Thränen. In ihren Augen schimmerte die schwarze Farbe, und es lag darin die tiefste Seelenqual, als sie von selbst den andern Arm um seinen Hals legte und sich zu ihm hinabbeugte.

So hatte Richard Isabellen noch nie gesehen.

„Mein Gott, was bewegt und betrübt Dich so, in dieser Minute, wo alle Engel des Himmels in meine Seele traten? Isabelle!" — sie zog ihren Arm hinweg und schob Richard sanft zurück — „Isabelle, Du bist mir doch nicht böse?" Und das Fragezeichen, das in seinem Auge stand, flehte mit unaussprechlicher Innigkeit.

„Du peinigst mich, Richard! Laß mich einige Minuten allein!"

„Ach, Isabelle, sage Alles, nur das nicht, laß mich nicht hören, daß ich Dich peinige! Wie kannst Du nur mein schönes Freudenfest so stören, da ich doch..."

„Stille, um Gotteswillen, es kommt Jemand! Ich bitte Dich, laß mir nur eine Minute, daß ich mich erholen kann!"

Richard ging hinaus. Was er eben erlebt hatte, konnte nie mehr sterben; und was auch Isabellen quälen mochte, was er auch um ihretwillen litt, sein Herz ward doch von einer lebendigen Hoffnung bewegt; denn nie,

nie hätte sie, ohne... Weiter kam Richard nicht; denn Klas Malchus, der von zwei Burschen, die den neuen Flügel trugen, gefolgt, die Terrasse herabkam, rief ihm zu, er solle nicht so unbeweglich mitten im Wege stehen.

Es gelang dem Lieutenant, seinen Vetter einen Augenblick aufzuhalten; und als dieser in den Pavillon eintrat, stand Isabelle zwar mit einem blassen Gesichte, aber doch ruhig und heiter am Fenster, über die Blumenvasen herabgelehnt, mit deren Gewächsen sie spielte.

„Wie — schon hier?“ sagte Klas Malchus und zeigte seinen Begleitern den leeren Raum an der einen Wand.

„Wenn ich zu bald gekommen bin, so verzeih' mir! Ich sah die Thüre offen, und folgte der Sehnsucht des Augenblicks. Du kannst nicht glauben, Klas, wie sehr mich das gerührt hat, wie dankbar ich dafür bin! Ich habe hier eine kleine ruhige Welt für mich selbst. Aber was soll aus Deinem Flügel werden, Klas?“

„Du meintest ja immer, er habe einen schöneren und volleren Ton, als das Piano im Saale; und glaubst Du nicht, daß es mir ebenfalls Freude machen würde, wenn ich zu Deinem Vergnügen und Behagen etwas beitragen kann?“

„Nein, ist das möglich — Du, Klas, Du solltest an mein Vergnügen denken! Du liebst mich also doch ein wenig?“ Es lag etwas recht Inniges und Weiches in ihrer Stimme, was Klas rührte; und die innere Bewegung, die beider Arme einander öffnete, war eine gemeinsame. So standen sie noch, als die Baronin erschien, und selbst einen Korb mit Backwerk herbeitrug. Stille setzte sie ihn hin und näherte sich ihren Geliebten.

„Meine Mutter!“ sagte Klas. „Liebe Mama!“ flüsterte Isabelle, und alle drei suchten und fanden ihre Hände. Nie hatte Eugeniens Mutterherz von höherer und reinerer Lust gepocht, als in diesem stummen, aber vielsagenden Augenblicke.

Doch jetzt hörte man mehrere Stimmen, worunter Richards, der laut rief:

„Willkommen, willkommen!“ — „Wie!“ sagte Isabelle erstaunt, „ich glaube, es ist die Tante und Virginie — wie haben sie so geschwind nachkommen können?“

„Nun, das war nicht so schwer!“ erwiederte die Majorin, die jetzt eintrat. „Unser Wagen wurde angespannt, sobald Du einen kleinen Vorsprung hattest; und jetzt sind wir hier, um dem Fräulein Glück zu wünschen, und in ihrer scharmanten Villa Thee zu trinken.“

„Und ich ordne den Theetisch,“ sagte Virginie. „Aber fort mit Deiner Treppe, Richard, und geh nicht so ohne alle Lebensart in Hemdärmeln herum! Was meinst Du, daß der Onkel sagen würde, wenn er einen solchen Mangel an Aufmerksamkeit gegen uns Damen bei Dir sähe? Lieber Klas, hilf mir den Tisch dahintragen! Sieh, da kommt Lisette mit den Tassen und dem Thee-Apparat! Es ist doch allerliebst in Deinem Pavillon, liebe Isabelle!“

„Ich bin aber auch nicht wenig stolz auf meine kleine Residenz; doch noch weiß ich nicht, welchen Händen ich für diese prächtige Arbeit zu danken habe?“ Sie deutete auf die Fauteuils, den Schemel und die Polster der Causeuse.

„Ich werde Dir über Alles Rechenschaft ablegen, bis der Thee heiß wird. Du kannst dann ohne alles Verwundern ungestört in Deinem Reiche sitzen und die Gaben genießen, die wir an Dich verschwendet haben. Fürs erste also — um mit den Außendingen anzufangen — muß ich Dir sagen, daß die Malerei, das neue Glas in der Kuppel und die Orangerie Richards Werk ist; die letztere hat er wie ich sehe, dahin aufgestellt, aber beiläufig gesagt, es wird ihm wohl schwer fallen, die Blumen dort zu pflegen und zu begießen. Den Festschmuck der Säulen hat er ebenfalls mit eigener Hand angeordnet. Ferner — aber nein, der Richard bekommt sonst gar zu viel Verdienst — war der Herr Lieutenant in der Stadt

und wählte die schönen Tapeten hier aus, überdieß war er die leitende Kraft bei der Anordnung des Ganzen. Die Gemälde hat jedoch Tante Eugenie selbst ausgesucht und ihren Platz bestimmt. Mama und ich haben die drei Sesselüberzüge genäht, und die Tante die Sophakissen und den Schemel. Aber über den Schemel hat sich Richard den Kopf mehr verbrochen, als über allem Andern, das kann ich Dich versichern. Er hat ihn selbst gestopft, und gegen fünf oder sechs Mal wieder aufgemacht, bis er recht war. Und jetzt solltest Du Bericht über diese wahren Prachtwerke da erhalten! Der herrliche Schreibtisch hier, ich habe noch nie seines Gleichen gesehen, sowie der Lehnstuhl und der Nähtisch sind Geschenke vom Onkel. Aber Klas Malchus's Beitrag spare ich auf die Letzte auf: es ist sein eigener theurer Flügel und ein Bücherschrank, der ebenso außerordentlich geschmackvoll ist, wie die Werke, die er enthält. Und jetzt weiß ich nichts mehr, als die Vasen auf dem Ecktische; und die, ja wahrhaftig die sind ebenfalls wie die Prachtgewächse am Fenster, Geschenke von Richard."

Lächelnd hatte Isabelle die lange Liste angehört; als sie zu Ende war, sprach sie herzlich: „Alles ist mir jetzt so lieb und bekannt, daß ich gerne den ganzen Pavillon in Arm nähme, wenn er nur nicht so weitläufig wäre!"

„Nun, da dies etwas ungeschickt heraus käme," sagte die Baronin, die seit Jahren nicht mehr so aufgeräumt gewesen war, wie diesen Abend, „so meine ich, könntest Du die dem Pavillon zugedachte Auszeichnung nebst einem Kusse dem schenken, ohne dessen unermüdliche Thätigkeit die ganze Herrlichkeit eine Ruine wäre. Es ist meine Schuldigkeit zu gestehen, daß der Plan von Richard ausging, und auf ihm ruhte auch die ganze Ausführung. Ueberdieß," setzte sie lächelnd hinzu, „gab es, wie ich glaube, noch niemals Vetter und Cousine, die sich nicht hie und da küßten."

„Die Vetterschaft ganz abgerechnet," antwortete Isabelle heiter, „so wäre dies nicht mehr als ein sehr natürliches Ding nach so viel Mühe. Komm her, Richard!" und Isabelle, die in Gegenwart Anderer die ungezwungenste Art anzunehmen wußte, winkte ihn zu sich.

Es regte sich etwas Süßes und Frohes in der Brust der Baronin, und ein inniger sprechender Blick auf die Majorin brachte diese zum ersten Mal auf den Gedanken, daß ihre Schwester keinen heißeren Wunsch hegte, als den, den armen Lieutenant mit der reichen Erbin verbunden zu sehen.

Aber zur großen Verwunderung Aller, die darauf gefaßt waren, Richard an Isabellens Seite fliegen zu sehen, stand Richard stille, an den Fensterpfeiler gelehnt. „Ich bin nicht rasirt," sagte er erröthend, „und möchte deßhalb meine Belohnung auf eine andere Gelegenheit aufsparen."

Allein Isabelle, die zu gut wußte, wie bedeutungsvoll diese jetzt so unschuldige Gunstbezeugung zu einer andern Zeit und unter andern Verhältnissen werden könnte, antwortete ohne im Geringsten durch diese Entschuldigung beleidigt oder gekränkt zu scheinen: „Possen, Richard — man nimmt es unter Verwandten nicht so genau."

„Bist Du närrisch, Richard!" rief Virginie und schlug ihn leicht auf die Achsel. Und Richard, der vor einer kleinen halben Stunde noch, als er auf dem Schemel zu Isabellens Füßen saß, Jahre seines Lebens für die Seligkeit hingegeben hätte, seine Lippen auf die ihrigen drücken zu dürfen, ging jetzt fast mit einer Art Widerwillen hin, um diese Gunst zu empfangen, die, da sie nicht das freiwillige Geschenk der Liebe, sondern nur eine artige Gabe der Dankbarkeit „unter Verwandten" war, ihren ganzen übersinnlichen Reiz verloren hatte.

Isabelle verstand ihn und verzieh.

Da man indessen nichts zum Voraus bestimmen

kann, so konnte auch Richard nicht genau wissen, wie ein „Vetterkuß," auf Mamma's Anmuthung ertheilt, schmecken würde; und gewiß bekam er eine andere Vorstellung davon, da Isabellens schönes Auge mit einem nicht ganz sichern Ausdruck seinem Blicke entschlüpfte, während ihr Arm sich eine Sekunde lang um seine Schulter schloß, und ihre Lippen, wie ein heißer Windhauch, nach den seinen eilten . . Richard fühlte, daß sein Kopf etwas mit ihm herumzugehen begann; aber was er that, wußte er nicht eher, als bis ihm seine Mutter freundlich zurief, nicht in das Wasser hinauszugehen, anstatt auf die Brücke.

„Ich will meinen Rock holen," sagte er, und flog die Terrassen hinauf, trotz Virginiens lauten Aufforderungen, er solle doch zurücksehen — der Rock hänge ja ganz hübsch an der Schranke.

Aber Richard sah sich nicht um. Er kam jedoch bald wieder ordentlich angezogen zurück; und wenn er auch im ersten Augenblick eine kleine Verlegenheit über seinen hastigen Rückzug zeigte, so war diese doch bald verschwunden, und nie war er fröhlicher, angenehmer und unterhaltender gewesen, als an diesem Abend, der, auch als man der Kühle halber den Pavillon gegen das rothe Kabinet ausgetauscht hatte, der heiterste war, den man in Tyringsholm verlebt hatte. Die Abwesenheit des Obersten gestattete aber auch eine Freiheit und Herzlichkeit, die sich in seiner Gegenwart nie entwickeln konnte.

Endlich kam die Majorin mit einem kleinen Plane daher, für den Richard sie gerne umarmt hätte. Sie drückte nämlich den Wunsch aus, Isabelle sollte ihr und Virginien Gesellschaft leisten, wenn sie in der nächsten Woche, begleitet von dem Lieutenant, nach Mörkedal gehen würden, um dem General den längst besprochenen Danksagungsbesuch abzustatten.

„Ei, warum nicht? Die kleine Reise würde mir gut thun! Was sagt Mamma dazu?"

„Ich meine, Du solltest diese Gelegenheit zu einer so angenehmen Zerstreuung benützen; und wenn Papa . . .“

„Hier ist er — worin braucht es sein Votum?“ tönte in schmeichelndem Tone die Stimme des Obersten von dem äußern Zimmer her. Sobald er eingetreten war und mit seiner ausgewählten Eleganz den allgemeinen Gruß abgegeben hatte, wandte er sich zu seiner Tochter.

„Es thut mir auf meine Ehre sehr leid, daß ich so spät gekommen bin; aber Du entschuldigst mich, liebe Isabelle? Ich hatte einige Geschäfte bei der Gerichtssitzung abzumachen, wo mir der Friedensrichter einen Theil des Abends stahl. Ich ließ mich jedoch nicht länger zurückhalten, wie Du siehst; aber obschon ich nicht zu Hause sitzen und Richard helfen konnte, so gerne ich es auch gewollt hätte, so darf ich ihm doch gewiß das Kompliment machen und glauben, daß Du mit der Surprise sehr zufrieden warst?“

„Ja, Papa, ich wage sogar zu glauben, Papa selbst hätte es nicht besser einrichten können. Ich war den ganzen Abend lauter Lust und Entzücken.“

„Und der Schreibepult, der Lesestuhl und das Nähtischchen waren nach Deinem Geschmack, hoffe ich? Diese drei Artikel waren eigens aus Stockholm bestellt.“

„Wie Papa nur fragen mag! Es wäre wohl unmöglich, keinen Gefallen daran zu finden, da diese Gegenstände ja zugleich so zweckmäßig und geschmackvoll sind, und so klar beweisen, daß Papa die Liebhabereien eines Frauenzimmers kennt! Doch wir wollen hören, was Papa zu dem Plane der Tante sagt, mich mit nach Mörkedal zu nehmen? Wäre es nicht in der Ordnung, daß ich des Generals einen Besuch machte? Ich meine wahrhaftig, sie könnten diese Aufmerksamkeit von uns verlangen.“

„Du bist scharmant, mein Isabellchen, höchst scharmant, daß Du das einsiehst; und die Wahrheit zu sa-

gen, so habe ich Dir eben denselben Vorschlag machen wollen. Aber Du sollst heute Abend nicht zu Bette gehen, ohne noch eine Ueberraschung zu finden, die, wie ich mir schmeichle, nicht schlechter seyn wird, als die andere."

„Ach, Papa, es sind ihrer schon mehr als genug!" versicherte Isabelle, die eine schnelle Ahnung von der Art Ueberraschung bekam, die ihrer jetzt wartete.

„Ich glaube nicht, mein Engel, daß Du das sagen wirst, wenn Du erfährst, worin sie besteht; aber ich habe gerade eine Freude daran, Dich ein wenig zu quälen."

„Papa hat schon angefangen," sagte Isabelle, und ihre Blicke, die eben Virginiens begegneten, tauschten ein schnelles Zeichen mit einander aus.

„So muß ich wohl barmherzig seyn nnd auch endigen! Nun wohl, ein guter Scherz darf nach den Regeln der Kunst nie zu weit getrieben werden. Du wünschest Deiner Tante nach Mörkedal Gesellschaft zu leisten; dieser Wunsch zeugt Deinerseits von vollkommenem Takte, und ist zugleich ein Zugeständniß, daß Du die Konvenienz billigst, welche den Besuch geachteter Personen zu erwiedern gebietet. Du machst mir mit dieser Denkungsart große Freude, und ich habe beschlossen, Dich selbst zu begleiten. Die Ueberraschung wird dann wegen unserer alten Bekanntschaft doppelt angenehm für den General seyn!"

Der Oberst hatte erwartet, daß dem Ausspruch dieses herrlichen Gedankens eine allgemeine „Sensation" folgen würde; aber die Gesellschaft schien ihn wie etwas aufzunehmen, worauf man sich schon vorher gefaßt zu machen suchte. Isabelle sagte freilich: „Ach, ist es möglich!" und die Majorin fand es herrlich; aber das war es keineswegs, was der Oberst erwartet hatte, und seine Laune kam nicht eher wieder zurecht, bis Richard, der sogleich merkte, woran es fehlte, mit kraftvoller Stimme ausrief: „Ich bin so erstaunt, daß ich mich beinahe ganz

vergessen hätte; aber der Onkel ist auch der Typus aller Artigkeit! Nun, meine Herrschaften, jetzt wird es erst einen rechten Jubel in Mörkedal abgeben! Ich glaube kaum, daß Seine Majestät selbst dort besser aufgenommen würde; und was mich betrifft, so spreche ich offen aus, daß ich glaube, wir Andern werden dadurch noch siebenmal willkommener werden!“

Richard nahm es im Uebertreiben nicht so genau, wenn er die Erbsünde des Obersten befriedigen wollte; und um keinen Preis hätte er haben mögen, daß sein werther Onkel an diesem Abend, den er eben durch seine Abwesenheit so angenehm gemacht hatte, mit offenbarem Undank belohnt würde. Der Oberst war auch sogleich und vollkommen besänftigt; denn er war fest überzeugt, daß Richards Worte ihm gerade aus dem Herzen kamen.

Später, als der Oberst mit seiner Frau allein war, sagte er: „Ich sehe voraus, daß Richard viel Fortüne in der Welt machen wird. Es ist unglaublich, was der Junge für eine Rednergabe hat! Es ist gerade, als habe er meine Art zu seyn ganz in sich aufgenommen. Nun, ich werde ihm deßhalb nicht böse seyn! Ich liebe Jünglinge, die den Umgang gebildeter Personen zu benützen verstehen; und ich habe, Gott sey Dank, Alles gethan, was man von einem rechtschaffenen Onkel verlangen kann.“

Jetzt rüstete man sich zur Reise, das heißt, der Oberst rüstete sich, um in gehörigem Prunke auftreten zu können; denn er fühlte eine doppelte Wichtigkeit in seiner Person als Vater einer reichen Erbin. Wäre er seinem ersten Plane gefolgt, so hätte die Reise gewiß ein fürstliches Aussehen erhalten; aber nun wollte Isabelle durchaus ein kleines Wort mitsprechen; und auf ihre freundliche und artige Ueberredung wurden die drei von dem Oberst dazu bestimmten Wagen auf einen einzigen reduzirt, worin die Familie zusammen fahren sollte. Niemand konnte jedoch den Obersten davon abbringen,

vierspännig zu fahren — dies war doch ein Ersatz für seine Nachgiebigkeit gegen Isabellens hartnäckige Bitten.

Am Abend vor der Abreise saß Isabelle auf ihrem Zimmer und war damit beschäftigt, Trauerspitzen an ihre Unterhaube zu setzen. Oft ruhte sie jedoch während der Arbeit; denn ihre Blicke schwebten durch das Fenster hinaus, und ein trauriges Lächeln flog über ihre Lippen, als sie die grünenden Kronen der Linden sich jedesmal anmuthig verneigen sah, wenn der Wind auf eilenden Schwingen ihnen seinen Gruß zuführte. Ein Seufzer hob Isabellens Brust; er kam aus der Tiefe ihrer Seele und brachte ein leises Flüstern herauf. „Sieh," sagte der Seufzer, „mit jedem Jahre stehen diese grünen Häupter in reicherer, herrlicherer Schönheit da; mit jedem Jahre wiegen sie ihre laubigen Zweige stolzer und sonnen sich in erneuertem Leben, wenn die, die so manche Abendstunde lang auf sie hinausschaute, schon ausgelebt hat! Von ihrer Krone fiel ein Blatt um das andere, bis sie mit dem letzten sich selbst zur Ruhe legte."

Isabelle stützte ihren Kopf auf die Hand. Sie hatte die wehmüthige Mahnung des Seufzers gehört, und ward nun selbst wehmüthig. Es war keine gewaltsame, peinigende Unruhe, was in dieser Minute auf sie eindrang, aber es war doch eine Unruhe, eine Klage, wenn auch leis wie das Säuseln des Windes in den Kronen der Bäume. Sie hatte solche Stunden, wo sie sich ganz von dem äußern Leben trennte, und sich der innern Macht hingab. Wie sollen wir diese Augenblicke nennen? Isabelle nannte sie „die Träume der Seufzer."

„Warum, o warum ward mir keine Freude und doch die Sehnsucht darnach — die glühende Sehnsucht? Still, unruhiges Herz, schlage nicht so sehr, sehne Dich nicht so — habe ich Dir nicht gesagt, daß dieser Durst nach Glückseligkeit Dich doppelt arm macht! Du sollst nicht dürsten; denn Du darfst ja nicht trinken! Sey zufrieden, widerstraubendes Herz! Du hast doch ein Gut; der Schmerz ist Dein — Du gehörst ihm; darum

wird er auch Mitleid mit Dir haben, Dich erdrücken und beruhigen . . ."

„Der Schmerz ist beim Beginne des Lebens, und steht getreu wieder an seinem Ende. Wäre nur wenigstens Freude und Frieden zwischen Anfang und Ende — aber nein, sie sind selten, jene Stunden des Friedens und der Freude, die über den Zwischenraum schweben. Und verlohnt es sich nur der Mühe, die Hand nach ihnen auszustrecken? In wenigen Monaten vielleicht hat der Geist seine Maschine abgenützt!"

„Sorgenvoller immer wird der Tag, schlafloser die Nacht, schwerer das Leben — und doch blühen noch ein Paar schöne Rosen an seinem Rande, die zu pflücken, mit sich zu nehmen so süß wäre! Doch laß sie! Des Todes bleiche Braut darf sich nicht mit den frischesten Rosen des Lebens schmücken — sie muß ihnen entsagen . . ."

„Je größer der Kampf, desto größer sey auch die Zuversicht! Fürchte Dich nicht, mein Geist, in die dunkle Nacht hinabzuschauen! Was siehst Du? Ein Paar Fetzen Leinwand zwischen vier Brettern, ein Paar blitzende Ringe an den Fingern eines Gerippes, eine Decke von Staub, kühle, feuchte Todtenluft — das Leben schaudert vor dem Tode . . ."

„Bebe nicht so, Du mein Geist, fürchte Dich nicht! Steige noch einmal hinab in die dunkle Nacht und sieh Dich besser um — die Nebel sind geschwunden: Du gehst nicht in den Tod. Siehst Du den Stern dort — er leuchtet Dich in das Leben hinein. Die Schattenbilder fliehen, das Licht strömt Dir entgegen, die Luft ist voll von dem süßen Dufte paradiesischer Palmen; sieh', wie sie wehen und winken — dort sieht der Tod schaudernd auf das Erdenleben zurück!"

Allmählig kehrte Isabellens Seele aus dem langen Traume zurück; und jetzt wie immer, wenn sie die mystische Kette abgeschüttelt hatte, die sie bisweilen in den geheimnißvollen Umkreis zog, wo die Ahnung beginnt, jetzt war keine kränkliche Empfindsamkeit oder Schwach-

heit in ihrem Wesen. Sie wollte im Leben verweilen, so lange sie drinnen stehen konnte; und besaß sie die Kraft, ihre Seele von den höchsten Gegenständen loszureißen, um, wenn es erfordert ward, sie sogleich wieder mit den geringsten zu verbinden, so bekam sie jetzt Gelegenheit, diese Kraft zu erproben, da sie, ehe noch ihr Geist jede lose Saite wieder recht befestigen konnte, von dem Besuche ihres Vaters nicht sehr angenehm überrascht wurde.

„Isabelle, mein Engel, ich will nur ein wenig hereinsehen, und hören, ob Du Deine Juwelen auch vorsichtig eingepackt hast, oder ob Du sie vielleicht mir anvertrauen willst? Ihr Frauenzimmer seyd stets etwas leichtsinnig!“

„Glauben Sie denn, Papa, daß Diebe hier einbrechen, während wir fort sind?“

„Nein, bewahre, dazu ist Tyringsholm zu gut bewacht; aber die Juwelen müssen natürlich mit auf die Reise; denn Du darfst gewiß seyn, daß der General eine Fête gibt, die, wenn sie sich auch nicht gerade mit der messen kann, die ich letzten Herbst gab — was etwas schwer seyn möchte — doch brillant genug werden wird, um eine ausgewählte Toilette zu erfordern.“

„Aber so lange ich um meine liebe Tante traure, paßt es sich nicht, daß ich mich mit Juwelen schmücke.“

„Ei warum nicht gar, zu einem schwarzen Atlaskleide werden sie süperb stehen. Ich versichere Dich, Du kannst dem nicht ausweichen! Es würde sonst sehr sonderbar aussehen.“

„Dann mag es aussehen, wie es will, Papa; aber mit Ausnahme des Armbandes und der Tuchnadel, die ich bei der Tante nie weglassen durfte, bleibt das Andere daheim. Ich habe durchaus keine Lust, mich herauszuputzen, und ich hoffe, der General gestattet seinen Gästen diese Freiheit.“

Der Oberst wurde ganz dunkelroth. „Ist es Dir gefällig zu erklären, was Du denn unter Freiheit ver-

stehst? Du kannst doch nicht im Sinne haben, während Deines Aufenthalts im Hause des Generals wie eine alte Tante in Deinen Shawl gehüllt herumzugehen? Ich hoffe, daß Du das nicht thust!"

„Wenn es," erwiederte Isabelle ernst, „bei unserem Besuche in Mörkedal nothwendig wird, diese Gewohnheit abzulegen, die mir theuer ist und wozu ich meine Gründe habe, so bleibe ich lieber daheim."

„Deine Gründe? Nun, wahrhaftig! Du würdest mich höchlich verbinden, wenn Du mich darüber aufklären wolltest, welche ungewöhnlichen Gründe Dich zu einem so eigenen Brauche bewegen können?"

„Das kann ich nicht! Indessen erneuere ich meine Bitte, zu Hause bleiben zu dürfen, falls Papa verlangt, daß ich Papa die Freiheit geben solle, meinen Anzug bestimmen zu dürfen."

Isabellchen, ich versichere Dich, daß mir dies, gelinde gesagt, höchst — höchst unerwartet kömmt; und ich glaube kaum, daß es je einen Vater gab, der so ungeheuer eigensinnige und gewaltthätige Kinder hatte!"

„Und ich versichere, Papa, daß dies durchaus nicht der Fall seyn wird, wenn Papa den Gehorsam und die Eigenschaften seiner Kinder auf andere Proben stellt. Aber kann es einem vernünftigen Menschen nicht zum Ekel werden, wenn er beständig von Kleidern und wieder von Kleidern, von Ton und Takt, Benehmen und Welt u. s. w. sprechen hört, als ob seine ganze Wohlfahrt darauf beruhte, wie eine Theaterprinzessin gekleidet zu seyn, und das ganze Wesen in einen Schraubstock gepreßt herumzutragen! Man soll sich im Takte verneigen, lächeln, kokettiren und sprechen, gerade als ob wir Maschinendrähte wären, die in einer steten Ordnung hin- und hergezogen werden!"

Von einer so grenzenlos frevelhaften, überschwenglichen und vollkommen unbegreiflichen Kühnheit hatte der Oberst nie eine Ahnung gehabt, noch weniger jemals geglaubt, sie selbst erfahren zu müssen, und das von

seiner eigenen Tochter. Dies ging so sehr über allen Begriff, daß er seine Fassung ganz verlor, und unfähig, auf den zitternden Beinen stehen zu bleiben, setzte er sich nieder, bis die erste Aufregung vorüberging.

Isabelle that, als ob sie nichts merke, und fuhr ruhig mit dem Fälteln ihres Striches fort.

Immer schlimmer und schlimmer — sie hatte also nicht einmal die Absicht, sich zu entschuldigen!

„Isabelle," begann der Oberst endlich, als er seiner Stimme wieder mächtig war und ein wenig hatte überdenken können, welche Rolle er jetzt spielen sollte, „Isabelle, ich bin ein alter Mann!" Ohne Zweifel meinte der Oberst, es liege etwas ganz besonders Rührendes in dieser Hindeutung, der er durch die glückliche Biegung seiner Stimme, und durch sein leidendes Aussehen ein doppeltes Gewicht gab. Allein bei Isabellen fruchtete dies wenig, denn sie hatte Gelegenheit gehabt, die besten Akteurs zu sehen, und sie bemerkte daher sogleich, wo er hinauswollte.

„Ich bin ein alter Mann, Isabelle!"

„Gerade darum, Papa, sollten Ihnen diese Erbärmlichkeiten weniger am Herzen liegen."

„Vielleicht bald am Rande des Grabes, mein Kind!"

„Wir wollen hoffen, daß es noch weit dahin ist! Indessen halte ich es gewiß für sehr gut, sich mit den Gedanken vertraut zu machen, daß wir uns ihm nähern; denn wenn einmal am Rande des Grabes, so ist es beinahe zu spät."

„Du bist herb, Isabelle," sprach der Oberst, wieder in seinen gewöhnlichen Ton fallend, sogar bitter! Du willst Deinem Vater Winke geben, die sich gewiß nicht für ein Kind geziemen!"

„Wenn Papa nicht selbst diesen Gegenstand berührt hätte, so würde ich ein solches Wort nicht gewagt haben. Aber Papa möge darin weder etwas Herbes noch Bitteres sehen, denn ich selbst bin tief von der Nothwendigkeit überzeugt, uns mit dem Grabe vertraut zu

machen. Es erwartet uns ja doch früher oder später; und ich glaube wirklich, daß es zu spät ist, so wir erst dann, wenn wir an seinem äußersten Rande stehen, daran denken, was uns jenseits seiner Thore erwartet."

Die Stimmung des Obersten hatte jetzt eine vollkommene Veränderung erfahren. Nach gekränktem Hochmuth war es jetzt Furcht, was ihn erfaßte, die bleiche Furcht, diese zufälligen Mahnungen Isabellens könnten Vorboten seines nahen Todes seyn. Es war ein bedauernswerther Anblick, wie sich der stolze Mann unter diesem peinlichen Gedanken wie unter einem mechanischen Drucke krümmte. „Woher," sprach er leise, „woher hast Du diese Ideen, warum rufst Du sie herauf?"

„Woher ich den Gedanken an Tod und Auferstehung habe?" fragte Isabelle mit schmerzlichem Erstaunen — „woher, wenn nicht aus meiner eigenen Brust? Jede Verwelkung in der Natur erinnert mich an meines Leibes Vergehen; jeder Vogel, der die Schwingen hebt, zeigt mir den Weg, den mein Geist nehmen soll, und im Umkreise dieser Millionen Wesen sehe ich überall Bürgen meiner Unsterblichkeit."

Der Oberst stöhnte ordentlich. „Mein Kind," sagt er, „es thut mir sehr leid, hören zu müssen, daß Du Dich mit so traurigen Dingen beschäftigst."

„Mein Vater!" seufzte Isabelle.

„Ja, mein Kind, glaube mir, es ist wahrlich unnütz, auf diese Art zu schwärmen. Ich halte mich für so religiös, als irgend Jemand, aber ich gestatte diesen düstern und unberufenen Grübeleien nicht, das Bischen Freude zu zerstören, das ich vom Leben habe. Sie stimmen das Gemüth trübe, benehmen uns die Kräfte, und verursachen, daß man für die Geschäfte untauglich wird, welche dem täglichen Leben angehören."

„Ich muß beklagen," sprach Isabelle in einem Tone voll tiefen und schmerzlichen Ernstes, daß Papa so denkt! Schwärmerei ist weit verschiedener von dem gleich großen Maße von Gefühl, wie von Vernunft,

das man die Erforschung unseres Daseyns nennt; und diese Erforschung wird um so ernster, jemehr wir sie mit dem letzten Uebergang in Verbindung setzen. Es ist auch meine Ueberzeugung, daß Niemand dem Gedanken an diesen Uebergang entgehen kann; jemehr sich das Gemüth sträubt, Bekanntschaft damit zu machen, destomehr wird es dieses Entweihen unmöglich finden. Ach, Papa, wie viel besser ist es also nicht, sich zum Voraus mit jener kleinen engen Wohnung bekannt zu machen, und sie als eine Heimath anzusehen, wo man nur seine irdische Hülle ablegt, nachdem der Geist schon weit auf seiner lichten Bahn dahingeschwebt ist!"

Es war Gefühl und Leben in Isabellens Worten; und während sie die letzten aussprach, hatte sie die Hand ihres Vaters ergriffen, und sie, was sie noch nie gethan hatte, an ihre Lippen gedrückt. Allein der Oberst, der den Gedanken nicht los werden konnte, diese ganze Unterredung sey nur ein böser Vorbote einer bevorstehenden Krankheit oder Trauer, war so niedergeschlagen, daß ihn Isabellens sanfte Liebkosung nicht beruhigen konnte. Er schauderte bei dem schwachen Troste, daß das Grab ja nicht Alles behalte, und er schauderte vor dem Grabe selbst. Es war nicht mehr der prächtige Oberst; nur ein Schatten von ihm stützte sich gegen den Tisch.

„Wenn ich es wagte, würde ich Papa fragen, woher diese Unruhe? Sie thut mir wehe im Innersten meines Herzens."

„Und Du hast sie doch selbst heraufgerufen!"

„Wenn es so ist" — Isabelle faßte seine Hand auf's Neue und drückte sie warm — „wenn es so ist, Papa, wenn die Unterhaltung über diese Gegenstände Papa beunruhigt hat, so vergesse Papa nicht, daß der, durch den die Unruhe erweckt wird, auch Ruhe geben kann! Ich wage nicht, mehr zu sagen, denn es könnte Papa mißfallen; Papa glaube jedoch, daß, was ich auch gesagt habe, aus dem Herzen floß!"

„Ich zweifle nicht daran, mein Kind; aber ich bin jetzt verstimmt, und wir wollen diese Dinge verlassen! Ich muß Dir jedoch sagen, daß es mich sehr gewundert hat, ein solches Raisonnement aus Deinen jungen Lippen zu vernehmen. Es läßt sich in der That nicht recht mit Deinem gewöhnlichen Wesen vereinigen."

„Ich hänge meine innersten Gefühle nicht wie einen Schild hinaus. Die Welt hat ja doch nichts damit zu schaffen."

„Recht, mein Kind, das war gut gesprochen! Ich denke hierin ganz wie Du," sagte der Oberst, der wieder Muth faßte, da die Unterhaltung in einen der Kanäle floß, die er zu befahren gewohnt war. „Die Welt darf nie mehr als unser Gesicht sehen, und in diesem zeigen wir, was uns beliebt. Du willst also die Juwelen nicht mit Dir nehmen? Nun, thue wie Du willst — ich werde Dich künftig nicht mehr mit meinem wohlmeinenden Rathe belästigen. Aber verschaffe Dir wenigstens mehrere Shawls, daß Einem das Auge nicht müde wird, wenn es immer den nämlichen sehen muß."

„Und das war die Schlußermahnung nach einer solchen Unterredung!" dachte Isabelle, als der Oberst die Thüre schloß. „Mein armer Vater, wie wird es mit Deinem Schattenspiel gehen, wenn die Figuren allmählig dünner und dünner werden?"

Neuntes Kapitel.

Der Lieutenant war an dem nämlichen Abend nach Tjällstorp hinübergeritten, um mit seinem Vater über ihre nächstens zu beginnende Arbeit am Mühlenbau zu sprechen, und sie kehrten eben von ihrer langen und ermüdenden Wanderung nach Tische zurück, als der Major seinen gewaltigen Schnurrbart drehend, Halt machte und sprach: „Laß uns hier auf den Stein sitzen und ein wenig ausruhen."

Richard war es zufrieden, und Vater und Sohn nahmen den harten aber doch angenehmen Sitz ein, der halb von einer jungen Birkenhecke verborgen lag.

„Ja," sagte der Major, während er mit der Spitze seines Stockes gegen den Boden stieß, und dann wieder den schwarzen Knopf desselben zwischen die Lippen nahm, „ja, ja, so ist es also ausgemacht, daß ich mich auf Deine Aufsicht verlassen kann, während ich bei dem Exerziren bin! Du müßtest ja doch Urlaub nehmen; aber nimm Deinen Arm wohl in Acht, und strenge ihn nicht zu viel an."

„Ich bin gewiß vorsichtig, Papa."

„Aber höre, Richard, hast Du je einmal wieder daran gedacht, daß Du mir ein Papier in Verwahrung gabst, als ich Dich in Mörkedal besuchte? Es ist mir erst heute früh wieder eingefallen, als ich eine Schublade durchstöberte, um ein Paar alte Rechnungen zu suchen, und dabei auf das stieß. Aber es sollte mich sehr freuen, wenn ich erführe, was Du mit den Narrheiten meintest, die Du damals schwatztest."

Nie hätte wohl der gute Major ein Wort von diesem geheimnißvollen Papier erwähnt, wenn er geahnt hätte, wie übel die Erinnerung daran auf seinen Sohn einwirken würde. Richard stand auf, die Farbe floh von seinen Wangen, das Feuer aus seinem Auge. Alles was er gefürchtet, geträumt, gedacht und geahnt hatte, lebte wieder in ihm auf — und jene Zeit des süßen Friedens, die darauf gefolgt war, war wie weggeblasen. In diesem Augenblick hätte er gerne mit dem Elendesten getauscht. Die Freude, das rosige, herrliche Geschenk der Götter, lag in Nacht gehüllt.

Unter allen Qualen ist vielleicht die die peinigendste, wenn man im Geheimen einen tiefen aber doch unbestimmten Argwohn hegt. Alles was man klar sieht, wäre es auch noch so bitter, kann berechnet, kann getragen werden; die Ungeheuer aber, welche der Argwohn,

dieses unheimliche Trugbild hervorruft, sind nicht so leicht zu beschwören, und nur der rosige Traum der Liebe war es, die Richard vor diesem Dämon einschlafen ließ. Jetzt aber schüttelte dieser ihn wieder wach, stand an seiner Seite und stierte mit Blicken auf ihn, die all seine Bemühungen ihm zu entrinnen, vernichteten.

Mit Richard und seinem Quälgeist war es, wie mit jenen unglückseligen Leuten, die ihrem eigenen Schattenbilde nachlaufen; es entfernt sich zwar auf eine Zeitlang, aber bald taucht es wieder unter andern Gestalten empor, bald ihnen zur Seite gehend, bald zu ihren Füßen sitzend, bald an ihrem Kopfkissen stehend, aber immer mit Augen, deren quälendes Feuer das Opfer dieser Schattendespoten langsam verzehrt.

Der Major wußte kaum, ob er seinen Augen trauen sollte. „Richard, was ist denn das für ein Teufelszeug, das ich verwahre? Ich will es wissen oder ich verbrenne den Plunder!"

„Laß das, Papa, erinnere Dich, daß es mein Eigenthum ist."

„Mag seyn, aber es ist doch besser für Dich, ein Eigenthum gar nicht zu haben, das Dir solche Unruhe macht. Sage mir wenigstens, was es ist. So viel Vertrauen bist Du mir immerhin schuldig!"

„Um Papa in derselben Lage zu sehen, in der ich bin? Nein, nein, das ist nicht möglich!"

„Glaubst Du denn, Du Narr, ich sey so hitzig? Nein, meiner Seel', meine Nerven sind stark! Und jetzt heraus mit der Geschichte — Du hast doch nicht irgend einen Skandal gemacht?"

„Nein, gewiß nicht! In dieser Hinsicht kann Papa ruhig seyn, und wenn ich nicht ganz klar einsähe, daß eine Erklärung dieses Schattending nur noch schwieriger machen würde — ich nenne es mit Fleiß so, denn es ist eigentlich auch nichts anderes — so brauchte Papa mich nicht erst dazu aufzufordern!"

„Und Du bist fest entschlossen zu schweigen?"

„Ja! — Aber jetzt muß ich heim; ich habe heute Abend noch viel auszurichten — und es ist schon spät."

Der Major schüttelte den Kopf. „Gott lasse Dich auf dem rechten Wege gehen, mein Sohn!" sagte er bekümmert. „Wenn Du mir die Hand darauf geben kannst, so will ich Dir glauben, und die ganze Geschichte zu vergessen suchen."

„Ich gebe Dir gerne beide," versetzte Richard, und sein Auge, in dem sich Treue und Redlichkeit spiegelte, sah offen in das des Vaters.

„Nun, so sey Gott mit Dir! Aber wenn Du es einmal kannst, so wirst Du mir sagen, welche Macht dieses böse Zeug über Dich gehabt hat."

„Wenn ich das einmal kann, so sieht Papa ebenso hell wie ich, doch jetzt ist es dunkel. Gute Nacht, Papa! Grüße Mama und Virginien und sag' ihnen, daß das Abschiednehmen mich zu lange aufhalten würde. Wir treffen uns morgen in der Frühe."

Richard eilte fort, sattelte selbst sein Pferd und ritt in der kühlen, mondhellen Nacht nach Tyringsholm zurück.

Es war so viel Hitze in dem jungen Blute; da sprudelte und glühte es, und die Unruhe trieb ihn rastlos dahin. Hatte nicht das Pferd auch etwas davon bekommen? Die Funken flogen um die Hufe. Es war ein scharfer Ritt.

Je mehr sich Richard dem alten Herrensitze näherte, desto länger wurden die Schatten. Im Strome, wo der Mond sich spiegelte, lag der ganze ungeheure Bau und schwamm dahin, ein gigantischer Schwan, der seine Schwingen ausgebreitet hat. Richard hielt still auf der Brücke. War es nicht ein herrliches Schauspiel, wer würde es nicht bewundert haben — des Stromes Gemälde von hohen Fichten umschlossen, wie von gewaltigen Kämpen, die seine Herrlichkeit bewachten — ein dunkelarmiger Rahmen?"

„Und dies Alles, Alles!" murmelte Richard. „Doch

hinweg, du unseliger Versucher! Mein Blut kocht empor!" Mit gewaltsamer Anstrengung wollte er die Seele aus dem gefährlichen Gedankenkreise herausreißen — umsonst, er konnte sie nicht überwältigen. Beständig flüsterte der schwarze Dämon in sein Ohr: „Wie schön bist du doch, du altes Tyringsholm! Aber gleichwohl wohnt kein wahrer glückseliger Friede in deinen Mauern. Wird er wohl jemals dort wohnen, und wer wird dann dein Herr seyn? Tage vergehen, Wochen, Monate — warum verträumst du die Zeit, die eine Handlung bezeichnen sollte? Warum hast du nicht Muth genug, um die dämmerige Wolke zu theilen und klar zu sehen? Mag dann kommen was da will, des Zweifels Nacht wäre dann wenigstens zerrissen!"

„Und Isabelle," ließ sich eine Stimme in seinem Herzen hören, denn das Herz blutete bei dem Rathe, den der Dämon gab, „Isabelle, warum entziehst Du Dich mir immer? Ich kann Dir keinen Kummer machen; nein, Du willst mir keine Freude machen! Deine Wärme ist Eis — laß mich nicht so frieren! Bin ich zu arm — o Du weißt nicht, daß ich um Deinetwillen, um Deinetwillen allein, noch vor der Aufsuchung des geraubten Schatzes zurückstehe! Glaubst Du, meine Seele sey eine fromme Taube, die sich mit ein Paar Brocken aus Deiner Hand begnüge? Glaubst Du, mein Herz habe noch nie von jugendlichem Stolz und Ehrgeiz geklopft, von der Begierde geklopft, durch Reichthum und Macht höher zu steigen, und einem Namen seinen Glanz wieder zu geben, dessen vermoderte Besitzer ihre Gruft verlassen müssen, weil die Armuth ihrer Enkel ihnen keinen Fuß breit Erde kaufen kann? Ach, Du weißt nicht, Isabelle, daß diese übermenschliche Entsagung nur darum geschieht, weil ich Dich nicht Deiner Ruhe berauben will! Was war es, was meine blasse Tante heute Abend sagte? Es entfallen ihr bisweilen Worte, die mich wie Flammenschrift erleuchten."

Die Phantasie jagte jetzt dahin und dorthin, sie

brauste wild umher; und Richard war kaum eines einzigen klaren Gedankens mächtig, als er endlich Tyringsholm erreichte. Nachdem er sein Pferd eingestellt hatte, und noch eine Weile im Hofe auf und nieder gewandert war, stieg er auf die Terrasse hinab, da er die Unmöglichkeit fühlte, jetzt zu ruhen. Der kühle Wind vom Flusse her kühlte seine Wangen so gut, seine Gedanken wurden klarer, das Blut bekam Luft, er athmete frischer. Mit dieser physischen Erleichterung verging auch der magische Wahn, der ihn noch eben geblendet hatte. Er begann wieder zweifelnd sich umzuschauen, er nannte seine Phantasien Fieberträume, die erstickt werden müßten; denn Eines stand über allem Andern: seine Liebe! Wenn er den Grund dieser Träume untersuchen wollte, fürchtete er Traum und Wirklichkeit zusammenstürzen zu sehen.

Er saß auf einer Treppe, und lauschte auf das Plätschern der Wellen — da nahten, wenn nicht die Einbildungskraft ihm dies nur so vorgaukelte, oder der Flußgott und die Wassernixe in der Tiefe ihr geheimnißvolles Spiel trieben, da nahten Laute seinem Ohre, Laute wie von klagendem Schmerz. Erstaunt sah sich Richard um; je mehr er seine Gehörorgane anstrengte, desto fester ward seine Ueberzeugung, daß er sich nicht täusche. Er schlich leise über die letzte Terrassentreppe hinab und schritt über die Brücke nach dem Pavillon. Von dorther kamen die Klagetöne. Aber was, was war es?

Ein leises, schmerzliches: „O, o mein Gott!" machte alles Blut um sein Herz erstarren. War es nicht — ja es war Isabellens Stimme! Sie litt also, sie litt so heftige körperliche Leiden, daß sie ihrer starken Seele eine Klage abzuzwingen vermochten! Deßhalb floh sie ihr Bette, deßhalb suchte sie da Linderung, wo Niemand sie hören konnte!

Noch einmal und noch herzzerreißender tönte es: „O, o mein Gott!" Richard beugte sich herab, indem er sich leicht an die Thüre lehnte; ein kalter Schweiß

bedeckte seine Stirne. Was war das, woran litt sie, wie konnte sie den Tag über diese Stärke zeigen? Es war also nur zu wahr, daß der Knochenmann siegen und die Braut seines Herzens entführen sollte.

Eine fast höllische Pein ergriff Richard; und als zum dritten Mal das entsetzliche: „O, o mein Gott!“ mit einem scharfen, hellen Schrei von innen ertönte, da vermochte er nur mit der höchsten Anstrengung einen Ausruf zu unterdrücken, der beinahe seinen eigenen Lippen entflohen wäre.

„Isabelle,“ seufzte er in der Tiefe seiner Seele, „warum darf ich nicht bei Dir seyn, Du erhabener Geist, der alles Mitleid verschmäht! O wenn Du nur meine Liebe, mein Leben nehmen wolltest! Ich begehre nichts, als Dich lieben zu dürfen!“

Aus dem Pavillon vernahm man keine weitere Laute; es war jetzt ganz stille, und Richard fühlte sich schnell von einem neuen Beben erfaßt, das noch unerträglicher war als das erstere. Hatte sie Linderung, Schlaf, Ruhe gefunden? „Gott, mein Gott! wenn“ . . . Nein, dieser Gedanke war nicht auszuhalten! Er mußte seinem aufgeregten Gemüthe einige Erleichterung verschaffen; er folgte daher der Macht des Augenblicks und stieg sachte auf der Treppe hinauf, die er benützte, wenn er die Blumen auf dem Dache begoß. Wenn er sie aber dabei zu Tode schreckte! O welche Qual! Er ließ sich jedoch durch keine Einwendung zurückhalten. Vorsichtig beugte er sich nieder und brachte das Auge an den äußersten Rand der Kuppel. So konnte sie ihn nicht sehen; er aber würde sie betrachten können.

Wie sein Herz schlug! Es war ihm zu Muthe, als sey er auf dem Wege einen Kirchenraub zu begehen — und war es nicht beinahe dasselbe, wenn seine Blicke in das Heiligthum der Jungfrau sich einschlichen? „Aber wenn sie einer menschlichen Hülfe bedürfte! Wenn sie drinnen verginge! Der Mond ist nicht keuscher als mein Auge in dieser Minute. Du holde, reine Lilie, verzeih',

verzeih'! Ich will Dir mein Leben geben; aber ich muß hineinsehen!"

Und er sah hinein.

Als Richard sein Antlitz erhob, fiel der Mond hell auf seine blassen Züge. Sie waren von unaussprechlichem Schmerze gezeichnet. Eine Thräne blinkte in seinem dunkeln Auge. Ernst und Entschlossenheit standen auf seiner Stirne. „Bei dem ewigen Gott!" sagte er zu sich selbst, „es muß anders werden! So einsam und hilflos darf sie nicht verzweifeln! Ich will wissen, was es ist!"

Noch einmal glänzte sein Auge an der Kante der Kuppel — „der nämliche Anblick!"

Die Schatten der Nacht hüllten den Pavillon in eine nebliche Dämmerung; aber der bleiche Strahl, der durch das Dach herabfiel, erleuchtete ihn hinlänglich, ungeachtet die Jalousien zur Hälfte zugezogen waren. Auf dem Boden neben der Causeuse knieend lag Isabelle, den Kopf gegen die Polster gelehnt. Auf ihrem Antlitz, das zur Hälfte emporgerichtet war, stand jene Erschöpfung, jene Ruhe zu lesen, die auf den ausgestrittenen Kampf folgt. Das schöne Haar fiel in zerstreuten Locken um den entblößten Busen, denn der Shawl, der geheimnißvolle Shawl lag nicht mehr um, er war unter sie auf den Boden gefallen; und wenn man sie in ihrem weißen Nachtgewande sah, sah die blendendreinen, elastischen Formen, das marmorweiße Frauenbild, wie es da kniete auf dem schwarzen Bahrtuche, das Strahlendiadem des Mondes in dem dunklen Haare, dann meinte man wohl den Engel des Todes zu schauen, der in der Stille der Nacht herabgestiegen war, um auf Erden zu beten. Ihre gehobenen Arme und gefalteten Hände bewiesen auch, daß sie in diesem Augenblicke betete.

Und wie herrlich war sie auch nicht so! Entsagung und Schmerz, durch den Muth der Ergebung geheiligt, standen in leserlichen Zügen auf ihrem schönen, holden Antlitz. Ihre Lippen bewegten sich; vielleicht flüsterte

sie den Schluß des wehmuthsvollen Traumes, den sie beim Säuseln der Linden angesponnen hatte:

„Bebe nicht so, du mein Geist, fürchte dich nicht! Steige noch einmal hinab in die düstere Nacht, sieh dich besser um — die Nebel sind geschwunden: du gehst nicht zum Tode. Siehst du den Stern dort — er leuchtet in das Leben hinein. Die Schattenbilder fliehen, das Licht strömt dir entgegen, die Luft ist voll des süßen Duftes paradiesischer Palmen; sieh, wie sie wehen und winken — dort schaudert der Tod vor dem Erdenleben zurück!“

Als Richard von seiner luftigen Bahn herabgekommen war, blieb er, gegen eine Säule gelehnt, stehen, seine bleiche Stirne berührte die Festkränze, die er vor wenigen Tagen um dieses kleine, ihr geweihte Heiligthum gewunden hatte, ihr geweiht, die es jetzt wieder zu einem Tempel für ihre Leiden, ihre Kämpfe und — Siege geweiht hatte. Wie anders hatte er sich nicht das gedacht, und wie verschieden waren nicht seine Gedanken jetzt von dem, was sie noch vor einer kurzen, flüchtigen Stunde gewesen waren! Was nützte es ihn, alle Schätze der Welt zu gewinnen, wenn er den höchsten, den edelsten verlor! Aber mußte er ihn denn verlieren? Gab es nicht noch geschickte Aerzte auf der Welt, war nicht die Liebe noch vorhanden? . . . Armer Richard, wie gerne spann er sich nicht in dies Netz, das ihm die Hoffnung aus Barmherzigkeit lieh, um die nackte Wirklichkeit damit zu bedecken!

Es war ruhig immer; er hörte sie regelmäßig Athem holen. Es war ihr besser. Er wollte auf ihrer nächsten Reise so sehr Acht auf sie haben; wie wollte er sie da nicht pflegen! Und da gab es wohl eine Gelegenheit, wo er ihr Geheimniß errathen konnte; doch nein, nicht so: er wollte es lieber ihren Lippen abbetteln — und dann, dann . . . wenn sie einwilligte, die seinige zu werden, wenn er Tag und Nacht über ihr wachen dürfte — o welch' ein Himmel im Schmerz! Der Tod konnte nicht so unbarmherzig seyn und die

Lippen berühren, auf die der Kuß der Liebe sein Siegel gebrannt hatte!

Es regte sich im Pavillon; schneller als ein Gedanke war Richard hinter dem äußersten Pfeiler. Die Thüre öffnete sich sachte. Isabellens hohe Gestalt erschien, wieder in den schwarzen Shawl gehüllt auf der Schwelle. Sie trat heraus und blieb einen Augenblick auf der Treppe stehen; sie sah über den Fluß hinaus, ein stiller Seufzer entbebte ihren Lippen, und während sie weiter ging, brach sie einen Zweig von der halbverwelkten Blumenkette. Noch einige Sekunden lang sah er sie auf den Terrassen schweben; aber bald war sie hinter den Bäumen verschwunden. Da schlich Richard nach der vordern Seite des Pavillons; die Thüre war verschlossen; sie hatte den Schlüssel mitgenommen. Endlich suchte auch er sein einsames Bette; aber der Schlaf wollte nicht kommen; und noch warf er sich unruhig hin und her, als die Sonne schon die erste Falte ihres röthlichen Schleiers hob.

Zehntes Kapitel.

Am andern Morgen, als der Lieutenant in das Frühstückzimmer trat, glaubte er nicht anders als er werde Isabellen entweder gar nicht oder matt und leichenblaß im Sopha sitzend finden. Aber keines von beiden war der Fall. Isabelle mit ihrem heitern Gesichte, ihrem entzückenden Lächeln, saß ruhig, und wie sich der Oberst ausgedrückt haben würde, höchst scharmant am Kaffeetisch. Sie war weder mehr noch weniger blaß als gewöhnlich, und zeigte durchaus nichts in ihrem Blick, was auf ein Leiden, schwache Nerven und dergleichen hätte schließen lassen.

„Guten Morgen, Richard! Ich sitze just da und wünsche, es möchte Jemand kommen, um mir zum Kaffee Gesellschaft zu leisten; denn ich kann wahrhaftig

jetzt nicht länger warten. Mamma wird es entschuldigen, hoff' ich. Aber Du siehst so blaß und unlustig aus, mein Vetter — komm her, und mache Dir ein wenig warm."

Vor Richards innerem Auge stand das mondbleiche Gemälde der Nacht — und das war wirklich dieselbe Isabelle? Sein Blick ruhte mit einem Ausdruck auf ihr, der zwischen Unruhe, Bewunderung und Erstaunen lag. Er sah nicht, daß sie ihm die Tasse hinreichte.

„Richard," sprach sie mit süßer, bewegter Stimme, „ich fürchte, Du befindest Dich nicht wohl? Willst Du die Tasse Kaffee nicht nehmen, die ich Dir anbiete?"

Richard nahm sie und die Hand. Die Tasse setzte er wieder hinweg; aber die Hand drückte er mit einer solchen Leidenschaftlichkeit zwischen den seinen, daß Isabelle, die nur eine klare, wärmende Flamme bei ihm zu finden gewohnt war, mit stummem Schmerz diese Verwandlung gewahrte. Das wilde Feuer in seinem Auge schien sie verzehren zu wollen. „Isabelle, Isabelle, woher nimmst Du diese Ruhe — ich — Du weißt nicht... doch verzeih! ich weiß nicht recht, was ich spreche!"

„Richard," erwiederte sie beinahe kalt, ich möchte Dir rathen, daheim zu bleiben! Du hast ein Fieber, und ich glaube wahrhaftig, Du phantasirst ein wenig." Sie zog mit Heftigkeit ihre Hand aus den seinigen.

Ein bitteres, ein verzweiflungsvolles Lächeln entstellte Richards schöne Züge.

„Ich möchte nichts lieber! Wollte Gott, ich phantasirte, ich hätte diese Nacht oder mehrere Monate lang phantasirt!"

„Ist Dir etwas geschehen? Nichts Unangenehmes von Tjällstorp, will ich hoffen?"

„Nein, nichts!"

„Und doch, mein lieber Richard, bist Du so verstört?"

„Verstört — meinst Du?" Er trat vor den Spie-

gel. „Ja, in Wahrheit, Isabelle, Du hast Recht, und ich muß dadurch in ziemlich unvortheilhaftem Lichte vor Dir stehen, die Du so geschickt in der Kunst bist, Deine Gesichtszüge zu beherrschen! Du hast die Mimik vollkommen in Deiner Gewalt, und ich will mich durch den Versuch, Dir nachzuahmen, in Deiner Meinung oben erhalten. Sieh' jetzt zum Beispiel, sehe ich nicht aus, wie ein sorgloser Lieutenant aussehen muß?“ Er machte eine verzweifelte Anstrengung, sein gewöhnliches joviales Aussehen wieder anzunehmen; aber er war noch kein geschickter Virtuose in dieser Kunst.

Die Stimme der Baronin warf ihn in einen andern Gedankengang, der noch wilder war, als der vorhergehende. Es war der Dämon des Argwohns, der ihm wieder mit lauernden Blicken zur Seite stand, und ihn mahnte, kühn einen Pfeil abzuschießen. Traf er gerade auf das Ziel, so hatte er keinen Zweifel mehr; und Richard war eben jetzt in einer Gemüthsstimmung, wo man Alles zu thun im Stande ist, wenn man sich nur Luft machen kann.

„Guten Morgen, meine gnädigste Tante — ich hoffe, die Tante hat gut geschlafen?“

„Ja, Gott sey Dank; aber bei Dir scheint das nicht der Fall zu seyn, Richard?“

„Nein, ich hatte mich keines ruhigen Schlafes zu erfreuen. Ich hatte einen Traum, der mich auf's tiefste erschütterte.“

„Aber, ei, ei, ei, mein bester Richard! wie kann ein gesunder Mensch, und noch dazu ein mannhafter Lieutenant sich von einem Traume verstimmen lassen?“

„Ich sage mir es eben selbst, wie höchst unverständig, wo nicht gar lächerlich es sey; aber der Traum war so eigen, und machte einen Eindruck auf mich, wie ihn eigentlich vernünftigerweise nie ein Traum machen sollte. Erlaubt die Tante, daß ich ihn erzähle?“

Die Baronin schien offenbar kein sonderliches Behagen an dem Vorschlag zu finden; aber als Isabelle

sagte: „Ich habe einen wahren Abscheu vor Träumen, und gehe lieber hinaus und sehe, ob wir die Damen von Tjällstorp nicht bald zu Gesichte bekommen," da war die gnädige Frau zu artig, um nicht ihren Beifall auszusprechen. Richard setzte sich ihr gegenüber an den Kaffeetisch, und während er ein Stück Zucker um das andere in seine Tasse warf, erzählte er mit aller möglichen Fassung seinen in der Eile improvisirten Traum.

„Es war mir, als läge ich in dem Schatten der großen Eiche, welche der selige Großvater in seiner Kindheit pflanzte. Es war Nacht. Aufgejagt von Schlaflosigkeit und einer heimlichen Unruhe, war ich hinausgegangen, um in der Natur Ruhe zu suchen. Aber meine Grübeleien wollten mich doch nicht verlassen. Ich hatte nämlich eine unnennbar brennende Begierde nach Reichthum bekommen; denn es hatte mir lange geschienen, als ob meine Mittellosigkeit mich daran hindere, das Ziel zu erreichen, nach dem ich strebte."

Richard machte hier eine kleine Pause, und die Baronin nickte mit einem unbeschreiblich sanften Lächeln, als wollte sie sagen: „Den Traum kann ich wohl deuten; und wir wollen hoffen, daß das Ziel erreichbar ist." Aber allmählig nahmen ihre Züge einen andern Charakter an, als Richard fortfuhr: „Wie gesagt, ich ward von dieser mir neuen und nie ruhenden Begierde nach Reichthum unglaublich gepeinigt; und hatte bereits eine Masse Pläne entworfen und wieder verworfen, als die Eiche, an deren Fuß ich lag, von einer geheimnißvollen Kraft bewegt ward. Ich wandte mich um und sah sie nun zu meinem unsäglichen Erstaunen in eine Art Luftbild zusammengesunken. Mit gespannten Blicken betrachtete ich das wunderbare Gesicht, als die Nebel allmählig schwanden, und immer klarer und deutlicher eine Gestalt aus dem Dunste hervortrat. Ich zitterte, von einem namenlosen Gefühle erfaßt. Es war der selige Großvater, der so deutlich, wie ich ihn bei Lebzeiten gesehen hatte, vor mir stand. „Richard,"

sprach er mit dumpfer Grabesstimme, „ich weiß, was Du suchest! Geh' nach der kleinen Stadt" — aber ich erinnere mich jetzt unglücklicherweise nicht mehr, wie die Stadt hieß, so sehr ich auch darüber nachgesonnen habe — „und Du wirst dort die Auflösung eines Räthsels finden, das Dir mehr gibt, als Du Dir hast träumen lassen. Geh' und verliere den Muth nicht; denn mein Segen begleitet Dich! Bei seinen letzten Worten erzitterte die Erde auf's Neue, die Erscheinung war verschwunden, und die Eiche stand wieder da und breitete ihre gewaltigen Zweige über meine von kaltem Schweiß bedeckte Stirne. Ich erwachte, aber noch in dieser Stunde kann ich nicht aufhören, unter diesen unangenehmen Eindruck zu leiden. Ist die Tante nicht auch der Ansicht, daß das ein recht schauerlicher Traum war?"

„O ja," sagte die Baronin, und ihre heftig zitternden Hände vermochten mit Mühe die Tasse zu halten. Mehrere Male nach einander stand sie auf und setzte sich wieder, während ihr Blick, von Richards forschendem Auge verfolgt, vergebens einen ruhigen Haltpunkt suchte.

„Ich glaube wahrhaftig, der Traum bewegt die Tante noch mehr als mich?"

„Nein, gewiß nicht; aber Du weißt, meine Nerven sind so schwach. Ich — ich..."

In diesem Augenblicke trat Klas Malchus ein. „Was ist das?" sagte er, als er wie gewöhnlich die Hand seiner Mutter ergriff und sie küßte, „befindet sich Mama unwohl?"

„Nein, nein, wie magst Du nur das sagen? Ich befinde mich ganz wohl, ich war nur ein wenig — doch das ist jetzt vorüber... darf ich Dir einschenken, Klaschen?"

„So, so, ist die Unglückskrankheit wieder um den Weg?" Baron Klas schüttelte den Kopf; aber Richard schlang seinen Arm um Klas's Schulter und führte ihn

an das Fenster, indem er flüsterte: sage nichts mehr; es geht bald vorüber. Thue, als sähest Du nichts!"

„Was soll das heißen? Und Du, Richard! Aber was ist es denn?" murmelte der Baron.

„Nicht das Geringste! Du kennst die Reizbarkeit der Tante. Ich erzählte ihr nur einen Traum."

„Es ist doch zu arg, daß Mama überall Schatten sehen muß!" sagte Klas Malchus. „Aber wohin siehst denn Du, Du Erznarr, oder worauf hörst Du? Kannst Du den Gang zweier Personen nicht besser unterscheiden?"

Diese Frage ward dadurch hervorgerufen, daß Richard, immer noch den Arm um Klas Malchus Schulter geschlungen haltend, diesen immer mehr nach dem Fenster zog, während seine Wangen von einer hochrothen Farbe zu erglühen begannen, und seine kurzen hastigen Athemzüge einen großen Grad von Bewegung verriethen. Baron Klas meinte, diese Aufregung schreibe sich davon her, weil er Isabellens Ankunft zu ahnen glaube. Seine eigenen Gefühle hatten ihn hellsehend für die des Freundes gemacht; aber er wußte nicht, was er davon halten sollte, als Richards Unruhe anstatt aufzuhören eher zunahm, da er ihm ins Ohr flüsterte: Aber hörst Du denn nicht, daß es Papa ist?" Dabei wandte er sich um nnd begrüßte seinen Vater mit einer Verbeugung.

Der Lieutenant blieb noch unbeweglich am Fenster stehen.

„Richard," rief der Oberst, „was Teufels, wo hast denn Du Deine Augen — siehst Du denn nicht, daß ich da bin?"

„Ich bitte um Verzeihung, Onkel! Ich sah nach dem Flusse hinaus. Das Wetter scheint sich sehr günstig für die Reise gestalten zu wollen:"

Jetzt war Richard beinahe ganz wieder der vorige. Er hatte den wilden Sturm niedergekämpft, den die unzweideutige Bewegung der Baronin in ihm aufgeregt hatte, und sich vorgenommen, auch die Nachwehen zu beherrschen. Es konnte jedoch Niemand entgehen, daß

er von diesem Morgen an seinem Onkel zwar mit der vollkommensten Höflichkeit, aber auch mit einer gewissen Kälte begegnete. Nie mehr kam das alte gute Einverständniß zwischen ihnen zum Vorschein; und obschon der Oberst, als er dieses merkte, nach der Ursache forschte, so wich Richard doch stets aus. Etwas Feindseliges zeigte sich jedoch nicht dabei.

Der Major fuhr seine Damen selbst nach Tyringsholm. Es geschah indessen eben nicht so sehr aus Artigkeit gegen sie, als vielmehr, weil es ihn trieb zu beobachten, wie Richard heute aussehe. Der Lieutenant bot seine ganze Geschicklichkeit auf, um seines Vaters Wachsamkeit einzuschläfern, und es gelang ihm auch; denn der Major, obwohl ein außerordentlich braver und rechtschaffener Mann, war doch gerade nicht sonderlich scharfsinnig. Richard war überdieß jetzt ein guter Schauspieler geworden; er konnte beinahe mit Isabellen selbst wetteifern, wenn es galt, die Gesichtszüge zu beherrschen.

„Ei, Du bist mir auch ein sauberer Sohn, daß Du so ohne Abschied fortreisest!“ sagte die Majorin und drohte mit dem Finger. „Was kam Dich gestern Abend an, daß Du so unartig seyn konntest?“

Isabelle sah auf. Richard bei seiner vollendeten Artigkeit und seiner Zärtlichkeit für die Mutter, ohne Abschied fortgehen — es muß ihm wohl etwas geschehen seyn?

Der Lieutenant entschuldigte sich damit, es sey so spät gewesen, als er und Papa von ihrem Gange zurückkamen, daß er befürchtet habe, nicht vor dem Morgen heimkommen zu können, wenn er zu ihnen hineinginge; man hätte ja dann wie gewöhnlich so viel und so Manches besprochen!

Während dessen ging der Oberst immerfort aus und ein, und machte ein entsetzliches Wesen. Der große Landauer, mit dem prächtigen Gespann versehen, stand vor der Thüre; und jetzt begann das Einpacken. Während ein Jedes für sich beschäftigt war, winkte die Ba=

ronin Eugenie Richard in ihr Schlafzimmer. Sie hatte wieder Fassung errungen, und indem sie seine Hand nahm und ihn neben sich auf den Sopha zog, sprach sie, jedoch mit einer gewissen Hastigkeit, die ihre noch immer fortdauernde Aufregung verrieth:

„Ich glaube Deinen Traum zu verstehen, Richard, und bitte Dich deßhalb freundschaftlich, Deine Zeit gut zu benützen! Reisen sind günstig für gewisse Geschäfte; und falls die, welche Du zu gewinnen suchst, Deine Gefühle erwiedert, so erinnere Dich, daß sie die Zustimmung und den wärmsten Segen ihrer Mutter besitzt.“

Obschon in Richards Seele viele finstere Gedanken schwebten, Gedanken, welche auch gegen Tante Eugenie nicht sehr sanftmüthig waren, die er doch immer geliebt hatte, so konnte er doch bei diesen milden Worten nicht anders, als ihre Hand mit Wärme drücken. „Gebe Gott, Tante,“ erwiederte er, „daß ich diesen freundlichen Wünschen einigen Vortheil abgewinnen könnte! Aber Isabellens Herz kann ich nicht nahe kommen; und könnte ich es auch, so ist doch noch etwas hier“ — er legte die Hand auf seine Brust — „das keinen Frieden hat. Meine Unruhe ist einmal erweckt.“

„Deine Unruhe erweckt — was meinst Du, Richard?“ Es lag eine Heftigkeit, ein bebender Schauder in diesen Worten, wobei sie wie von einem Insekte gestochen zusammenfuhr. „Du hast doch keine andere Unruhe, nein, gewiß keine andere als die Furcht, Deine Liebe möchte nicht erwiedert werden? Richard, ich weiß, daß Du liebst, ich habe es in Deinem Auge, in jeder Deiner Handlungen gelesen.“

Richard fühlte ein inniges Mitleiden mit dem armen Weibe, und es drängte sich ihm der Glaube auf, daß, was sie auch immer wissen mochte, sie durch ein ihm unbegreifliches Mittel zum Stillschweigen genöthigt sey, und gewiß hatte sie eine Stunde der Schwachheit mit langer Herzenspein gebüßt.

„Sey ruhig, beste Tante!“ bat er freundlich. „Ich

bin heute nicht wie sonst. Isabellens Wange ist so blaß — fürchtet die Tante nicht, daß sie irgend eine schwere Krankheit in sich trägt?"

„Das verhüte Gott!" versetzte die zugleich beruhigte und wieder auf einer andern Seite erschreckte Mutter, „Ich kann dieß jedoch nicht glauben; denn in diesem Falle würde sie wohl mit mir gesprochen haben."

„So will ich mich denn auch beruhigen!" sagte Richard, dessen einzige Absicht war, die Gedanken der Baronin auf einen andern Weg zu bringen, ohne ihr jedoch eine neue Qual zu bereiten. Er hatte nur eine schwache Vermuthung hingeworfen, und als solche wurde es auch aufgenommen. Noch einmal versicherte Eugenie, daß seine Befürchtung grundlos sey; denn Isabelle, die immer ihren kleinen Muthwillen habe, würde bei einem derartigen Falle gewiß so mißlaunisch seyn, daß es ihre Umgebung bald zu erfahren bekäme. „Wer leidet, schweigt nicht; Du darfst deßhalb ganz ruhig seyn. Man kann einen feinen bleichen Teint haben, ohne krank zu seyn. Sie hat nie geklagt."

Richard fühlte sich beängstigt, daß Mutter und Tochter einander nicht besser verstünden, aber es konnte ihm deßhalb doch nicht in Sinn kommen, die erstere ihres Wahnes zu berauben. Die Baronin dagegen besaß die Ruhe nicht, die sie erheuchelte. Sie fürchtete, Richard dürfte nicht Unrecht haben; das mußte sie ihm aber verbergen, denn es wäre ein schlechter Trost für ihn gewesen, wenn sie in seine bange Unruhe eingestimmt hätte.

So führen die Menschen einander oft in der besten Meinung hinters Licht, bis sie sich auf einmal im Dunkel befinden. Jeder hat doch seine Herzensqual, die treue Bürde in der Gesellschaft des Tages und in der Einsamkeit der Nacht; unter dem bleichen Glanz der winterlichen Sterne, unter den blauen Wolken und der goldenen Sonne des Sommers, überall begleitet sie uns.

„Gott sey Dank, daß wir einmal gut hinausgekom-

men sind!" sagte Virginie, als der Wagen über die Brücke rollte. „Sitzest Du recht gut, Isabellchen? Ich habe einen ganzen Haufen Sachen hinter Dich gelegt."

„Sehr gut, meine liebe Virginie! Es thut mir nur leid, daß Du rückwärts fahren mußt; aber es bleibt dabei, wie ich gesagt habe. Jedes eine Weile. Beliebt es dem Herrn Lieutenant sich die Mühe zu nehmen und den Shawl und Beutel hier zu verwahren! Ich kann wahrhaftig nicht Alles halten."

„Ich danke für das Zutrauen! Will das gnädige Fräulein nicht so gefällig seyn und den Vorhang herablassen? Die Sonne scheint uns gerade ins Gesicht."

„Liebe Virginie," sagte die Majorin sich hin und her drehend, was ums Himmels willen hast Du denn dahin gelegt? Ich sitze wahrhaftig ganz schlecht. Da ist es ja voller Sachen; Du hättest all' diese Kleinigkeiten in die Wagentaschen stecken sollen."

„Liebstes Mamachen, die Wagentaschen sind voller Eßwaaren, Hühnchen, Fische, Pasteten und Kuchen; dort geht nicht das Geringste mehr hinein! Aber vielleicht ist Richard so gut und steckt etwas in seine Taschen?"

„Nein, ich denke, dort ist es ganz voll. Hast Du denn selbst keine Rock- oder Schurztaschen?"

„Pfui, wie unartig Du bist! Ich wollte, Du säßest auf dem Bock, anstatt des Onkels! Ich bin gewiß, Onkel hätte nach seiner chevaleresken Weise ganz anders geantwortet. Es ist sehr schlimm, daß Dich Dein Arm noch untauglich macht, einen sichern Kutscher abzugeben.

„Wovon ist die Rede?" fragte der Oberst, der immer ein Ohr im Wagen hatte.

„Was hast Du gewünscht, Virginchen?" Der Onkel sah sehr freundlich und geschmeichelt aus.

„Ach lieber Onkel, da liegen so viel verwünschte Sachen, welche die Mama geniren. Ich meinte, Richard sollte uns davon befreien."

„Um Vergebung, Onkel, Isabelle hat mir den Schooß mit allerhand beweglichen Dingen gefüllt; und der On-

kel selbst beliebte meinen Rocktaschen ein Paar wichtige Bouteillen anzuvertrauen."

Der Oberst hielt mit dem Wagen, und indem er höchst artig äußerte, daß Virginie nicht vergebens an seine Ritterlichkeit appellirt haben solle, hieß er den Kutscher absteigen. „Sieh' nach, Svensson, und nimm Du ihnen Alles ab." Und jetzt wurden die geräumigen Säcke von Svenssons Mantel zu Magazinen für alle jene Sachen eingerichtet, deren gemeinschaftlicher Name Unsinn ist, die aber dessen ungeachtet doch einen Raum einnehmen.

Nachdem Virginie ihre Ermahnungen abgegeben, und mehrmals — eins — zwei — drei — vier u. s. w. gerechnet, sowie dem Onkel und Svensson gedankt hatte, knöpfte dieser seine Taschen zu, verbeugte sich und setzte sich wieder auf den Bock. Jetzt ging es im kurzen Trab bergauf und bergab. Man müsse die feurigen Thiere im Anfang nicht müde machen, meinte der Oberst.

Der Wagen besaß die vortrefflichsten Federn; dessen ungeachtet fühlte man bisweilen einen gelinden Stoß, der Isabellen schmerzen mußte; denn Richard bemerkte, daß sie jedes Mal zwei von ihren kleinen weißen Zähnen auf die rothe Lippe drückte. Ein Paar Mal versuchte sie es, sich gegen die Rückenpolster zurück zu lehnen, aber dann fand ihr Fuß keinen festen Halt auf dem Boden des Wagens.

„Ei, was hast Du denn hinter Deinem Rücken, Richard?" fragte Virginie ungeduldig. „Es stoßt mich ja immerwährend in die Seite; das können keine Bouteillen seyn."

Richard erröthete stark. „Verzeih' mir," sagte er; „ich will es wegthun! Es fiel mir ein, Isabelle könnte vielleicht wünschen, ihren Schemel bei sich zu haben, und da ist er denn!" Und Richard, seiner Umsicht sich etwas schämend, zog den weichen Schemel hervor, denselben, den er selbst gestopft hatte. Er konnte Isabellen

nicht ansehen, aber er blickte desto mehr auf ihre feinen Füßchen, die er auf den erwünschten Schemel hob.

Virginie, die ihrer Mutter gegenüber saß, beugte sich gegen diese vor, und lächelte in so herzlicher Gutmüthigkeit.

„Ich danke Dir, Richard!" sagte Isabelle. Sie sprach dies jedoch nicht so warm aus, wie er es gerne gewünscht hätte; aber eine Weile nachher, als sie der Hitze halber ein wenig am Seiten-Vorhange zog, bekam er einen Blick voll heilender Süßigkeit.

In einer schönen schattenreichen Gegend beschloß man Mittag zu machen, denn Alle waren darüber einig, lieber unter Gottes freiem Himmel zu hausen, als in der Wirthsstube mit ihrer verrauchten Decke. Ein großer Stein diente ihnen als Tisch; und die drei Damen bemühten sich die Raritäten aufzutischen, die der Lieutenant auf dem Fußtritte stehend, herabreichte.

„Jetzt ist es aller Ehren werth!" sagte Isabelle. „Lieber Richard, Du stützest Dich zu lange auf Deinen Arm!" Ach wie die armen Worte Richard im Herzen wohl thaten!

„Sollen wir uns denn in das Gras setzen?" fragte der Oberst, etwas bedenklich. „Svensson, bringe die Wagenkissen her!"

„Ach nein, lieber Papa," bat Isabelle, „laß uns ganz ländlich und ungenirt seyn!"

„Nun, meinetwegen! Es mag hie und da schon hübsch seyn, wenn man sich darein denkt, wie der Landmann in seiner Einfachheit am Speisesack herum hantiert, während die Pferde weiden."

„Ja," sagte die Majorin lachend, „wir haben jetzt eine sehr klare Vorstellung davon, das weiß Gott!"

Der Oberst lachte ebenfalls; denn ein Mann von Welt mußte doch nothwendig mitlachen, wenn er den Lippen eines Frauenzimmers ein Lächeln entlockt hatte, und wenn das Lächeln sogar ihm selbst gelten sollte. Der Oberst glaubte etwas zugleich Sinnreiches und doch

unendlich Idyllisches gesagt zu haben, gerade wie es sich zu einer Mahlzeit im grünen Grase paßte; und doch mußte er jetzt aus lauter Artigkeit darüber lachen. „Badinage, Badinage, meine gnädigste Schwägerin! Man hat seine kleine Munterkeit auf Reisen. Aber, Richard, wo hast Du die Bouteillen? Ich werde sie selbst entpfropfen. Virginie, darf ich Dich mit der Bitte belästigen, mir den Korkzieher zu reichen? Ich werde dann sogleich die Ehre haben, den Damen mit einem ächten Muskatkümmel aufzuwarten.“

„Ach, wer jetzt ein Glas ächtes Wasser hätte!“ sprach Isabelle mit leichtem schmachtenden Seufzer.

„Das sollst Du in Bälde haben!“ versetzte Richard und flog wie ein Pfeil auf dem Fußpfade dahin.

„Richard, Richard, ich will kein Wasser!“ rief ihm Isabelle nach. „Ich bin durchaus nicht durstig!“ Doch dieß waren vergebliche Worte. Richard hatte schon um den Vorsprung eines Hügels gebogen; es zeigte sich keine Spur mehr von ihm.

„Laß ihn laufen, wenn er es so ergötzlich findet!“ lächelte Virginie. „Ich möchte wohl auch ein Glas Wasser.“

„Wir wollen indessen das Essen nicht versäumen!“ erinnerte der Oberst. „Ist es vielleicht meiner gnädigen Schwägerin gefällig, das Huhn hier zu transchiren? Es wird uns dann doppelt so gut schmecken.“

Nach einer Viertelstunde kam Richard mit einem rothen und erhitzten Gesichte zurück, und brachte einen Krug Wasser herbei.

„Wo hast Du das herbekommen?“ riefen Alle zu gleicher Zeit.

„Ein Kathen *) ist hier ganz in der Nähe, ich wußte das vorher; und das Wasser ist das Beste, das man trinken kann, es ist frisch und klar wie Krystall.“

„Es soll uns superb munden!“ sagte der Oberst.

---

*) Kleiner Bauernhof.

„Seyen Sie so gut, meine gnädige Schwägerin, und nehmen Sie das erste Glas!“ Er präsentirte ihr einen großen vergoldeten Becher, den er stets auf Reisen bei sich führte.

„Es ist nicht für mich geholt worden,“ wandte die Majorin mit jener Feinheit ein, die dem Lieutenant stets so liebenswürdig erschien. „Wenn Richard es erst Isabellen angeboten hat, die vorher darnach seufzte, so wird die Reihe auch an uns kommen, mein bester Schwager! Ich hoffe, das ist gerecht, oder nicht?“

„Vollkommen!“ erwiederte der Oberst mit seinem beständigen Lächeln, und reichte Richard den Becher.

Der Lieutenant füllte ihn zur Hälfte mit Wasser, und sich zu Isabellen hinabbeugend, die sich auf den hellen, weichen Grasteppich gesetzt hatte, flüsterte er bittend: „Trinke nur ein paar Tropfen! Ich fürchte, es ist zu kalt.“

„Warum holtest Du denn so viel, wenn ich nicht mehr trinken darf?“ sagte sie lächelnd.

„Weil ich um der paar armen Tropfen willen, die Du trinkst, auch noch einmal so weit gegangen wäre. Und könntest Du auch nur einen einzigen Tropfen trinken, so ginge ich eben so gern darnach, als nach einem ganzen Kruge.“

„Du guter, freundlicher Richard! Sieh, daß ich nur ein klein wenig davon kosten will!“ Sie brachte den Becher an ihre Lippen. „Ach, es ist sehr, sehr gut; Du darfst mich wohl ein wenig mehr trinken lassen.“

„Liebe Isabelle, thue es nicht!“

„Nun, da hast Du ihn denn!“ Und Richard leerte den Rest in einem Athemzuge. Wie herrlich schmeckte es nicht, den nämlichen Trank aus dem nämlichen Becher zu trinken, den ihre Lippen berührt hatten!

Und jetzt war es Isabelle, die, anstatt Richard zu danken, selbst das Huhn aufschnitt und ihm einen Flügel reichte. Sie schenkte auch den Wein ein und widmete ihm alle jene kleinen lieben Dienste, die bei derartigen

Gelegenheiten ihren Werth durch den erhalten, der sie uns erweist.

Endlich, nachdem Alles wieder eingepackt war, die Ueberbleibsel vom Mittagessen ausgenommen, die nebst einigen Kupfermünzen in den Krug gethan wurden, der von den kleinen Käthnerjungen wieder heimgeholt werden sollte, setzte sich die Gesellschaft wieder in den Wagen, und jetzt ward Virginie gebeten und genöthigt, vorwärts zu sitzen, während Isabella rückwärts fuhr.

„Ich will nicht, ich will durchaus nicht!“ sagte Virginie.

„Es geht nicht an!“ komplimentirte die Majorin. Aber es half nichts; Virginie mußte vorwärts sitzen und Isabelle nahm den freien Platz neben Richard ein, der während der Verhandlung ganz neutral geblieben war.

„Ach mein Isabellchen,“ klagte die Majorin, „Du sitzest zu schlecht! Du kannst Dich gegen gar nichts stützen.“

„Ich sitze sehr gut, Tantchen! Im Nothfall wird mir Richard mit seinem Arm als Rücklehne aufwarten. Oder wie meinen Sie, Papa, wäre das zu viel von einer vetterlichen Artigkeit begehrt?“

„O bei Dir nicht, Isabellchen, Du hast ja eine ganz glückliche Gabe, Jedermann zu gebrauchen!“ antwortete der Oberst etwas spitzig. „Davon abgesehen, würde ich glauben, wenn Du mir erlaubst, meine Meinung auszusprechen, daß sich Richard vielleicht nicht sehr durch die Ehre geschmeichelt fühlen möchte, Dir als Causeuse zu dienen.“

„Wie kann der Onkel glauben,“ fiel der Lieutenant mit weder zu viel noch zu wenig Eifer ein, „daß ich die Zeit, wo ich mich unter der Anleitung des Onkels ausbilden konnte, so schlecht benützt habe? Nein, ein Kavalier und besonders ein Vetter muß jeden Gedanken an eigene Bequemlichkeit aufopfern, um dem Befehle einer Dame zu gehorsamen. Es wird zwar wohl etwas beschwer-

lich werden, den Arm so lange ausgestreckt zu halten, aber ich will es dennoch thun."

Richard sagte dieß Alles ganz ungezwungen und gleichsam, als ob ihm wirklich diese vetterlichen Zumuthungen etwas beschwerlich fielen. Dann streckte er den Arm mit nachlässiger Anmuth längs des Rücksitzes aus, und Isabelle lehnte sich, da es sie wirklich ermüdete, ohne Stütze zu ruhen, nun unaufgefordert dagegen.

„Halte Deinen Sonnenschirm mehr so her; er hilft sonst nichts gegen die Sonne!" Und Richard zog ihn so, daß er, von den Andern ungesehen, einen Blick in ihr Auge werfen konnte — es war klar und blau.

Als der nächste Meilenzeiger erschien, rief Virginie freudig: „So, Gott sey Dank, jetzt sitze ich keine Sekunde länger hier!"

Isabelle nahm ihren Platz ohne Einwendung wieder ein, und sprach dann kein Wort mehr vom Rückwärtsfahren.

Eilftes Kapitel.

In einem einsamen Mansardenzimmer auf Mörkedal nähte Hedwig ihre Thränen in Seide und Gold. Klar wie Perlen fielen jene auf das Tuch, und oft sagte Tante Gunilla, sie wisse nicht, wie es komme, daß die Rosen so bleich erscheinen, während die Seide doch unvernäht so lebhaft, frisch und gut schattirt gewesen sey, als man nur habe wünschen können.

„Sage mir einmal, wie Du es anfängst, Hedwigchen, daß Du Deine Arbeit so vernachlässigst! Wenn das Deine selige Mutter sähe, was würde sie nicht zu tadeln haben! Wahrhaftig, Du nähtest in Deinem zwölften Jahre besser!"

„Ja, in meinem zwölften Jahre, das glaube ich wohl!" erwiederte Hedwig mit einem Seufzer. Sie

wußte selbst recht wohl, daß es sonst anders war als jetzt, und warum die Blumen so bleich wurden.

Und langsam, recht langsam verstrichen die Tage in Mörkedal. Der General hatte zwar immer seine Gesellschaft; aber mit Ausnahme des Kapitäns, der dem jungen Fräulein bisweilen durch die Erzählung einer geheimnißvollen Geistergeschichte die Zeit verkürzte, war Niemand da, der sich die Mühe gab, sie zu unterhalten und zu zerstreuen. Der General selbst wollte es wohl hie und da thun, aber dann kamen nur solche Zerstreuungen aufs Tapet, die ihr eine Pein waren. Hedwig zeigte sich zwar nie genirt oder unfreundlich, aber sie entzog sich gerne dem uninteressanten Vergnügen, Piket, Brettspiel u. s. w. zu lernen. Und wenn ihr Vater ihr den Vorschlag machte, eine oder die andere Familie einzuladen, welche junge Töchter von Hedwigs Alter hatten, so vermied sie auch dieses; „denn," sagte sie, als der Kapitän sie einmal fragte, warum sie an Gesellschaften keine Freude habe, „es ist unterhaltender, in seiner eigenen kleinen Welt zu leben."

„Ja," wiederholte der unverbesserliche Kapitän, „mit dem kleinen, gar kleinen Kühlein und dem kleinen, gar kleinen Melkkübel, in den das kleine Fräulein dann selbst einige Tropfen für die kleine, gar kleine Katzenmull mölke! Das gäbe eine kleine, gar kleine Idylle, ganz wie zu malen und aufzuhängen in einem kleinen, gar kleinen Rahmen in dem Zimmerchen des kleinen Fräuleins."

„Der Kapitän ist recht schlecht, recht böse!"

„Und doch weinte Fräulein Hedwig, als ob sie — ohne einen Vergleich machen zu wollen — mit Ruthen gepeitscht würde, da ich abreisen wollte?"

„Ja, das geschah natürlich um den Kapitän!" erwiederte Hedwig unbedachtsamerweise.

„Ei, ei, ei, mein kleines Fräulein! Sprechen Sie nicht so schändlich, sondern erinnern Sie sich hübsch, daß, mit Ausnahme meiner geringen Person, nur noch Einer im Zimmer war, um den das Fräulein hätte weinen

können; denn die Andern wollten nicht abreisen. Ja, ja, nehmen Sie sich jetzt in Acht, meine kleine Gnädige, und sagen Sie noch einmal, wenn Sie den Muth haben, daß jene Thränen nicht um mich strömten!"

Hedwig nahm ihre ganze kleine Würde zusammen, um dem Kapitän zu sagen, daß ihr seine Possen sehr wenig behagten.

„Ich gebe mich nicht im Geringsten mit Possen ab ... doch da kommt Fräulein Gunilla, und ich werde an sie appelliren."

Hedwig legte ihre Hand leicht auf den Arm des Kapitäns.

„Gut, gut, ich verstehe; also um mich weinte das kleine Fräulein?"

„Ja, das ist wohl nicht zu bezweifeln."

„Es ist nicht so sehr um meinetwillen," flüsterte der Kapitän mit einem Humor, der Hedwig das Blut in die Wangen trieb, „nicht so sehr um meinetwillen, daß ich darauf bestehe. Es wäre am allerbesten, wenn die kleine Gnädige selbst davon überzeugt wäre; denn es hätte jedenfalls weit weniger zu bedeuten, wenn man dem alten Brandler eine Thräne widmete, als — nun, nun, so eilen Sie doch nicht so sehr! Ich sage auf meine Ehre kein Wort mehr, keinen Buchstaben! Stets stumm wie das Grab in Ehrensachen!"

Hedwig war von innerer Bewegung beinahe erstickt, als sie endlich ihr Zimmer erreichte; und hätte sie sich jetzt an den Stickrahmen gesetzt, so wären die Rosen in Gefahr gekommen, ganz zu erbleichen.

„Also errieth der Kapitän" — o mein Gott, wie das arme Herzchen bebte! Aber diese Lektion ward Hedwig nicht vergebens ertheilt. Von diesem Tage an fühlte sie die ganze Wichtigkeit für ein Weib, ein Geheimniß wohl zu bewahren, das unerwiedert in ihrer Brust ruht; und dieses Achtunggeben auf sich selbst, auf ihre Worte, ihre Gefühle, war ihr von Nutzen. Sie errang allmählig mehr Selbstbeherrschung; und

als sie mit dem Kapitän wieder lachte und scherzte, und sich von selbst, wenn Mangel an einer dritten oder vierten Person war, zum Gesellschaftsspiele anbot, klopfte ihr der General auf die Wangen, und der Kapitän flüsterte ihr einmal das Süßeste ins Ohr, was sie von ihm wohl hören konnte:

„Ich bitte das kleine Fräulein sehr um Verzeihung wegen der Dummheiten, die ich neulich sagte; ich hatte seither bemerkt, daß ich ganz Unrecht hatte.“

Nun konnte es sich zwar allerdings so glücklich gemacht haben, daß der Kapitän wirklich überzeugt war, er habe Unrecht gehabt; aber wenn er es auch nicht glaubte, so war es doch ein von ihm nicht erwartetes Zartgefühl, daß er ihr zu wissen that, ihre spätere Aufführung befreie sie in seinen Augen von der Vermuthung in Betreff ihres vorhergehenden Benehmens.

Wer hätte so viel Feinheit bei unserm grobkörnigen Kapitän voraussetzen können? Er war damals in Ermangelung besserer Leiter, ein Fund von großem Werthe für das Fräulein.

Um jedoch einigen Ersatz für den Zwang zu haben, den sie sich auferlegte, nahm Hedwig an einem schönen Morgen einige Bogen Papier, die sie hübsch und zierlich in ein kleines Heft zusammenlegte, worein sie ihre Eindrücke, Gefühle und Gedanken aufzuzeichnen beabsichtigte. Sie sann lange über den Titel nach, entschloß sich jedoch endlich für den höchst einfachen:

Mein Besuch.

Ein Paar Fragmente aus Hedwigs kleinem Buche können wir uns hier anzuführen nicht versagen.

„Ich will nothwendig Kapitel haben; denn ich kann es nicht leiden, daß sich Eines mit dem Andern vermengt, wie Tante Gunillas Schattirungen auf dem gelben Nankingbeutel.

Erstes Kapitel.

Aber wie unterstehe ich mich, Tante Gunillas Schattirungen zu tadeln, da meine eigenen so sudelig sind? Wenn ich es recht bedenke (denn ich kann eben so gut an die Schattirungen denken, als an etwas Anderes), so ist es ganz wunderlich damit. Hat das Herz nicht auch seine Schattirungen? Ja, ganz gewiß ist es so! Ehe ich nach Tyringsholm reiste, wußte ich genau, daß mein Herz frische grüne Blätter und rothe Rosen hatte — das war eine schöne Schattirung. Als ich von da zurückkam, fingen jedoch die grünen Blätter an, nicht mehr so frisch auszusehen, das heißt, nicht mehr ganz so frisch wie früher, sondern ungefähr so, wie wenn man junges Birkenlaub in Wasser stellt, damit es ausschlage. Das Laub treibt zwar auf die Art; aber es wird nie so schön, als wenn es auf seinem eigenen saftigen Zweige wachsen darf.

So stand also das Laub eine lange Zeit im Wasser, und es ward Winter und Frost. Da geschah es einmal — o es kommt mir jetzt ganz wie ein Mährchen vor — daß ich auf das Eis hinausfuhr ... ich brauche nicht zu schreiben, wem ich da begegnete, denn ich erinnere mich dessen noch wohl. Wie froh war ich da! Das Laub brauchte nicht länger im Wasser zu stehen; ich steckte es wieder in den Baum und es wuchs frisch. Es ging auch gegen den Frühling; die Sonne schien so freundlich und warm, Alles wollte sich freuen. Wie schnell die Wochen vergingen, und doch meinte ich, sie enthielten Winter, Frühling, Sommer und Herbst. Sie nahmen ein Ende; es wurde Herbst mitten im Frühling! Das Laub kam wieder in das Glas, aber es war nicht gut dort, denn das Wasser bestand aus lauter Thränen. So konnte es unmöglich wachsen; die feinen Schattirungen wurden immer häßlicher; es that mir wahrhaftig leid darum. Ich nahm das arme, welke Laubwerk wieder in meine Pflege, keine Thränen durften mehr daran kommen —

das hatte ich dem Kapitän zu danken. Er wandte eine scharfe Kur an, aber sie that gut, und das Laub hat jetzt wieder kleine frische Knospen gezeugt. Es wächst zwar nicht so schön und buschig, wie früher, und die Schattirungen sind auch nicht so schön, aber sie lassen sich doch sehen.

Die rothen Rosen, von denen ich sprach, erbleichten auch ein wenig; aber da sitzt unter ihnen auf einem hohen freien Stengel eine schöne Rose, die mehr ist als ie andern, und diese unter ihren großen Blättern schirmt. Ich küsse die Rose und liebe sie, denn ohne sie hätte doch vielleicht das arme Laub keine Knospen mehr getrieben. Die Rose hat zwei Namen. Wenn sie sich vor den andern beugt, heißt sie Sittsamkeit; wenn sie aber ihr Haupt erhebt und es hoch hält, damit man wissen möge, wer sie ist, dann heißt sie Stolz.

Zweites Kapitel.

Er kommt nicht wieder — er sagte doch, er würde kommen. In seinem Herzen steht wohl das Laub noch frisch, er hat es nie in's Wasser zu stellen gebraucht, damit es nicht gelb werde.

Ich wollte, wir hätten die Reise nie gemacht! Ich genieße so viel Gutes in der Welt, so viel, wofür ich Gott zu danken habe, und doch fehlt mir beständig etwas. Ich weine über meine Undankbarkeit und kann sie doch nicht überwinden. Es ist mir fast, als liege ich auf einem Bette von schönen Hagedornknospen. Sie sind so farbenhell, so purpurklar, ich trenne mich so schwer von ihnen, und doch stechen mich ihre Dornen, daß ich darunter blute.

Er kommt nicht!

„Gestern war der Kammerherr v. Brude hier. „Sitze gerade, Mädchen!“ flüsterte die Tante. O ich weiß wohl, was die Tante meint, wenn sie mich bittet, gerade zu sitzen.

Der Kammerherr war wieder hier! Warum, um's

Himmels willen, kommt der Mensch jeden Tag hieher? Wenn es um meinetwillen geschieht, so ist es verlorene Mühe. Der Kapitän ist in meinen Augen tausend Mal angenehmer. „Sitze gerade!“ sagt die Tante jedes Mal, wenn er die Nase zum Zimmer herein streckt. Ach, die Tante weiß wenig davon, was es heißt, ein Herz zu haben! Ob sie wohl einmal die Geschichte mit dem Birkenlaub kannte! Ich möchte doch wissen, wie es in Tante Gunillas Jugendtagen aussah! Aber stille, ich glaube, es kommt Jemand. Ach Gott, mir däucht, es ist der Papa.

Drittes Kapitel.

Ja, ja, es war Papa! Ach du lieber Gott, was die armen Väter doch mit uns Töchter viel Mühe auf der Welt haben! Es wäre recht und billig, wenn wir ein wenig dankbarer dafür wären. Papa hatte dießmal keine solche Eile wie in Tyringsholm. Er setzte sich auf meinen kleinen Sopha und hielt eine große Rede, zuerst über den edlen Kammerherrn und dann über seine Gicht, die mit jedem Tage peinlicher werde, wie gerade mir das Verhältniß mit Herrn v. Brude.

Allein Papa ist gewiß nicht zum Redner geboren; denn ich ward nicht im geringsten gerührt, nicht einmal als er den Fuß rieb, als ob die Gicht eben in dieser Minute am schrecklichsten wüthete. O nein, Herr Papa, ich weiß recht wohl, daß es nichts so Arges um sie ist, außer im Herbste.

Auf alle Fälle war es jedoch nichts anderes als ein kleiner Extraverhaltungsbefehl; denn noch hatte, Gott sey Dank, der Kammerherr kein bestimmtes Wort gesagt.

Der Kapitän rüstet sich zu den Exerzierübungen. Der gute, brave Kapitän! Wie langweilig wird es werden, wenn er fort ist!

Ich komme eben aus dem Parke. Wie frisch und lieblich nicht Alles dort unten ist! Du schöner blauer

Himmel, du freundliche Sonne, es thut mir wohl, euch anzuschauen! Und fühle ich jetzt nicht beinahe das nämliche Leben in mir, wie ich es vor meiner Reise nach Tyringsholm in mir empfand? Ich will morgen mit dem Kapitän ausreiten; das wird mich heiter machen. Ich bin lange Zeit nicht mehr geritten; ich habe es vergessen, wie so vieles Andere. Doch jetzt... ich glaube es fährt in der Allee. Ein Wagen! Wer kann das seyn? O mein Gott, mein Gott — es ist ja — Er!"

Die Feder fiel Hedwig aus der Hand. Eine halb närrische Freude war ihr erstes Gefühl, als sie mit einem raschen Sprunge vom Schreibtische hinweg und an der Thüre war. Aber hier blieb sie stehen. Die Rose auf dem hohen Stengel setzte ein wenig ihren Kopf auf. Ein junges, sittsames Mädchen springt einem jungen Manne nicht so entgegen! Aber es saßen ja Damen im Wagen! Gleichviel, ein Funken Besonnenheit schadet doch nichts. Hedwig beherzigte der Rose Warnung, und anstatt hinabzulaufen, trat sie hinter die Gardine. Sie zog sie ein klein wenig zurück, aber dieß war hinreichend, um ihr Dinge zu zeigen, über die sie bald roth, bald blaß wurde. Der General, Tante Gunilla und der Kapitän standen schon am Wagen. Ganz gut! Die Majorin wurde zuerst durch den Lieutenant herausgeleitet, der fast in demselben Augenblicke aus dem Wagen sprang, als dieser hielt. Wie hübsch war er geworden! Ach er wurde immer hübscher! Der General schüttelte dem Obersten die Hand, und hieß die Herrschaft „Millionen Mal willkommen!" Der Arm der Majorin ruhte schon in dem seinen, als Virginie auf der andern Seite von dem Kapitän herausgehoben wurde. Dieß sah jedoch Hedwig nicht, denn sie hatte vorne noch genug zu sehen, obschon ihr Tante Gunillas Spitzenhaube bei den vielfachen Verneigungen und Knixen Manches verbarg. Hedwig sah nämlich, wie Richard sein warm glühendes Gesicht an Isabellens lehnte und seinen Arm um ihren Leib legte, um sie zu stützen, als sie herabhüpfen sollte. Aber

Isabelle hüpfte nicht herab; sie trat langsam auf den Fußtritt, und dann ganz vorsichtig mit dem rechten Fuß auf den Boden. Man konnte vielleicht eben so richtig sagen, daß sie aus Richards Armen glitt, wenigstens erschien es Hedwig so; doch das hätte sie ertragen können, denn sie hatte ja schon früher einmal gesehen, wie Isabelle „kokettirte," als sie aus einem Wagen stieg. Hedwig wußte nicht, wie sehr sie hier gegen Isabelle sündigte. Aber ein weit schwererer Anblick war es, als Richard, von den Andern nicht gesehen, schnell seine Lippen auf die Hand drückte, die sich gegen seine Schulter stützte, und als er dann, da Isabelle seinen Arm losriß, sie mit einem Blicke ansah... Ach für einen solchen Blick aus seinem Auge hätte Hedwig... Doch sie wußte kaum mehr, was sie hätte.

Jetzt waren Alle drinnen; und leise mit der Hand über den Augen, trat Hedwig vom Fenster hinweg.

„Fremde, mein kleines Fräulein!" tönte die Stimme des Kapitäns von der Thüre her. „Aber wie ist es denn mit uns — an Meerrettig gerochen, wie? Da fällt mir gerade eine Anekdote ein, die ich dem Fräulein erzählen muß. Es war nämlich eine andere junge Dame, die unglücklicherweise dieselbe Meerrettigpassion hatte. Sie..."

„O schweigen Sie doch nur! Was soll denn das heißen, an Meerrettig riechen? Ich habe zu lange in die Sonne gesehen."

„Ganz derselbe Kasus mit akkurat den nämlichen Folgen! Aber ich wette, Fräulein Hedwig weiß nicht, wer die Gäste sind?"

„Ich habe sie bereits gesehen," antwortete Hedwig, die es verschmähte zu lügen, „und werde gleich kommen."

Der Kapitän nickte und schloß die Thüre. Ein so wahres und aufrichtiges Wohlwollen erwies der Ehrenmann wohl keinem andern Menschen; aber Hedwig hatte mit ihrem herzlichen und ungekünstelten Wesen sein altes

Herz gewonnen, und deßhalb wollte er sie jetzt von der Pein einer unerwiderten Liebe retten, denn er hatte längst bemerkt, daß Hedwigs Gefühl kein besseres Schicksal zu erwarten hatte.

Inzwischen hatte man die Gäste in die Staatszimmer geführt, und noch einmal führten der General und der Oberst ein Komplimenten-Wettrennen auf. Der General konnte die „unvergleichlich interessante Ueberraschung" nicht genug preisen. Der Oberst dagegen war froher als Worte es auszudrücken vermochten, „daß er noch einmal in dem göttlich schönen Mörkedal zu Gaste seyn dürfe, wo er so manche herrliche Stunde in früheren Tagen genossen habe, da..."

„Ja, ich weiß, was des Herrn Bruders feines Gefühl nicht aussprechen will. Die selige Charlotte, mein gutes Weib, lebte damals noch. Jetzt sitze ich hier ein einsiedlerischer Wittwer!"

Nun hätte zwar nichts passender seyn können, als wenn der Oberst jetzt die junge blühende Tochter angeführt hätte; aber das wäre doch ein wenig auf den Grund gestoßen gewesen, denn ungeachtet beide Herren Väter eine so glatte Artigkeit zeigten, so hatten sie doch die so unglücklich abgebrochene Freier-Ambassade noch in frischem Angedenken.

Die Rückkehr des Kapitäns gab eine passende Gelegenheit, von andern Dingen anzufangen, und einige Minuten später trat Hedwig ein. Sie warf sich so hastig in Virginiens Arme, daß ihre erglühenden Wangen von der Bewegung beim Wiedersehen der theuren Freundin herzukommen schienen. Die Begrüßung der Majorin war fast nicht weniger warm; aber Isabellens Handdruck wurde mehr artig als herzlich erwidert. Isabelle verzieh das gerne: sie wußte, daß Hedwig und Virginie mit einander sympathisirten. Isabelle liebte überdieß jene „wichtigthuende und vertrauliche Mädchenfreundschaft" mit ihren Küssen und Umarmungen durchaus nicht.

Aber noch hatte Hegwig das Schlimmste zu erwarten. Richard trat erst jetzt ein; er war beim Abpacken des Wagens gewesen. Herzlich ging er seiner jungen Wirthin entgegen. „Sehen Sie, Fräulein Hedwig, daß ich mehr hielt als ich versprach?“ sagte er und faßte mit einer artigen Verbeugung ihre Hand, die er leicht drückte.

Mit Ausnahme des unseligen Rothwerdens lief es jedoch ziemlich glücklich für Hedwig ab. Sie sey höchst erfreut, den Lieutenant wieder ganz hergestellt zu sehen, und könne gar nicht sagen, wie vergnügt sie darüber sey, daß er Wort gehalten.

Da indessen der Abend schon weit vorangeschritten war, und die reisenden Damen von Müdigkeit und der Annehmlichkeit eines guten Bettes zu sprechen anfingen, so beeilte man sich mit dem Souper, worauf man sich sogleich trennte.

Richard, dessen Gedanken oftmals nach der Scene zurückgeschwebt waren, die er die vergangene Nacht im Pavillon geschaut hatte, bebte vor dem, was nun erst folgen würde. Sie hatte sich den ganzen Tag über angestrengt; und wenn jetzt ihr Zimmer neben denen der Andern lag, so konnte sie nicht einmal eine Klage ihren Lippen entschlüpfen lassen.

Glücklicherweise hatte der Lieutenent einige Kleinigkeiten nach dem Zimmer seiner Mutter hinaufzutragen; und er gewahrte dabei mit himmlischer Freude, daß das für Isabellen bestimmte in der Nähe seines eigenen lag.

Als Richard von der kurzen Besprechung mit seiner Mutter zurückkehrte, blieb er nach einem flüchtigen Besuche seines eigenen Stübchens vor Isabellens Thüre stehen.

„Oeffne einen Augenblick, liebe Isabelle; ich will Etwas mit Dir sprechen!“

„Was ist es, Richard?“ Sie öffnete die Thüre.

„Ich will Dir nur das geben!“ Er reichte ihr

einen duftenden Strauß von Hyazinthen und weißen Rosen.

„Wie schön und frisch! Ich liebe die weißen Rosen sehr. Ich danke, Richard! Und jetzt gute Nacht; ich bin entsetzlich schläferig.“

„Gute Nacht, Isabelle! Sage mir nur noch, ehe ich gehe, ob Du heute Nacht gut schlafen zu können hoffst? Sag' es mir aufrichtig — denn — Du schläfst nicht immer gut.“

„Wie meinst Du das?“ entgegnete Isabelle, und ein finsterer Blick traf ihn aus ihrem Auge. „Wie kommst Du dazu, so zu sprechen?“

„Genug, ich weiß es, aber außer mir, glaube ich, kein Sterblicher. Sey jetzt barmherzig, laß mich nicht vor Angst vergehen, — wirst Du heute Nacht schlafen?“

„Richard,“ sprach sie ruhig, aber mit einer eisigen Kälte, „ich verstehe jetzt Alles — Deine Aufregung von heute frühe — Du hast mich ausspionirt?

„Nein, Isabelle,“ Richard sprach in einem Tone, der überzeugen mußte, „ich schwöre es bei dem allmächtigen Gott, ich habe Dich nie ausspionirt! Ich kam heute Nacht von Tjällstorp, ich war aus andern Gründen heftig bewegt, konnte nicht schlafen, und ging deßhalb auf die Terrasse. Gott wollte, daß Dein stolzes Herz einen Vertrauten haben sollte.“

„Gute Nacht!“ sagte Isabelle und wollte die Thüre schließen. Auf ihrem Gesichte zeigte sich weder Zorn noch Schmerz; es war starr.

„Nein,“ rief Richard und zog heftig die Thüre zurück, „so dürfen wir uns nicht trennen! Du kannst Dir nicht so sehr unähnlich seyn: Du mußt einsehen, daß ich vollkommen unschuldig bin; und Dein Herz, Isabelle, kann mich so brennende Pein erdulden lassen! Wenn Du das vermöchtest, so wärest Du . . .“

Beruhige Dich, Richard — wenn Jemand käme! Du stellst mich wahrhaftig auf jede mögliche Art bloß.

Sieh', da hast Du meine Hand darauf, daß ich höchst selten leide, was ich heute Nacht empfand! Geh jetzt! Ich fühle, daß ich gut schlafen werde."

„Gott sey Dank!" sagte Richard mit einer so inbrünstigen Andacht, daß die Worte in Isabellens Herz wiederklangen. „Ich wünsche nicht mehr. Und wenn Gebete Qualen lindern können, so werden es gewiß die Deinigen!" Er führte ihr Hand schnell über seine Stirne und an seine Lippen und verschwand.

Nicht unbemerkt, wie er glaubte, verließ Richard Isabellens Schwelle. Am Ende des Korridors lag Hedwigs Zimmer. Sie hatte nichts von ihrer Unterhaltung gehört; aber während sie an den obersten Pfeiler gelehnt auf der Treppe stand — denn sie hatte eben in ihr Zimmer hinauf gehen wollen — gewahrte sie Richard, wie er aus dem Zimmer der Majorin und dann aus seinem eigenen herauskam, an Isabellens Thüre klopfte und ihr die Blumen reichte.

Dann sah sie nichts mehr, weil er auf der Schwelle stand; aber die peinvollen Töne ihres Geflüsters drangen an ihr Herz. Es kam ihr vor, als lasse sich dieser letzte Besuch nur auf eine Art deuten.

Als Hedwig auf ihrem Zimmer angelangt war, schrieb sie unter strömenden Thränen folgende Worte nieder, womit sie ihr drittes Kapitel schloß:

„Das arme Laub wird jetzt wohl das ganze lange Leben hindurch im Wasser stehen müssen — es wird wohl nie mehr aus eigenem Safte wachsen."

Wenn wir nun einen Besuch in Isabellens stolzem Herzen machen könnten, was würden wir dort finden? Nun, daß jener Stolz geschlagen, gebunden, entwaffnet dalag. Gegen ihren Willen hatte sie jetzt einen Vertrauten, und dieser Eine war gerade der, den sie am wenigsten dazu gewählt hätte. Welch' eine doppelte Qual, wenn sie jetzt in seinem Auge angstvolle Unruhe las, wenn seine Lippen ihr von etwas sprachen, das sie nie besprechen hören wollte! Wenn es möglich

gewesen wäre, den warmherzigen Jüngling zu hassen, so würde ihn Isabelle darum gehaßt haben, daß er ihr ihr Geheimniß geraubt hatte. Wohl hatte sie selbst, um die Flamme, die sie auflodern gesehen, zu dämpfen, ihn überzeugen wollen, daß sie nie einem irdischen Bräutigame angehören könne; aber so lange der mystische Schleier unberührt über ihrem Leben liegen konnte, hätte sie auch niemals ein Endchen davon haben mögen. Ihr feines Gefühl schauderte davor, ihr Leiden durch die Blicke, die Theilnahme eines Mannes profanirt zu sehen.

Aber dieser Mann war Richard; und gab es in ihr nicht Etwas, das für ihn sprach? Wahrscheinlich war es so; es lag jedoch so Vieles in ihr, was sich nicht nach den gewöhnlichen Formen erklären ließ. Isabellens großes und reiches Herz war auch einer großen Leidenschaft fähig. Wenn sie einmal liebte, mußte es unermeßlich seyn. Jahr um Jahr war sie jedoch dem Sturme entgangen. Sie fand einen Gefallen daran, sich von Andern vergöttert zu sehen, sie selbst aber verfiel nie in Abgötterei. Dies hätte vielleicht auf die Vermuthung führen sollen, daß, wenn ein Weib von ihrem Charakter sich einmal fesselte, ihre Wahl auf einen in der Welt gereiften Mann fallen würde, aber Isabellens unglücklicherweise zu glühenden Gefühle hatten diese in der Welt gereiften und gebildeten Männer gar zu lau, zu berechnend und gehaltlos gefunden; mit einem Wort, es fehlte ihnen Alles, weil Keiner ihr Herz oder ihre Phantasie zu fesseln verstand.

Jetzt kam eine andere Zeit, wo ihr ganzes Wesen eine Umwälzung erlitt. Die Schmerzen, die sie lange empfunden, bekamen einen Namen. Ihr ernstes und starkes Gemüth wünschte da zu wissen, was sie von der Kunst zu hoffen hatte; und sie erfuhr, daß alle menschliche Kunst hier vergeblich sey. Isabelle reiste mit ihrer Tante nach Kopenhagen — derselbe Bescheid: Linderung, aber nicht Heilung. Jetzt standen ihr zwei Wege offen, die sie einschlagen konnte: der erste und gewöhnlichste

war, daß sie das Herz ihrer Eltern mit Kummer und Sorgen, ihr Zimmer mit Arzneiflaschen und das Ohr theilnehmender Freunde mit Klagen erfüllte: daß sie zwei, vielleicht drei Jahre lang wie auf dem Paradebett des Todes dalag; daß sie alles Leben, alle Jugendfreude verschwinden, dagegen aber stets beobachtende Aerzte und Verwandte um sich sah; daß sie immerwährend eifrigst fragen hörte: „Wie geht es Dir heute, wie hast Du heute Nacht geschlafen?“ Nein, das Alles war Isabellen widrig. Was geschehen mußte, das mußte geschehen. Sie beugte sich demüthig vor dem hohen Willen, der ihr Urtheil ausgesprochen hatte; aber über die Jahre, die noch ihr gehörten, wollte sie selbst verfügen. In weichliche Klagen, in kränkliches Winseln, in ein verblichenes Leben ohne Saft und Rosen zu versinken — das war nicht ihre Sache. Sie erhob ihr stolzes Haupt und wählte den andern Weg, den, der Muth, Entsagung, Kraft und Entschlossenheit predigte. Sie wußte schon jetzt, was der Geist über den Körper vermochte; und nachdem sie der innig guten und gefälligen Kammeräthin ein heiliges Versprechen der Verschwiegenheit abgenommen hatte, ward auch selten zwischen ihnen von dem traurigen Geheimnisse gesprochen. Isabelle wußte zwar, daß eine Zeit kommen würde, wo sie es nicht mehr zu verschleiern vermöchte; dann aber wollte sie allein mit ihrem Gott seyn.

So stand es mit der Tochter, als sie nach einer mehrjährigen Abwesenheit in das väterliche Haus zurückkehrte. Richards lebendiges Wesen und sein heiterer, artiger Ton gefielen anfänglich Isabellen. Es war nichts Abgenütztes, Gesuchtes und Uebertriebenes in seiner Artigkeit. Es erinnerte sie nicht an das nichtssagende Geschwätze, dem sie oft ihr Ohr hatte leihen müssen. Nein, diese Artigkeit, obschon fein, hatte etwas Warmes; und der klare, treue Blick seines dunklen Auges, die Redlichkeit auf seiner offenen Stirne, das frische Lächeln der

Lippen, Alles zeugte von der Harmonie einer freien und edlen Seele.

Auch konnte Isabellens Schönheitssinn nicht blind seyn gegen sein edel geformtes und ausdrucksvolles Gesicht, seine jugendlich schöne Gestalt, die sich mit Anmuth gab und nie etwas Schwerfälliges zeigte, er mochte nun gehen, stehen oder sitzen.

Von dieser Seite nun, als ein Mann, der, wenn auch durch keine hervorstechende Eigenschaften des Geistes ausgezeichnet, aber begabt war mit einem hellen Kopfe und einer Festigkeit und Bestimmtheit des Charakters, die zwar keinen genialen Romanhelden, aber doch einen Mann bewähren, in dem der Staat dereinst einen nützlichen und thätigen Mitbürger zu begrüßen hoffen darf — von dieser Seite gefiel Richard seiner schönen, stolzen Kousine sehr. Allein zwischen dem ersten Gefallen und einem tieferen Gefühle ist noch eine große Kluft, über die zwar Mancher sehr leicht hinwegsetzt, Andere dagegen ihre Zeit brauchen. Isabelle wollte jetzt die Liebe nicht kennen lernen, denn sie würde die Qualen, die sie schon litt, ja nur vervielfacht haben; und darum also, vielleicht die Möglichkeit der Gefahr ahnend, verschanzte sie sich hinter jene offene Freundschaft, jene offene Vertraulichkeit, die schwerer zu übersteigen ist, als Kälte und Gleichgültigkeit.

Von Monat zu Monat verfolgte sie jedoch mit gesteigerter Aufmerksamkeit das sich entwickelnde Leben seines Herzens; und es war ihr ein süßer Trost, daß sie sah, wie er Stärke genug besaß. um jeden Ausbruch der Leidenschaft zu unterdrücken, um das Glück nicht zu verlieren, daß er genoß. Dieses Leben war jedoch ein verrätherisches Leben. Sie selbst glühte schon von der ganzen gewaltsamen Macht einer irdischen Liebe, als sie erst einen Tropfen davon eingeschlürft zu haben vermeinte.

An ihrem Namenstag, in der Minute, wo Richard auf dem Schemel zu ihren Füßen saß, als sein Auge von seligem Entzücken strahlend in das ihrige aufschaute,

als er ihren Arm um seinen Hals und seinen Kopf in ihren Schooß legte, da brach der Schleier der Verblendung entzwei. Isabelle weinte zum ersten Male darüber, daß sie sterben, aus dem irdischen Himmel hinwegsterben mußte!

Alle diese gewaltsamen Aufregungen verschlimmerten ihre körperlichen Leiden. Daher die schwere Nacht in dem Pavillon. Aber nicht nur der Körper war es, der kämpfte; der Geist auch rüstete sich zum Streite — wir werden sehen, ob er fähig war, ihn auszukämpfen. Isabelle hatte den festen Entschluß gefaßt, Richard niemals das Geheimniß ihres Herzens anzuvertrauen, und dies nicht nur um ihrer=, sondern noch mehr um seinetwillen; denn sie war fest überzeugt, wenn er von ihr nicht mehr als jene innige Freundschaft erhielte, die er beinahe immer besessen hatte, so würde sein Herz auch dann nicht verbluten, wenn es einsam bliebe.

Wenn dagegen ihre Seelen sich gefunden hätten — zwei Flammen in Eine zusammenstürzend — wie dann sterben können, hinwegsterben aus dem Frühling ihrer Liebe? Das wäre ein Kampf des Wahnsinns geworden, Tod und Liebe! Mit bebendem Schauer fühlte sie, daß, wenn sie dem übermächtigen Gefühle nachgäbe, wenn sie ihr Herz öffnete, sie im Stande wäre, mehr als das seinige dagegen zu fordern. Sie hätte dann — wenigstens in einem jener Momente, wo Himmel und Hölle an einem Haare zusammenhingen — sie hätte wünschen können, daß er ihr folgte.

Nein, so durften sie einander nicht begegnen, denn sie wären dann unter der mächtigen Lavine zu Grunde gegangen.

Gleichwohl wünschte sie noch einige Lebensfreuden zu kosten. Ihrer eigenen Stärke gewiß, wollte sie in dem gegenwärtigen schönen Verhältnisse fortleben; wenn dieses ihm aber nicht genügte, dann mußten sie sich schon trennen, ehe ihr sinkender Stern sie trennte.

Richard kannte jetzt ihr Eines Geheimniß! dadurch

bekam ihr Verhältniß einen noch gefährlicheren Charakter. In dieser Nacht aber, die Isabelle ernsten Betrachtungen widmete, wurde das, was wir oben anführten, ihrer Seele noch klarer; und als der Morgenstrahl graute, und ihr müdes Haupt zur Ruhe niedersank, hatte sie schon alle Fäden, die einander durchkreuzen wollten, wieder geordnet und zurecht gelegt.

Zwölftes Kapitel.

Am folgenden Mittag, als Isabelle in das Wohnzimmer eintrat — sie hatte den Vormittag über weder ihr Zimmer verlassen noch Jemand angenommen — überraschte sie ihre Umgebung, besonders aber den Obersten, sehr angenehm dadurch, daß sie sich in einer eleganten und sorgfältigen Toilette zeigte, das heißt, daß diese sich nicht nur wie gewöhnlich auf Kopf, Hände und Füße erstreckte: sie nahm heute ihre ganze Person in Beschlag; und zur nicht geringen Verwunderung Aller, sah man sie gleich beim Eintritt den Shawl in eine Sophaecke werfen. Ihr schwarzseidenes Kleid war modern genug zugeschnitten, um einen Begriff von der schönen Form ihrer blendend weißen Schultern zu geben, deren volles Rund sich trotz der leichten Florhülle wie Eiderdunen in einem geschlossenen Raume herauswölbte. Um den Hals trug sie ein Kollier von den dunklen Haaren der seligeu Tante Katharine Sophie, das jedoch, wie der Oberst bemerkte, Gottlob! ein Schloß von großem Werthe hatte.

Der Oberst flüsterte seiner Tochter sogleich ein Kompliment ins Ohr. Er war entzückt, daß sie seinen Wünschen so entgegenkam. Isabelle antwortete nur mit einem Lächeln; ihre Toilette hatte einen schöneren Zweck — sie wollte durch diese Aufopferung Richards Befürchtungen um ihre Gesundheit beruhigen.

„Ei, sieh! sie ist doch ein wenig schön oder nicht!“ sagte Virginie ganz leise zu Hedwig.

„O gewiß! Aber woher hat sie nur die Röthe? Ich möchte wahrhaftig zweifeln...!

„Nimm Dich in Acht,“ erwiederte Virginie und kneipte Hedwig lächelnd in Arm; „wage Dich nur mit einem einzigen Zweifel heraus! Siehst Du, sie verschwand ja gleich; sie ging nur wie eine Wolke über ihr Gesicht. Ach, wenn Du oder ich so grüßen könnten! Isabelle verneigt sich nie wie wir. Möchtest Du nicht auch auf die Art grüßen können?“

„Nein, das möchte ich nicht; denn liegt nicht eben so viel Stolz als Gefühl der Ueberlegenheit in der Art, wie sie sich nimmt?“

„Sie hat ein Recht, Beides zu seyn, aber sie ist doch weder das Eine noch das Andere!“ sagte Virginie ein wenig ärgerlich über einen Tadel, den sie Hedwig nicht recht verzeihen konnte. Sie begriff nicht das Geringste von dem Bittern was Hedwig empfand, und eben so wenig ahnte diese selbst, welches Gefühl ihr dieses ungünstige Urtheil über eine Person diktirt hatte, die sie gewiß unter andern Verhältnissen bei ihrem niemals mißgünstigen Gemüthe in demselben Lichte wie Virginie betrachtet haben würde.

Der General stellte nun Isabellen einige fremde Herren vor, worunter der uns schon von früher bekannte Kammerherr von Brude, eine nicht unansehnliche Person, denn er maß seine gute drei Ellen in der Länge, wogegen er um den Leib kaum eine Elle stark war. In der äußersten Sophaecke flüsterten dann der General und der Oberst über sein Gewicht, und das bestand aus Tonnen Goldes.

„Es ist eine wahre Celebrität!“ erklärte der General weiter. „Er hat mehrere große Sachen herausgegeben.“

„Wissenschaftliches?“

„Versteht sich! Es ist eine ausgemachte Sache, daß

er hoch steigen wird! Er ist bei der Regierung gut angeschrieben, und ich sehe ihn im Geiste schon auf einem Stuhle im Staatsrath."

Der Oberst warf einen Blick über das Zimmer; und als er den langen Kammerherrn an Isabellens Seite sah, lächelte er auf eine Art, die sagte, daß er dessen gewiß sey.

„Ist der hoffnungsvolle junge Mann der Gast des Herrn Bruders?"

„Nicht so ganz, obschon er seine Zeit mehr hier zubringt, als bei den Eltern, die eine kleine Meile weit von hier wohnen! Aber der Herr Bruder ist ja scharfsinnig in dergleichen Dingen!" Der General warf einen Blick auf seine Tochter.

„So, so!" sagte der Oberst mit einem angenehmen Lächeln. „Schon im Reinen vielleicht?" Der Oberst merkte recht gut, daß noch nichts im Reinen war; aber Niemand konnte mehr als er für neue Pläne eifern, wenn die alten gestrandet waren.

„Ach nein!" erwiederte der General mit mehr Offenheit, als der Oberst bei einer ähnlichen Gelegenheit gezeigt haben würde. „Das Mädchen ist ein Kind!"

Man sagte das Mittagessen an.

Der Kammerherr führte Isabellen zu Tische; und Richard, der noch keine Gelegenheit gefunden hatte, ein Wort mit ihr zu sprechen, aber desto mehr ihren Anblick genoß, eilte, Hedwig seinen Arm anzubieten, die tief erröthend, die äußersten Fingerspitzen auf seinen Rock legte, denn gewiß war es, daß er diese auf dem Arme nicht fühlte.

Die Unterhaltung über Tische floß frei in den Kanälen dahin, welche die allgemeinen Tagesneuigkeiten bildeten, und Herr von Brude entwickelte dabei eine so fließende Gabe sich über Alles auszusprechen, daß es scheinen wollte, als besitze er in all diesen verschiedenen Dingen die vollkommenste Sachkenntniß. Jene Leichtigkeit, alle möglichen Gegenstände oberflächlich zu berüh-

ren, ist es, was leider oft dem mittelmäßigen Talente ein so bedeutendes Uebergewicht über das wahre und unerkannte verschafft; der Schein berückt oft so sehr, daß er sogar den Scharfsinn augenblicklich zu täuschen weiß. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der General und der Oberst den wichtigen Mann als ein Licht ansahen, das bestimmt sey, in hohem Maße über das Land hin zu scheinen.

Richard und Isabelle tauschten indessen einen Blick aus, der bewies, daß sie Herrn von Brude's Verdienste nach einem ganz andern Gewichte schätzten. Um Isabellens Lippen spielte sogar ein etwas sarkastischer Zug, als der Kammerherr ein paar Male an ihr Urtheil über gewisse Gegenstände appellirte, die er als neue anführte. Sie wie Richard, denn beide besaßen einen feinen und scharfen Blick, entdeckten bald, daß Herr von Brude sich sehr oft mit gestohlenen Gütern behalf, die sie unglücklicherweise wieder erkannte. Bald war es eine abgerissene Phrase aus einer Theaterrezension, bald ein ganzer Satz aus dem Regierungsblatt, oder ein halber, den er der liberalen Presse gestohlen hatte, was Alles, in andere Hände übergetragen, eine gute Wirkung machte; bald war es ein neuerer, bald ein älterer Schriftsteller, der die Materialien herbeischleppen mußte — kurz die ganze Zusammensetzung, obschon sie tadellos geschehen war, bot eine solche Mosaik dar, daß der, welcher sie verstand, nicht anders als lächeln konnte.

Bei einer Gelegenheit ging es jedoch etwas zu weit mit dieser Uebertragung von der einen Hand in die andere; und Isabelle konnte sich dabei nicht enthalten, zu bemerken, daß wirklich eine tiefe und dennoch klare Wahrheit in den Worten liege, die der Herr Kammerherr angeführt habe.

„Ich bin höchlich geschmeichelt, meine Gnädigste!“ erwiederte Herr v. Brude mit einer gar schamhaften Miene.

„Wie so?“ fragte Isabelle mit der liebenswürdigsten Bosheit. „Ich sollte doch eher meinen, daß die Person,

die der Herr Kammerherr so glücklich und geschickt zitirte, Grund hätte, geschmeichelt zu seyn."

Der Kammerherr wurde roth, entgegnete jedoch, ohne eine Pause entstehen zu lassen: „Ich fühle mich stets im Namen meiner Lieblingsschriftsteller geschmeichelt. Das gnädige Fräulein muß sehr belesen seyn?"

„O nicht so sehr; aber wie der Herr Kammerherr setze ich eine Ehre darein, nicht hinter meiner Zeit zurückzubleiben."

Der Kammerherr ließ sich jetzt über Gegenstände aus, wo er sicher war, von seiner schlauen Nachbarin nicht gestört zu werden. Im ersten Augenblicke schien ihm Isabelle ein äußerst entzückendes Weib zu seyn; aber als Tischgesellschaft, Seite an Seite, wollte er sich doch nicht mehr um sie bemühen.

„Isabelle," sagte Richard, der an der andern Seite des Tisches saß, „erlaubst Du?" er führte das Glas an seine Lippen.

Der Kammerherr sah schnell empor und fühlte etwas wie einen eifersüchtigen Aerger darüber, daß der junge Lieutenant, dessen Aufmerksamkeit er vergebens auf sich zu ziehen gesucht, ja an den er sich mehrmals speziell gewendet hatte, ohne etwas Anderes, als ein höfliches Ausweichen bekommen zu haben, daß der, auf den er schon halb böse war, so vertraulich mit dem stolzen Fräulein sprechen sollte; und wirklich hatte er nicht so Unrecht, wenn er glaubte, daß in seinem Blick und Tone, die auf dieselbe Art erwiedert wurden, etwas Vertrauliches liege.

Im Laufe des Nachmittags glaubte der Kammerherr zu bemerken, was wohl auch den Andern nicht entging, daß der Lieutenant in sein ganzes Benehmen gegen die Cousine jene feine und beredte Aufmerksamkeit legte, die, wenn sie angenommen wird, als das Kennzeichen eines näheren Verhältnisses zu gelten pflegt. Sogar der Oberst gewahrte zum ersten Mal, daß da etwas weit über die gewöhnliche Artigkeit Gehendes im Spiele sey; und ob-

schon Richard sein erklärter Günstling war, so gewährte diesem seine Produktion doch keinen Schutz gegen das Mißvergnügen, das er darüber empfand, daß sich Isabelle, während Herr v. Brude eifrigst bemüht war, sie in ein Gespräch über die Poesie zu verwickeln, oft und viel mit unbedeutenden Aufträgen an Richard wandte; bald war es der Nähkorb, bald ein am Fenster vergessenes Muster — kurz, Isabelle schien wenigstens ebenso angelegentlich als Richard selbst den Schein so klar als möglich zu machen.

„Verlobte, wahrscheinlich?" bemerkte der Kammerherr leise zu Hedwig, die noch weniger als Isabelle geneigt schien, sich in eine lange Konversation einzulassen und ganz kurz antwortete: „Man sollte es vermuthen!" bei welchen Worten sie sich ohne Komplimente entfernte.

Der Kammerherr v. Brude, nicht gewöhnt, so übersehen zu werden und besonders ärgerlich über Hedwigs Kälte, ließ es sich jetzt angelegen seyn, zu zeigen, daß er auch ohne ihre Gunst seyn könne. Er hatte eine Verbindung mit dem Hause des Generals v. D— für sehr wünschenswerth angesehen, aber er war zu sehr von seinem eigenen Werthe überzeugt, um sich einem Weibe aufdringen zu wollen. Noch hatte er keinen entscheidenden Schritt gethan; er konnte zurücktreten, ohne sich zu kompromittiren, und bei dem Benehmen des Fräuleins, während der zwei letzten Tage, besonders während dieses, war es sein fester Entschluß, es zu thun.

Jetzt, wie immer, ward Hedwig in allen Theilen von Isabellen überstrahlt, und der Kammerherr fand es sogar lächerlich, daß er beinahe volle vier Wochen an ein so kleines, eigensinniges Wesen verloren hatte. Isabellens vermuthete Verlobung hemmte indessen für den Anfang die offenbar große Anziehungskraft in dieser Richtung; um übrigens einstweilen nicht unthätig zu seyn, konnte man sich bei Nro. 3. versuchen, und Nro. 3. war wahrhaftig nicht ohne seine kleinen Reize. Nro. 3. besaß eine leichte und heitere Unterhaltung ohne Herbe,

ein freundliches und fröhliches Wesen, ein kleines vornehmes Air, und, was das Beste war, nicht allein die galante Kunst, mit Geschmack zuzuhören, sie konnte auch Fragen machen, die dem Kammerherrn die glücklichsten Gelegenheiten gaben, seine Vielseitigkeit in der Erwiederung derselben zu beurkunden. Diese Bekanntschaft war also überhaupt eine der interessantesten, deren er sich aus der Damenwelt erinnern konnte, und ehe man sich noch am ersten Tage trennte, war Herr v. Brude schon überzeugt, daß, obschon Fräulein v. X— und sogar Fräulein Hedwig schöner seyen, doch keine von ihnen den reinen, gesunden Verstand und die weibliche Güte hätten, die er an Fräulein Virginie fand.

Da der Abend ungewöhnlich schön und die Luft frisch war, so schlug der General einen Spaziergang in den Park vor. Die Gesellschaft zerstreute sich hiebei in mehrere Gruppen und so bekam Richard Gelegenheit, ungestört mit Isabellen zu sprechen. Die Worte, die schon vor dem unter ihnen gewechselt wurden, enthielten durchaus nichts, obschon es Andern so erscheinen konnte.

„Isabelle,“ sprach er in leisem und feurigem Tone, „Du warst heute sehr gnädig, aber ich fürchte, dies geschah mehr deinetwegen, als mir zu liebe. Hast Du vollkommen verziehen, was Du gestern Abend so hart bestraftest?“

Ein Seufzer und gleich der erste Ton ihrer Stimme bewiesen, daß der Ernst der leichten Gesellschaftssprache gefolgt war. „Dir verzeihen,“ sagte sie, „das kann ich thun und thue es auch; aber Richard, mit dieser Entdeckung hast Du Dir selbst Schaden zugefügt.“

„Wie, was meinst Du damit?“

„Daß ich Dir künftig nicht mehr so vertrauen kann, wie früher. Ich vermuthe Deinen Blick bei jeder meiner Bewegungen auf Kundschaft, und fürchte, daß Du mich verrathest.“

„Du sollst von dieser Furcht befreit werden,“ versetzte Richard gekränkt; „ich verlasse Tyringsholm.“

„Wirklich und warum?"

„Um Dich zu überzeugen, daß mir kein Opfer zu schwer ist, wenn es Dir Befriedigung gewähren kann."

„Und Du glaubst, dieß würde mich befriedigen?"

„Gewiß, Du wärest ja dann sicher, daß mein Auge Dich nicht ausspionirte! Ach, Isabelle, lieber will ich getrennt von Dir leben, als bei Dir und ohne Dein Vertrauen! Habe ich so harte Worte von Dir verdient — kannst Du an mir zweifeln?"

„Ich will es nicht thun, Richard, wenn Du mir Dein Ehrenwort gibst, daß Du nichts zu erforschen suchst, was diese traurige Sache betrifft!"

„Das kann ich nicht."

„Richard?"

„Nein, Isabelle, ich verpfände mein Ehrenwort nie für etwas, das ich unmöglich zum voraus bestimmen kann. Aber es schmerzt mich, daß zwischen uns davon die Rede seyn kann. Brauchst denn Du, die Du mit einem Blick Alles über mich vermagst, einen Bürgen für mein Zartgefühl?"

„Ich glaube, daß ich hierin Unrecht hatte, Richard; aber versprich mir wenigstens, mich nicht mit Fragen zu quälen!"

„Wenn Du das verlangst," sagte er, „so will ich es geloben. Aber denke erst ein wenig darüber nach, Isabelle, ehe Du von mir forderst, daß ich solche Qualen erdulden soll, nur damit Dein Stolz einen eitlen Triumph genieße! Ich weiß nicht, ob ich Dir werth bin; aber wenn es so wäre, und Du wüßtest mich von körperlichen Leiden verzehrt, könntest Du Dich dann mit dem Gedanken versöhnen, nicht die geringste Notiz von ihrem Vor- oder Rückschritt zu nehmen?"

„Wenn Du es wünschtest, wenn Du es verlangtest, wollte ich mich lieber damit versöhnen, als Dir entgegen zu handeln. Ich würde glauben, meine Unruhe könnte Dir vielleicht jene Reizbarkeit zuziehen, die alle Qualen erhöht."

„Nun wohl, Isabelle, so will ich es denn versuchen! Ich bin gewiß, daß Du die Größe des Opfers, das Du jetzt von mir begehrst, nicht ermessen kannst. Wenn ich nur wüßte, ob Du Pflege bekämest, die Du bedarfst!"

„Sey deßhalb unbesorgt, Richard; ich will Dir anvertrauen, daß ich mit einem der geschicktesten Aerzte Kopenhagens in Briefwechsel stehe. Das Wenige, was gethan werden kann, kenne ich und thue ich, und es ist ganz dasselbe, ob mir der Doktor seine Verordnungen schickt, oder ob er jeden Tag bei mir aus- und eingeht. Ich will überdieß diesen Herbst eine Reise nach Kopenhagen machen. Bist Du jetzt zufrieden, und klagst Du noch über Mangel an Vertrauen?"

„Nein, Isabelle! Wie viel ich auch wissen möchte, so segne ich Dich doch, daß Du mir die Last vom Herzen gewälzt hast. Ich werde dankbar seyn, und keine Frage mehr an Dich stellen."

„Dann ist Alles gut, Richard — und jetzt willst Du Tyringsholm nicht verlassen?"

„Doch, ich muß. Während des Monats, wo Papa bei den Exerzitien ist, lasse ich mich in Tjällstorp nieder, um seine Abwesenheit vom Gute zu ersetzen. Ueberdieß will ich mir den Schmerz ersparen, Dir jeden Morgen begegnen zu müssen, ohne daß Auge oder Lippen sprechen dürfen."

Es war ein düstrer Gedanke für Isabellen, diese Morgenstunden ohne ihn zubringen zu sollen, der ihnen so viel Leben und Annehmlichkeit gegeben hatte; aber das Wort, einmal gesagt, konnte nicht mehr zurückgerufen werden. „Du kommst aber doch jeden Tag nach Tyringsholm?"

Richards Herz pochte jetzt heftig. „Wenn Du es wünschest, Isabelle! Wegen des Onkels reite ich keine zwei Meilen im Tage, Dir zu Liebe gerne zehn. Willst Du, daß ich jeden Tag kommen soll?"

Die Frage war kitzlich und enthielt gar Vieles.

„Ich hoffe,“ sprach Isabelle nach einer kleinen Pause, „Du wirst mich recht verstehen, wenn ich Dir offen antworte, daß die Tage, wo Du nicht kommst, wahre Fasttage in der Gedeihlichkeit meines Lebens seyn werden.“

„Also ein Zubehör zu Deinem täglichen Komfort?“ versetzte Richard, dessen stolze Brust sich unter den unbehaglichen Gefühlen, welche diese förmliche, allzusehr freundschaftsmäßige Antwort hervorgerufen hatte, wechselweise hob und wieder senkte. „Dein Schemel, Dein Shawl, Deine Causeuse, Deine Blumen, alles das sind Dinge, die Bestandtheile Deiner Gedeihlichkeit ausmachen — und Du schenkst mir ein beinahe gar zu beneidenswerthes Loos, wenn Du mir erlaubst, der Nebenbuhler derselben zu seyn.“

„Ich glaubte, Du setztest einen Werth auf das, was nun einmal so ist,“ sagte Isabelle mit einer Ruhe, die Richards verletzte Gefühle nur noch mehr aufregte; „und was mehr ist, ich glaubte, Du würdest dieß stets thun.“

„Du hast mich in diesem Falle sehr unrichtig beurtheilt, Isabelle! Obschon es für Manchen von Deinen Anbetern vielleicht die höchste Glückseligkeit wäre, diese Art Günstlingsplatz einzunehmen, so muß ich dir doch sagen, daß er für meine Wünsche nicht genug ist.“

„Ich weiß nicht, Richard,“ fiel Isabelle ein, und ihre leicht gerunzelten Augenbraunen bewiesen einen ziemlichen Grad Unwillen, „wie weit man im Allgemeinen die vetterliche Freiheit der Aeußerung berechnet; aber das weiß ich, daß Du mich ebenso sehr durch die Höhe, bis zu der Du diese Freiheit triebst, als durch die Neuigkeit, Dich als meinen Anbeter anzukündigen, überrascht hast.“

Ueber des Lieutenants Gesicht fuhr eine Röthe, ähnlich dem Blitzesschein einer in die Luft steigenden Rakete. Seine Lippe zitterte vor der heftigen Gemüthsbewegung; aber er gewann es doch über sich, sich zu beherrschen.

Konnte Isabelle seine wahren Gefühle wirklich nicht kennen, oder konnte sie, dieselben wissend, einen Schein vor der Welt gestatten, den ihr Herz doch von sich wies? Wollte sie nur mit ihm spielen — wollte sie... zum ersten Mal empfand Richard, daß sie ihre Macht mißbrauchen könnte. Er fühlte etwas wie Unwillen gegen das Ideal, das er anbetete. Indessen blieb er stille, und einige Minuten nachher wurden sie von der Majorin getrennt, die zu ihnen trat.

„Was sagt die Tante dazu, hat Virginie nicht eine Eroberung gemacht?“ sprach Isabelle in ihrem gewöhnlichen ungezwungenen Tone, und warf einen verstohlenen Blick nach der andern Seite des Weges hinüber, wo sich der Kammerherr, ohne durch etwas Anderes als kurze Antworten anf alle wechselsweise von dem General und dem Obersten an ihn gestellten Fragen Acht zu geben, treulich an der Seite des Fräuleins hielt. „Es sieht fast so aus!“ lächelte die Majorin. Aber weißt Du, Isabelle, was an unsre junge Wirthin gekommen ist? Das kleine heitere, kindliche Wesen, das wir letzten Herbst sahen, ist nicht mehr zu finden. War sie auch damals so, wo Du Dich hier aufhieltest, Richard?“

„Ich weiß es nicht — ich gab nicht Acht darauf!“ erwiederte Richard, und seine Wange, die bei der mütterlichen Dazwischenkunft ihre ursprüngliche Farbe angenommen hatte, glühte jetzt wieder.

Die Sache verhielt sich so, daß Richard, als er Hedwig zu Tische führte, auf das Zittern ihrer kleinen Fingerchen aufmerksam geworden war. Er hatte sie verwundert angesehen; und bisher blind konnte er dieß bei dem hastigen Schimmer, den er von ihrem Auge auffing, nicht länger seyn. Ein klares aber schmerzliches Licht ging ihm auf. Ueber Tische vermehrte sich diese ängstliche Gewißheit; denn er bemerkte den schnellen Farbenwechsel auf ihrer Wange jedes Mal, wenn er mit Isabellen sprach, oder von dieser angeredet wurde. Jetzt

wußte er genug, um sie tief zu beklagen, das Einzige, was er thun konnte; aber er hielt sich in Folge der gemachten Entdeckung verpflichtet, der Huldigung, die er seiner Cousine weihte, eine gewisse Oeffentlichkeit zu geben, denn Hedwig sollte keinen Augenblick in Ungewißheit schweben. Isabelle war ihm, wie wir gesehen haben, auf mehr als halbem Wege entgegengekommen; und es war deßhalb nicht zu verwundern, daß sich Richard jetzt durch die Verwandlung in ihrem Wesen gekränkt fühlte — es war ihm unmöglich, zu verstehen, in welchem Lichte sie ihn betrachtete.

„Wie Du roth wirst, Richard!“ bemerkte Isabelle. „Man wäre beinahe versucht zu glauben, Du rechnetest Dir diese Veränderung Hedwigs zu? Liebe Tante, wie eigenliebig doch unsere jungen Herren sind! Ich muß das Hedwig erzählen — ich rufe sie sogleich!“

„Ich hoffe, Du treibst Deinen Scherz nicht so weit!“ Richard verrieth bei diesen Worten keinen geringen Grad von Aerger. Das setzte Isabellen in Erstaunen, und dieses Staunen steigerte sich zur höchsten Verwunderung, als er, da Hedwig in diesem Augenblicke wirklich herankam, Isabellen einen Blick voll bittender Unruhe zuwarf.

„Sprachst Du von mir oder zu mir?“ sagte Hedwig. „Ich hörte, daß Du meinen Namen nanntest.“

„Von Dir, Hedwigchen' Willst Du wissen, was man sagte?“

Richard war in fieberischer Angst. Zwar hatte er das größte Vertrauen zu Isabellens Zartgefühl; aber sie wußte ja nicht, daß hier ein solches vonnöthen war. Er bebte bei dem bloßen Gedanken, daß Hedwig in seiner Gegenwart eine Anspielung hören könnte, die ihr mehr als peinlich seyn mußte.

„Willst Du es durchaus wissen?“ wiederholte Isabelle, als sie Hedwig unschlüssig sah.

„Ich glaube, daß es mich sehr amüsiren würde.“

Noch einen Blick sandte Richard nach seiner Cousine hinüber.

„Nun wohl, Hedwig — aber Du darfst dann nicht sagen, daß es unzart von mir gewesen sey, es zu wiederholen: die Tante fragte uns, ob wir nicht auch meinten, daß Du Dich seit letzten Herbst unendlich embellirt habest."

„Fräulein Hedwig, kommen Sie und sehen Sie, was ich Ihnen für einen hübschen Schmetterling gefangen habe!" rief der Kapitän und drückte seinen Hut mit beiden Händen auf den Boden.

Purpurroth flog Hedwig fort; und zugleich kam der General und schnappte die Majorin hinweg, die ihm ihre Ansicht über seine neue Anlage mittheilen sollte.

Wieder gingen der Lieutenant und Isabelle allein.

„Ich danke Dir," begann Richard, „daß Du die Güte hattest, mich zu verstehen!"

„O Deine Pantomime war so beredt, daß ich nicht wohl anders konnte. Nun ist nur noch zu erklären, welches Gewicht Du diesem unbedeutenden Scherze beilegtest."

„Ich bin nicht im Stande, Dich darüber aufzuklären."

„Aber wenn ich es jetzt durchaus wissen wollte?" sprach sie langsam.

„Dann," versetzte Richard mit mehr Ruhe, als er in diesem Momente besaß, „hing es davon ab, aus welchem Grunde Du es durchaus wissen möchtest. Wäre es aus bloßer Neugierde, so würde ich mit Nein antworten. Wäre es dagegen möglich" — Richard beugte sich näher zu ihr — „daß Du Isabelle" — er hielt inne, aber sein warmer und unaussprechlich liebevoller Blick ruhte forschend auf ihr. „Ich glaube nicht," sagte er, den Faden von einer andern Seite wieder aufnehmend, „daß Du ganz recht gegen mich handeltest, theure Isabelle! Aber sey mir jetzt aufrichtig, wenn Du kannst! Sage mir, ob es um Deiner — verzeihe,

die Frage ist sehr kühn, aber ich muß sie doch thun — um Deiner Ruhe willen ist, wenn Du diese Offenherzigkeit von mir verlangst?"

Isabellens wirre Vorstellungen verwandelten sich bei dieser höchst unerwarteten Frage in die peinlichste Gewißheit. Zum ersten Mal empfing ihre Seele jenen Saamen der Hölle, den man Eifersucht heißt, und in den nächsten Augenblicken fühlte sie eine Qual, wogegen alle körperlichen Leiden gering waren. Hedwig liebte Richard; und er — hatte er je Veranlassung dazu gegeben? Auf Richards treues, redliches Herz hatte Isabelle den Grund der ganzen Glückseligkeit ihres kurzen Lebens gebaut; wäre es möglich, daß er während seines langen Aufenthalts in Mörkedal, der ihr jetzt zum ersten Mal ganz unnöthig lang vorkam, seine Zeit dazu angewendet hätte, die junge Hedwig zum besten zu haben? Nein! so konnte er nicht gehandelt haben. Aber woher Gewißheit darüber erlangen? Nie sollten ihre Lippen gestehen, daß diese Gewißheit zu ihrer Ruhe nothwendig war.

Mit steigender Hoffnung sah Richard den Kampf, der in ihr vorging. Endlich sprach sie: „Ich erlasse Dir die Antwort, Richard, da Du wie billig so viel Gewicht darauf zu legen scheinst; und um aufrichtig zu seyn, ich habe sie schon geahnt. Solltest Du mir dagegen, wenn es Dir möglich ist, nicht freundschaftlich sagen wollen, ob Dein Aufenthalt dahier den Winter über nicht der zu Liebe verlängert wurde, die ich nicht nennen will? Ich weiß nicht, was Dich hindern könnte, ein Gefallen zu gestehen, das Du vielleicht aussprachst und . . ."

„Sprich nicht weiter, Isabelle! Bei dem allmächtigen Gott, der in diesem Augenblicke in unser Beider Herzen schaut, versichere ich Dich, daß die Gründe, die meine Ankunft in Tyringsholm verzögerten, himmelweit von denen verschieden waren, worauf Du hindeutest! Aber was sagtest Du doch? Du wissest nicht, was mich hindern könnte, ein Gefallen an Hedwigs Gesellschaft zu finden, und es vielleicht auszusprechen? Isabelle, woher

nimmst Du alle diese formellen Redensarten, die wie eisige Schneetropfen auf mein Herz fallen, wenn es eben am heißesten schlägt? Es ist doch wohl niemals möglich, daß Du meiner Ehre mißtrauen kannst? Glaubst Du, ich könnte das Heiligenbild, das ich verehre, so sehr entweihen, um an seiner Seite ein falsches aufzuhängen! Nein, das hast Du nicht geglaubt!"

Frisch und warm strömte das Blut Isabellen zum Herzen; aber ihre Gefühle waren zu bewegt, um sich in Worte kleiden zu können. Es war so ruhig und gut wie es jetzt war — wenn er nur hätte schweigen wollen! Aber Richard konnte nicht schweigen; denn er hatte auf keine einzige seiner Fragen eine Antwort bekommen.

„Bist Du zufrieden, Isabelle? War Dir das, was ich sagte, genug?"

„Vollkommen!"

„Und Du meinst, ich meinerseits brauche nichts dafür zu erfahren?"

„Richard, gib mir Deinen Arm, und rege mich nicht noch mehr auf!" Isabellens Wange bedeckte sich schnell mit einer tödtlichen Bläſſe. Noch nie war es ihm bei einer Promenade vergönnt gewesen, Isabellens Arm in den seinigen schließen zu dürfen. Jetzt durfte er es; aber diese Seligkeit war zu theuer erkauft. O wie sie litt! Er brauchte nicht zu fragen, er wußte zu wohl, wie die Sache stand, wenn die zwei kleinen Zähne sich an dem Rande der Lippe fest nagten.

Einige unaussprechlich peinliche Minuten vergingen.

„Mein armer Richard, wie ich Dich quäle!" flüsterte Isabellens süße Stimme, und diese Worte versöhnten Alles. Sanft drückte er ihren Arm in den seinen.

„Was hab' ich gethan — Du bist es, Die unter meiner Unvorsichtigkeit leidet!"

„Es wird schon besser, Richard; es wird bald gut seyn! Aber Du heftiger Mensch, warum willst Du nicht das ruhige Glück genießen, das Du haben kannst? Sage mir, ob Du nicht glücklich bist, wenn Du mir alle jene

kleinen Dienstleistungen widmen darfst, die ich, wie Du weißt, nie einem Andern gestatte, und wobei ich so unverholen zeige, wie gerne ich sie von Dir empfange?"

„O gewiß bin ich dann glücklich; aber es folgen Stunden darauf, wo Du gar nicht bist, wie gewöhnlich. Isabelle, wenn Du wüßtest, was ich leide, da ich glauben muß . . ."

„Gut, gut! Ich bitte Dich um Gotteswillen, komm nicht mehr darauf! Wir sind zu weit zurückgeblieben — wir müssen nacheilen!"

Dreizehntes Kapitel.

In den vier bis fünf folgenden Tagen wurden Lustparthien zu Land und zu Wasser gemacht. Die emsige Aufmerksamkeit des Kammerherrn um Virginien wurde dabei immer offenbarer, und mit heimlichem Verdrusse sah der General, daß Hedwig ihre Gewalt und er selbst die Aussicht auf einen so vortrefflichen Schwiegersohn verloren habe.

Eines Morgens, als Vater und Tochter zusammen trafen, ehe einer der Fremden kam, um eine vertraulichere Besprechung zu stören, konnte der General nicht umhin, mit einem gewissen kleinen Aerger sein Mißvergnügen über Hedwigs Benehmen auszudrücken.

„Ach, Papa," sagte sie und legte mit einem innig bittenden und zum Herzen dringenden Blicke ihre Hand auf die des Vaters, „schelte mich nicht!"

„Nein, versteht sich, man darf ja seine Meinung nie sagen! Aber jetzt hast Du auch noch die für ein Mädchen nicht sonderlich große Ehre, daß Du zusehen kannst, wie Dir eine Andere Deinen Freier wegschnappt."

„Wollte Gott, es ginge mir so gut! Ich bin ja erst sechszehn und ein halbes Jahr alt — laß mich noch bei Dir bleiben, Papa! Ich bin noch zu jung, um zu heirathen!"

„Aber Du wirst alt genug werden, ehe sich wieder eine so vortheilhafte Parthie zeigt!“

„Zanke mich nicht mehr, Papa — ich bin heute so betrübt!“ Hedwig ließ die Stirne gegen die Brust herabsinken, wie ein Vogel, dessen Schwingen durchschossen sind und der den Kopf an der Wunde verbirgt.

Der General war entwaffnet. Es lag ein unbeschreiblich rührender Klang in den Worten: „Ich bin heute so betrübt!“

„Nun, warum bist Du denn betrübt, mein Kind! Wir werden ja heute so viel Vergnügen haben: alle Nachbarn kommen auf den Mittag, und Abends soll die Jugend tanzen.“

„Ich bin doch nicht vergnügt!“

Arme Hedwig! Sie lag schlimmer als je auf den purpurnen Hagedornknospen. Ihr Herz war so freudenleer, seit jeder neue Tag sie mehr und mehr überzeugte, daß sie keine Hoffnung mehr habe, das Laub wieder grünen zu sehen. Die Thräne war so heiß und bitter, das Leben sah so lang, so öde und grau aus . . . So ist es, wenn sich das Herz noch nicht daran gewöhnt hat, seine Lasten zu tragen, und seine Kämpfe hinter Schloß und Riegel zu halten. Später aber, wenn man Selbstbeherrschung erworben hat, jene theuer erkaufte Kunst, da liegen die Gefühle nicht mehr so unverdeckt da, daß sie ebenso leicht gesehen als verletzt werden können. Der Schleier der Selbstbeherrschung ist groß und kunstreich; Falte reiht sich an Falte, und in jeder birgt sich ein vollgeschriebenes Blatt, das dann in den großen Folianten der Erfahrung eingebunden wird. Auf dem allerinnersten Blatte kann man von dem jungen Frühlingstraume lesen, einer gepreßten Rose, die verwelkt ist und nun zwischen den Zeichnungen der Erinnerung verwahrt wird.

Aber Hedwig hatte noch weit bis dahin. Sie hatte noch nicht die erste Falte gelegt, obschon sie täglich bemüht war, sie niederzupressen.

Am Abend desselben Tages entfloh sie dem muntern Lärmen im Tanzsaale, entfloh nach den dunkelsten Gängen des Gartens. Es quälte sie etwas mehr als gewöhnlich; sie lag auf der Rasenbank und schluchzte laut, wie man mit sechszehn Jahren schluchzt.

Was war es denn für ein bitterer Schmerz, der sie getroffen hatte? Wir müssen der Sache nachforschen. Ei, ei, Richard hatte sie mitten im Walzer stehen lassen! Damit verhielt es sich so:

Isabelle mußte, um einen Walzer mit Richard tanzen zu können, dem Kammerherrn einen zweiten zusagen. Sie war schon müde und fühlte, daß sie that, was sie nicht thun sollte: auch hatte sie noch nicht Ein Mal herumgetanzt, als sie sich genöthigt sah, aufzuhören; und Richard, der sie einen Augenblick gegen den Thürpfeiler lehnen sah, vergaß Hedwig, den Ball und Alles außer ihr. Seine Dame loslassend eilte er nach der Thüre. Isabelle nahm sogleich seinen Arm, und er führte sie nach dem Sopha in dem andern Zimmer.

„Verlaß mich, verlaß mich augenblicklich, Richard!" Aber der Oberst, die Majorin, Virginie und Fräulein Gunilla waren schon hinten nach. Frage um Frage, Rath auf Rath.

Durch eine Anstrengung, die nur in ihrem Auge und im Schwellen der Stirnader sichtbar wurde, brachte sie es dahin, ruhig, kalt, beinahe regungslos dazusitzen. „Warum, ums Himmelswillen, dieses Wesen? Es ist ja gar nichts. Ich kann das Walzen nicht ertragen. Seyd doch nicht unruhig, sondern laßt mich nur eine kleine Weile allein!"

Nach einigen Widersprüchen und erst als ihre Ungeduld sichtbar hervortrat, erfüllte man ihren Wunsch. Bringe mir meinen Shawl!" flüsterte sie Virginien zu, die schleunig damit zurück kam; aber vergebens bat Virginie, da bleiben zu dürfen. „Meine Liebe," sagte Isabelle und bemühte sich zu lächeln, „ich wäre in Verzweiflung, wenn ich den Kammerherrn des möglichst besten Ersatzes für

mich beraubte! Geh', Geh'!" Es lag in den letzten Worten beinahe etwas Befehlendes — Virginie ging.

Sobald Isabelle allein war und sogar die Thüre verriegelt hatte, fiel ihr die entlehnte Maske vom Gesicht. Sie riß beinahe das Kleid auf, löste alle Bänder und sich in ihren Shawl hüllend warf sie sich auf den Sopha und drückte den Kopf tief hinab in die Kissen. Wenn jemand sich selbst beherrschen konnte, so war es sie, das bezeugte das zerknüllte, zerbissene Sacktuch. Man hörte keinen Laut von innen, aber Isabelle hörte, wie ihr Vater draußen zu der Majorin sagte: „Nur ein kleiner Schwindel! Es ist etwas schwül hier im Saal. Ich glaube, sie ist eingeschlafen."

Nach einer ewig langen Stunde erhob Isabelle ihren Kopf aus den Kissen, stand auf und trat vor den Spiegel. Sie sah entstellt aus; allein sie erschrack nicht darüber. Schmerz und Demuth lag in dem schwachen Lächeln, womit sie sich betrachtete, nicht Entsetzen. Mit einem kleinen Schildkrötenkamm, den sie aus dem Zopfe zog, glättete sie ihr Haar und kräuselte die Locken; und nachdem sie ihre Stirne und ihre Wangen mit einigen Tropfen kölnischen Wassers, das Virginie ihr zurückgelassen, gewaschen hatte, heftete sie ihr Kleid ganz lose zu, und drapirte sich mit dem Shawl. Dies letztere nahm keine geringe Zeit hinweg, nnd es war nicht zu läugnen, daß sich in jeder Falte eine kleine Koketterie barg. Als die Toilette beendigt war, und ihre Züge wieder die gewöhnliche Gleichmüthigkeit angenommen hatten, ging sie nach der Saalthüre, aber noch einmal kehrte sie um, um einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel zu werfen. Er gab eine befriedigende Antwort: Die Haltung war stattlich, die Stirne glatt, die Augen ruhig und klar — kaum ein leichter Schatten ließ ein verschwundenes, flüchtiges Uebelbefinden erkennen.

Sie trat in den Saal, Jedermann umringte sie; aber Richarden sah sie nicht. Fragen und Hoffnungen regneten auf sie herein, und alle wurden mit der größten

Artigkeit beantwortet. Sie befinde sich jetzt vollkommen wohl, und wisse selbst nicht, ob es das Tanzen, die Hitze oder ein Glas Wasser gewesen sey, was das Uebel veranlaßt habe — wahrscheinlich Alles zusammen — und deßhalb wage sie heute Abend nicht mehr zu tanzen. Isabelle wußte wohl, daß sie zum letzten Mal getanzt hatte: Diese Bewegung, sowie der Zwang sich „Toilette machen" zu müssen, war ihr höchst peinlich und unerträglich; und während der letzt verflossenen Stunde hatte sie bei sich selbst das Gelübde gethan, ihre Schmerzen nicht durch zwei Dinge vermehren zu wollen, die sie vermeiden könnte.

Aber wo war Richard? Wo war das kleine Fräulein?

Schluchzend lag Hedwig auf der Rasenbank, wohin sie geflohen war, nicht als Richard sie verließ, sondern als er von Isabellen zurückkam, ohne nur mit dem geringsten Worte der Entschuldigung zu ihr zu treten. Bei diesem so harten Verfahren konnte das kleine gequälte und gepreßte Herz der Sehnsucht nicht länger widerstehen, ihre Bitterkeit in Thränen aufzulösen: im Ballanzug, wie sie war, schlich sie sich hinaus und flog mit beschleunigten Schritten in den Garten hinab.

Richard vermißte sie nicht — sie beherrschte nicht Einen Gedanken in seiner Seele — aber in seiner eigenen Angst von dem Geschwätz und den Bemerkungen der Gesellschaft belästigt, schlug auch er einige Augenblicke später, den Weg nach demselben Orte ein.

Sein ganzes Wesen blieb jedoch in dem Zimmer zurück, aus dem er eben verwiesen worden war. Mit gekreuzten Armen ging er auf und nieder, der Angstschweiß perlte von seiner Stirne herab. Er bemerkte nicht, daß sein Fuß die schönen Blumen der Rabatten zertrat, daß sein Kopf an die Baumäste stieß. Er ging und ging, und fühlte nicht, daß der Wind immer stärker um ihn herbrauste, bis er am Meeresstrande stand, wo ein kalter, scharfer Nordwind blies. Hier warf er sich nieder.

Es war ihm eine Wollust, im Nachtthaue zu baden, und zu fühlen, wie die See ihren Athem in den seinigen hauchte.

Das Leben bietet so viele Tage, die nur eine Kopie von früheren sind. Sie bilden sich zu einem ganzen Jahre; und ehe ein einziger Wechsel die stille Einförmigkeit gestört hat, ist das Jahr verschwunden und ein neues zieht heran. Es reißt seine Pforten auf und jeder Tag, der über seine Schwelle tritt, ist ein Schöpfungstag, ein ganzes kleines Leben für sich. So stand nun Richard von lauter Schöpfungstagen umgeben. Bis zu dem zwanzigsten Jahre war sein Leben eine schöne, heitere Luftspiegelung gewesen. Er trat in das einundzwanzigste, und es gab und nahm abwechslungsweise, was nur genommen und gegeben werden kann: Herz, Liebe, Frieden, Ruhe nahm es von ihm, und gab Hoffnung, Argwohn, Schmerzen, Unruhe, Stürme und Todespein.

Nein, diese Unruhe war nicht auszuhalten, und zurück flog er durch die einsamen Gänge des Gartens ... Aber wer ist hier? Er prallte heftig zurück. Diese Töne ... Er beugte sich zu der Rasenbank herab. Die junge Hedwig erhob ihren Kopf, aufgelöst in unaufhaltsamem Schmerz. Sie erkannte Richard, stieß einen heftigen Schrei aus und floh davon, die Hände vor dem thränenvollen Antlitz.

Einen Augenblick stand Richard unentschlossen; aber ihre Schritte wandten sich nicht dem Hause zu. Vielleicht, wahrscheinlich sogar wollte sie dahin; aber sie wußte in ihrer Verwirrung nicht, wohin sie ging, und so eilte sie den Abhang des Meerstrandes hinab. Aber nicht lange und Richards Hand erfaßte die ihrige.

„Fräulein Hedwig, um Gotteswillen, lassen Sie mich Sie hin einführen!"

„Ich gehe ja hinein — lassen Sie mich!" rief sie in wilder Angst.

„Nein, Sie thun es nicht. Sehen Sie, da liegt ja die See; da geht es nicht heim!"

„Das ist gleich, ich beschwöre Sie, Herr Lieutenant,

lassen Sie mich! So viel wenigstens wird Lieutenant Richard für mich thun können, wenn ich ihn darum bitte?"

„Fräulein Hedwig!" — er zog ihren Arm unter den seinigen — „ich würde viel, sehr viel für Sie thun! Hören Sie mich jetzt, lassen Sie uns umkehren, und erlauben Sie, daß ich die unvorsätzliche Beleidigung abbitte, die ich Ihnen vorhin zufügte, als ich so . . . Aber Fräulein Hedwig hört mich nicht?"

„O doch, ich höre und es bedurfte keiner Abbitte — der Herr Lieutenant konnte in seiner Angst nicht an all die Kleinigkeiten denken, die der Gebrauch aufgebracht hat."

„Nein, wahrhaftig, das war mir nicht möglich! Wie gut Sie doch sind, Fräulein, daß Sie mich entschuldigen! Aber ich bin in Todesangst, das gnädige Fräulein möchte sich erkälten!"

„Das hat nichts zu bedeuten — wie steht es jetzt mit ihr?"

„Ich weiß es nicht; ich war eine Zeit lang hier außen!"

„Der Herr Lieutenant muß also wohl ungeduldig seyn, es zu erfahren — haben Sie die Güte und gehen Sie voraus; ich komme gleich nach!"

„Nein, das thue ich durchaus nicht! Es ist mir unmöglich Ihnen hierin zu gehorchen!"

„Und was denkt der Herr Lieutenant jetzt von mir?" rief sie, und riß ihren Arm heftig aus dem seinen. „Ich bitte Sie, sagen Sie es Niemand, daß Sie mich so hier fanden! Versprechen Sie mir, es Isabellen nicht zu sagen!"

„Theuerstes Fräulein Hedwig, ich denke, Ihre reine, unschuldige Seele hat sich auf einen Abweg verirrt, von dem sie sich jedoch bald wieder zurecht finden wird. Dieses warme, gute Herz werde ich gewiß noch einmal glücklich in diesem Leben finden; und bei dem Gott, der sieht, wie tief und brünstig ich für den Frieden und das Glück des Fräuleins bete, bei ihm, der sieht, wie groß mein Vertrauen auf Fräulein Hedwigs Stärke ist, schwöre

ich, daß diese Stunde ein Geheimniß zwischen uns bleiben wird!"

„So lassen Sie mich denn vorausgehen!" flüsterte sie kaum hörbar. „Ich werde durch die Hintertreppe auf mein Zimmer kommen; und fragt Jemand, so verlasse ich mich auf Ihr Versprechen. Der Herr Lieutenant glaubt doch nichts Böses von mir?"

‚Ich glaube, daß Sie das unschuldigste und engelreinste Geschöpf Gottes sind, Fräulein!" Er drückte ihr rasch die Hand, und sie flog fort.

Etwa eine halbe Stunde nach Isabellens Wiedererscheinen, trat Richard — er hatte sich ein paar Minuten auf seinem Zimmer verweilt — in den Saal. Wie freudig war er nicht überrascht, da er seine Cousine in einer lebhaften Unterhaltung mit einigen Personen aus der Gesellschaft begriffen fand! Er näherte sich ihr und nahm den Platz hinter ihrem Stuhle ein. Sie lächelte, und sagte ihm, sie sey schon über eine halbe Stunde außen; aber erst eine gute Weile nachher bekam er tröstlichere Worte. Ein alter, artiger Herr verließ seinen Platz, den Richard sogleich in Beschlag nahm; und da er dadurch neben sie zu sitzen kam, flüsterte sie, indem sie sich schnell hinabbeugte, um die Garnirung ihres Kleides in Ordnung zu bringen, ihm zu: „Sey ruhig, lieber Richard; es hatte wahrhaftig nichts zu bedeuten! Aber ich hätte nicht walzen sollen."

„Wollte Gott, wir wären wieder zu Hause! Du genirst Dich hier zu sehr."

Richard ahnte nicht, daß Isabelle sich um seinetwillen und nicht wegen der Fremden genirt hatte, und daß sie heute nur deßhalb „große Toilette gemacht" hatte, damit er sie besser glauben sollte, als sie wirklich war. Sie antwortete nichts, aber jetzt entstand ein neuer Aufstand; und während sich die Tanzenden zur Quadrille ordneten, hatten jene wieder Gelegenheit, ein paar Worte zu wechseln.

„Wo warst Du, Richard? Als Du hereinkamst,

sahst Du bleicher und verstörter aus als ich, wo ich hinausging."

„Das glaube ich wohl. Aber wie soll ich denn in solchen Stunden der Angst anders aussehen?"

„Du mußt viel stärker seyn, Richard!"

„Das wäre ich, Isabelle, wenn ich die Gefahr vor Augen sehen dürfte. Wirst Du denn nie vollkommen aufrichtig gegen mich seyn?"

„Es macht mir die unerträglichste Pein, von dieser Sache sprechen zu müssen; aber ich will Dir Deinen Wunsch dennoch nicht rund abschlagen — später vielleicht . . ."

Richards Brust entfuhr ein schwerer Seufzer. Wann und wie sollte er sie wohl erringen?

„Wo ist Hedwig?" fragte Isabelle und sah sich um.

„Ach," rief Virginie, die eben zu ihnen herkam, „Hedwig hat den Ball verlassen, und ist zu Bette gegangen. Ich laufe jetzt zu ihr hinauf und will sehen, wie es steht."

„Ich wünsche, wie Du, Richard, daß wir zu Hause wären; und vermag ich Etwas über Papa, so reisen wir morgen oder spätestens übermorgen."

„Kannst Du ihn aber nicht dazu bewegen, und ich zweifle sehr daran, denn der Onkel gefällt sich hier sehr, so — Du verzeihst mir gewiß — verlasse ich Mörkedal."

Isabelle warf einen ungewöhnlichen Blick auf ihn. „Wie, Richard, das könntest Du?"

„Ich m u ß es!"

„Wirklich? Es ist also etwas vorgefallen? Richard" . . .

„Isabelle?" er sprach nur dieß eine Wort, aber es drückte einen so hohen Grad von Unmuth aus, daß es ihr genug war.

„Wir reisen Alle zusammen!" sagte sie schnell.

Am folgenden Morgen, als der Oberst noch im Schlafrock und den Pantoffeln herum strich, um sich auf

das Geschäft der Toilette vorzubereiten, pochte es an der Thüre. „Erlaubt Papa, daß ich hereinkomme?“

„Ei, ei, ei, was ist das, bist Du schon auf, Isabelle?“ Der Oberst öffnete. „Wie Du selbst siehst, mein Kind, bin ich noch durchaus nicht in der Ordnung, um Damenbesuche zu empfangen.“

„Man nimmt es wohl nicht so genau zwischen Vater und Tochter!“ sagte Isabelle und räumte eine Sophaecke aus, und setzte sich darein.

„Es können allerdings einige kleine Freiheiten zwischen so nah' verwandten Personen gestattet werden. Allein es gehört doch zu einer vollkommenen Erziehung, daß man sie nie überschreitet oder vielmehr ihnen nicht zu nahe tritt.“

„Hat Papa schon an unsere Heimreise gedacht?“ fragte Isabelle ohne weitere Einleitung.

„An die Heimreise — wir waren ja noch nicht die ausgemachten acht Tage hier; und dann ist es immer noch Zeit genug davon zu sprechen! Ich dächte doch, Du wirst so fètirt, daß Du die letzte seyn solltest, die auf Heimreise dringen könnte.“

„Papa weiß, daß ich mich allzu wenig darum bekümmere. Ich kam jetzt her, um Papa etwas zu sagen, was ich Niemand Anderen sagen will oder muß, nämlich daß mein gestriges Unwohlseyn sehr ernster Natur war, und daß ich noch heute heimzufahren wünsche.“

„Heute — das ist ja ganz unmöglich!“

„Also morgen?“

„Noch weniger, meine Liebe! Du weißt ja, daß wir da bei Baron P—s in Ryd — zu Mittag speisen werden. Wir können nicht so unhöflich seyn, seiner Einladung auszuweichen.“

„Wenn ich krank bin?“

„Aber, meine liebe Isabelle, ich kann wahrhaftig nicht entdecken, daß Du im Geringsten krank bist! Ueberdies verräthst Du durch diesen Einfall sehr wenig Liebe

zu Deinen Verwandten. Du siehst doch gewiß ein, was sich möglicherweise für Virginien gewinnen ließe, wenn wir hier bleiben. Das ämable Attaschement des Kammerherrn ist ja offenbar; und ich fühle mich wahrlich gerührt, wenn ich daran denke, daß Virginchen ein solches Glück machen könnte. Sollte es sich indessen über alle Erwartung so glücklich gestalten, daß er um das ärmste Fräulein in der Provinz anhält, so geschieht es natürlich nur wegen ihrer Familienverbindungen; und deßhalb halte ich es für meine heilige Pflicht, bei dieser Gelegenheit nicht durch Gleichgiltigkeit ein Glück zu verscherzen, über das man sich wahrlich verwundern kann, ja ein Glück, das selbst Dir, mein Isabellchen, wohl anstehen würde!"

Mit ganz eigenen Blicken folgte Isabelle dem beredten Geberdenspiel, womit ihr Vater seine Rede unterstützte. „Herr Gott," rief sie endlich aus, „es ist doch merkwürdig, was für eine Passion Papa für die Verheirathungs-Diplomatie hat. Papa weiß ja noch gar nicht, ob diese Sache Virginien nur halb so angelegen ist?"

„Isabellchen," erwiederte der Oberst, und barg seinen Aerger unter einem Lächeln, „Virginie besitzt weder Schönheit noch Reichthum, aber, was sehr gut ist, auch keine Kapricen. Sie weiß, daß es sich für ein wohlerzogenes Mädchen ziemt, einer Bewerbung keine direkte Aufmunterung zu geben, und ihre Sittsamkeit hält sie natürlich davon zurück. Es ist deßhalb an uns Andern, den Willen des Schicksals wenigstens nicht entgegen zu arbeiten. Noch habe ich weder ihrer Mutter noch Richard einen Wink über meine Vermuthung gegeben; denn ich will sie nicht mit Hoffnungen bethören, die noch ungewiß sind. Doch bin ich der Meinung, daß es Richard wohl anstünde, dem Kammerherrn mehr Aufmerksamkeit zu erweisen."

„Ich hoffe, Richard wird sich nie herabgeben, und

kriechen und Komplimente machen, damit seine Schwester einen Mann bekommt. Und ein so liebes Mädchen, wie Virginie, wird wohl auch ohne anderer Leute Bemühungen heirathen."

„Ja, irgend einen armen Lieutenant, das ist möglich! Vielleicht gefällt Dir eine solche Parthie besser?" In dem Tone, womit der Oberst dieß aussprach, lag etwas, das, wie Isabelle recht wohl merkte, eine persönliche Anspielung seyn sollte.

„Ein armer Lieutenant," versetzte sie ruhig, „kann eine ebenso gute Parthie seyn, wie ein reicher Kammerherr, falls er den Vortheil vor dem Andern voraus hat, daß er geliebt wird."

„So, so, eine ebenso gute Parthie? Es sollte mich nach dieser Aeußerung nicht sehr wundern, wenn ich eines Tages durch Dich gerechtfertigt sähe, wovon Jedermann flüstert."

„Wenn Papa die Güte haben und sich deutlicher ausdrücken will, so wird es mir leichter werden, auf diesen Wink eine Antwort zu geben."

„Wenn Du es denn wünschest, so will ich Dich davon benachrichtigen, daß Jedermann mit Erstaunen bemerkt, was ich bisher aus Zartgefühl übersehen habe, daß Du nämlich Richard handgreiflich auszeichnest, und, ich darf es wohl sagen, aufmunterst. Bisher ist es jedoch, wie ich hoffe, Niemand eingefallen, zu glauben, daß Du die Absicht haben solltest, Dich mit Deines Bruders Verwalter zu verbinden."

„Für gegenwärtig steht ja mein Vetter diesem Amte noch nicht vor; und wenn er um mich werben sollte und es sich um eine Heirath handelte, so könnte er sich ja selbst ein Gut kaufen."

„Wenn, ja," sagte der Oberst mit einer Miene, die scherzhaft seyn sollte. „Doch, mein Kind, wir dürfen über so delikate Dinge nicht spaßen! Ich leitete unser Gespräch nur deßhalb auf diesen Punkt, weil ich Dich

darauf aufmerksam machen wollte, daß das auszeichnende Wohlwollen, das Du Richard zeigst, sehr leicht gewisse Einbildungen in dem armen Jungen erregen könnten. Für Dich ist das ein Spiel, für ihn nicht so: ich fürchte, er ist schon ernstlich gefesselt. Und damit nicht genug, mein Kind, wenn Du so fortfährst, wird die Welt gewiß glauben, du wollest diese Mesalliance eingehen, und schon der Schein hievon muß vermieden werden!"

Es war manche beherzigenswerthe Wahrheit in dem, was der Oberst über Richard gesagt hatte, und die Isabellen traf; sie fühlte jetzt, wie schon oft vorher, daß sie Unrecht daran thue, eine Erklärung über das einzige Verhältniß, das zwischen ihnen bestehen konnte, zurückzuweisen. Der Oberst, der sie still und gedankenvoll sah, war gewiß, daß seine Worte in einem anderen Sinne gewirkt hatten, und fuhr daher mit vieler Selbstzufriedenheit fort: „Ja, mein Kind, da würde die Welt dann sagen: „wie sonderbar, daß das reiche, elegante Fräulein v. X— einen armen Lieutenant gewählt hat, der keinen Heller in der Tasche hat;" und ferner würde man —"

„Lieber Papa," unterbrach ihn Isabelle, „es ist jetzt genug mit der Welt! Ich für meine Person werde mich nie im Geringsten darum bekümmern, ob sie sagt, ich wolle mich mit Richard verbinden, oder nicht. Er ist ein so durchaus rechtschaffener und braver Mann, daß darüber gar nichts zu bemerken ist."

Jetzt wußte der Oberst nicht, wo er den Faden aufnehmen sollte. Er stellte sich daher in der ehrfurchtgebietendsten Haltung gerade vor Isabellen und fixirte sie mit der ganzen Kraft eines Blickes, der unwiderstehlich seyn sollte.

„Mein Gott, wie spaßhaft Papa ist!" sagte Isabelle lächelnd. „Wäre es denn eine Mesalliance, wenn ich mich mit Papas Günstling verheirathete?"

„Günstling!" erwiederte der Oberst. „Man kann mancherlei Arten von Günstlingen haben. Richard wird

doch wohl nicht die Unverschämtheit gehabt haben, wirklich um Dich anzuhalten?"

„Noch nicht; allein ich will so aufrichtig seyn und Papa sagen, daß ich täglich darauf warte, daß er es thun soll."

„Wirklich hübsch! Höchst aimable! Du wartest, daß er um Dich anhalten soll, und Du willst ihm natürlich Dein Jawort geben?"

Wenn Isabelle jetzt bei Laune oder zum Scherz gestimmt gewesen wäre, so würde sie sich vielleicht an der Angst ihres Vaters geweidet haben. So aber that sie dieß nicht; es hätte zu einem für Richard unangenehmen Mißverständnisse führen können.

„Seyen Sie überzeugt, Papa," sprach sie mit großem Ernst, „daß, wenn keine andern Gründe gegen diese Parthie vorhanden wären, als Richards Armuth und sein noch unbedeutender Rang, diese gewiß keinen Einfluß auf meine Wahl hätten; denn der erstern wäre durch unsere Verheirathung abgeholfen, das zweite machte sich mit der Zeit; aber es sind andere Gründe vorhanden. Ich schätze Richard hoch, mehr als irgend einen Mann, den ich früher kennen gelernt — aber aus Ursachen, die nicht einmal er erfahren darf, werde ich nie sein Weib."

„Es würde also gar wenig Zartgefühl verrathen, wenn ich diese Ursachen erforschen wollte?" erwiederte der Oberst mit einem freudestrahlenden Gesichte. „Ich habe stets ein großes Vertrauen in Deine Urtheilskraft gesetzt, Isabelle, und ich gestehe, daß ich, obschon auch ich Richard sehr schätze, mit Freude sehe, daß ich mich nicht in Dir getäuscht habe. Es ist jedoch noch Etwas vorhanden, dessen Mittheilung mir ganz besonders angenehm wäre, nämlich die Veranlassung zu Deinem Einfalle, ihn als Deinen erklärten Liebhaber gelten zu lassen?"

Allein dieß war eine Mittheilung, die sich Isabelle keineswegs geneigt fühlte, zu machen. Sie konnte nicht sagen, welch ein unbeschreiblich großer Genuß es für sie war, nur mit ihm in jenem unbestimmten, aber doch

vertraulichen Verhältnisse zu stehen, das zur Folge hat, daß andere Männer sich überflüssig fühlen, kurz, wo Niemand bestimmt weiß, aber Alle errathen, daß dieses Schwanken zwischen einem feineren Hofmachen und der bestimmten Bewerbung endlich zu einer offenen Verbindung führen werde.

Der Oberst wartete indessen auf eine Antwort und nach einigen Augenblicken des Bedenkens sagte Isabelle: „Wenn es wirklich so ist, daß mein Verhältniß zu Richard dieses Aussehen hat, so ist dieß doch nicht in Folge eines besondern Planes so. Zwischen Verwandten, die stets mit einander leben, entsteht oft, ohne daß man es weiß, oder selbst eine Aufmerksamkeit darauf heftet, eine Vertraulichkeit, welche auch die Aufmerksamkeit Anderer nicht erwecken sollte. Und sieht denn Papa, der die Zartheit solcher Dinge so gut zu beurtheilen versteht, nicht ein, daß eine Veränderung hierin treffen Nichts anderes hieße, als verkündigen, daß wirklich eine Verbindung im Werke gewesen sey?"

„Ja, wahrhaftig, Isabellchen, hierin hast Du Recht; und da Du so viel Vertrauen zu meinem Takte gezeigt hast, um die Sache mir anheimzustellen, so werde ich sie auch wohl in ein passendes Licht zu setzen wissen. Was aber soll aus Richard werden? Er sollte doch je eher desto besser darüber in's Klare gesetzt werden, woran er sich zu halten hat; ich fürchte, er schwebt in einem verderblichen Wahne."

Eine tiefe Röthe flog über Isabellens Wangen, als sogar ihr Vater, der eigensüchtigste der Menschen, mehr auf Richards Wohl Bedacht zu nehmen schien, als sie selbst. Das konnte doch im Grunde nicht möglich seyn. Aber das Herz, wie stark es auch immer seyn mag, hat seine großen, großen Schwachheiten. Isabelle war entschlossen, für Richards künftige Ruhe das größte Opfer zu bringen, aber dennoch wollte sie den Faden, der sie von dem ersten Schritte zu diesem Opfer trennte, noch so lange als möglich ausspinnen.

„So lange," sprach sie, „Richard nichts äußert, was mich zu einer solchen Erklärung berechtigen kann, ist es mir auch unmöglich, ihn über meine Denkungsart in's Klare zu setzen; sobald er dieß aber thut, kann Papa sicher seyn, daß er keine Minute länger in Ungewißheit schweben soll."

„Vortrefflich, liebe Isabelle! Dieß ist Alles, was das strengste Zartgefühl verlangen kann. Wenn Du aber die geringste Rücksicht auf meine Wünsche nimmst, so mache keine Scenen, sondern laß es mit so wenig Eklat als möglich ausgehen! Es ist immer unangenehm, der Welt etwas zum Schwatzen zu geben; und ich hoffe, Richard braucht darum Tyringsholm nicht zu verlassen."

Isabelle wagte in dieser Angelegenheit Nichts zu hoffen; und da es hohe Zeit war, auf etwas Anderes überzugehen, so wiederholte sie ihre erste Frage: „Wir reisen also heute oder spätestens morgen, Papa? Ich muß nothwendig heim!"

„Aber, meine Kleine, Virginiens Glück so den Winden und Wellen zu überlassen — nein, das kann ich mir nicht erlauben."

„Wenn es so ist," fiel Isabelle ein, „so kann ja Virginie unter Papa's Schutz hier bleiben? Die Tante wünscht gewiß, wie ich, nach Hause zu kommen, und Richard wird unser Beschützer seyn."

„Wahrlich, das wäre nicht so übel! Ich weiß nur nicht ganz genau, ob es sich auch recht schickt; ich möchte nicht, daß die Welt auf die Möglichkeit schließen könnte, ich lasse Virginie wegen des Kammerherrn da bleiben."

„Ja, es ist schwer zu wissen, was die Leute für gut finden würden, darüber zu sagen, und ich glaube, die Tante kann diese Sache am besten beurtheilen. Aber reisen müssen wir auf irgend eine Art."

Der Oberst fühlte, daß die Majorin nicht wohl ihre Einwilligung dazu geben konnte, Virginien da zu lassen, und gab deßhalb nach; und nachdem die vielen und artigen Einwendungen des Generals besiegt waren, wurde

die Abreise auf den folgenden Tag festgesetzt. Vorher hatte jedoch der Oberst noch die außerordentliche Freude, Isabellen berichten zu können, daß der Kammerherr sich ausgebeten habe, bei seiner Rückreise nach Stockholm, vierzehn Tage später, einen Besuch in Tyringsholm abstatten zu dürfen.

„Nun, was sagst Du jetzt, Isabellchen? Auf meine Ehre, es ist mir zu Muthe, als ob ich vor Freude lachen und weinen könnte. Unsre arme gute Virginie einen solchen Mann bekommen! Bedenke nur, wenn ich die Reise hieher nicht gemacht hätte! Ich war stets in Unruhe wegen der Zukunft des Mädchens, und ich schätze mich glücklich, auf diese Art sie gesichert zu haben."

Der Oberst bedachte nicht, daß die Reise nach Mörkedal auch ohne seine Gesellschaft dasselbe Resultat hätte liefern können.

Hedwig hatte sich seit dem Ballabend nicht mehr sehen lassen; jetzt aber kam sie herab, um dem Abschiedsfrühstück anzuwohnen; und wenn der Kapitän noch da gewesen wäre — er war vor drei Tagen zu den Exerzitien abgereist — so würde er bestimmt gesagt haben, daß „das kleine Fräulein sich tapfer hielt." Denn ihre Augen, waren sie auch nicht so hell wie gewöhnlich, sahen doch keineswegs aus, als seyen sie weder mit der Sonne noch dem Meerrettig in nähere Berührung gekommen; und nicht einmal als Richard ihre Hand mit Rührung an seine Lippen führte, überließ sie sich ihren überschwellenden Gefühlen. Sie wollte, daß er ihr das Einzige zurücklasse, was er ihr geben konnte: seine Achtung, und diese las sie in seinem Blick.

Schon waren Alle vor den Hof hinausgegangen, um die Abreisenden an den Wagen zu geleiten, als Hedwig noch allein im Saale stand und sich gegen den Thürpfeiler lehnte. Ihre Wange war schneebleich und die zarten Glieder zitterten heftig.

„Lieber Richard, meinen Beutel!" rief die Majorin.

Er flog wieder hinein. Er sah Hedwig. Bebend umfaßte sie immer fester ihre Stütze.

„Theuerstes Fräulein Hedwig!"

Sie winkte mit der Hand ein stummes Lebewohl.

Richard achtete ihren Schmerz: er näherte sich ihr nicht. Aber so wie sie ihm damals erschien, blieb sie in seinem Gedächtnisse stehen, auch nachdem Jahre und Stürme jene wellenähnlichen Hügel fortgerissen, zerstreut und wieder geebnet hatten, die wir auf unserer Lebensfahrt hinan- und hinabklimmen.

Vierzehntes Kapitel.

Es war Samstag Abend. Schön und frisch geordnet lag der freundliche Kirchhof um die Tyringsholmer Kirche. Die Sonne glänzte über die Gräber, und die Vögel mischten ihre Abendhymne mit den letzten Tönen der Orgel. Die weißen Tauben waren schon vom Dache herabgekommen, um ihr Futter zu holen.

Da ward der Schlüssel der Kirchthüre gedreht. Der alte Kapellmeister zeigte sich auf der Schwelle, begleitet von Marien, auf deren süßem, lieblichen Antlitz eine stille Verklärung ruhte. Sie setzte sich neben ihre Lieblinge, und reichte ihnen wie gewöhnlich den kleinen bis auf die Letzte versteckt gehaltenen Schatz.

„Ich meine, Du bist jetzt zu alt zu einer solchen Spielerei!" sagte der Alte, nicht so freundlich, wie er sonst mit seiner Tochter zu sprechen pflegte. „Es wäre besser, Du brächtest der Mutter zu Hause einigen Nutzen!"

„Ich habe von der Mutter die Erlaubniß erhalten, zu des Beisitzers gehen zu dürfen: ich muß mit Anna etwas über das Brautkleid sprechen, das sie mich gebeten hat für sie zu nähen." Und tief beugte sich Marie zu den weißen Tauben herab; gleichwohl bemerkte der Vater die aufblühenden Rosen auf ihren Wangen.

„Ja," sagte er, „Beisitzers Anna erhält einen Mann

und ein Brautkleid in Zucht und Ehren! Sie strebt nicht weiter, als ihre Flügel sie tragen können. Wie es dagegen mit Dir geht, das ist eine andere Frage, da Du Dich für zu gut hieltst, um einen so braven Burschen wie den Kommissär zu heirathen."

„Ach, Vater, es wird schon recht mit mir gehen," meinte Marie tröstend.

„Ja, an Hoffnungen und Einbildungen fehlt es bei Dir nicht, wie ich sehe; aber das wird wohl auch Alles seyn, wenn nicht gar noch etwas Schlimmeres herausspringt! Aber das sag' ich Dir, Marie, wenn er seine Spaziergänge wieder anfängt, — ich sehe ihn hie und da um das Meßnerhaus herumlaviren — so — jetzt paß' auf, was ich sage — schicke ich Dich fort! Ich habe immer noch meine Auswege."

Marie schwieg und zupfte an der Schürze, und der Vater Meßner, der sah, daß er nicht in den Wind gesprochen hatte, befahl ihr in etwas sanfterem Tone, Perssas' Niklas zu besuchen.

Die Kirche und der Kirchhof lagen ziemlich hoch, wogegen der Hügel sich gegen das Meßnerhaus zu abdachte; und der Alte war kaum zur Hälfte den Abhang hinab, als Jemand mit solcher Heftigkeit über die gegenüberliegende Mauer sprang, daß Marie und die Tauben davon eilten; sie nach der Ostseite der Kirche, und die Tauben in Kreisen flatternd auf das Dach hinauf.

Aber lief denn Marie nur zum Scherze, oder wie kam es, daß die Person, vor der sie auf der Südseite floh, sie ohne Schwierigkeit fing, als beide an der östlichen zusammentrafen? Geschah dies vielleicht deßhalb, weil sich der Weg an der erstern nach mehreren Richtungen theilte, während die letztere von Felsen begränzt war, wo sich nur ein ungebahnter Pfad vorfand, den kaum der verwegene Fuß eines Liebenden betreten konnte?

„Wie freudenreich sind nicht diese theuererkauften Stunden!" sagte Klas Malchus, indem er, den Arm um die Geliebte geschlungen, sie neben sich in das hohe,

weiche Gras zog. „Wie hab' ich nach Dir geschmachtet, Marie! Sage mir, ob Du die Minuten ebenso ungeduldig gezählt hast, wie ich?“

„Gewiß weit ungeduldiger!“ antwortete Marie leise und legte in schamhaftem Erröthen ihre Wange an seine Schulter. „Ich bekomme oft Scheltworte, weil es so langsam am Webestuhl geht; und es kommt nur von dem ewigen Rechnen her, das so viel Zeit wegnimmt. Ich wünsche oft, es möchte mehr als einmal in der Woche Samstag seyn.“

„Und wenn es dann jeden Tag Samstag wird, wenn Du einmal mein Weib bist, Marie — wirst Du mich dann auch ebenso lieb haben?“

„Ach,“ sagte Marie schnell und legte die Hand über die Augen, „ich habe nur eine Sorge; aber die begleitet mich auch beständig.“

„Du eine Sorge, Marie — welche denn?“

„Daß ich mich nie eines so großen Glückes werde würdig machen können, wie Du mir bereiten willst.“

„Gott gebe nur, daß das Alles wäre, Marie! Wohl bist Du dieses und eines noch weit höheren würdig.“

„Ja, aber wenn ich recht darüber nachdenke, und das thue ich oft, so sehe ich ein, wie vermessen es von mir, der einfältigen und unwissenden Marie vom Meßnerhofe, wäre, wenn ich — ich wage gar nicht zu sagen Baronin, obschon ich meine, daß es schrecklich hübsch klänge — die Frau eines reichen Barons werden wollte. Bedenke, wenn ein Tag käme, wo Du dasselbe meintest, wo Du mich vielleicht verachtetest und Dich an der schämtest, die Du einst lieb hattest! Ach, was würde dann aus der armen Marie werden? Dann wäre sie wohl für ihre Einbildung gestraft und wünschte gewiß, daß sie wieder mit ihren Tauben auf dem Kirchhofe säße, und daß sie nicht höher hätte fliegen wollen, als ihre Schwingen sie getragen. Aber sie wollte ja auf Deinen Schwingen emporfliegen — das war zu vermessen.“

„Nein, Marie, glaube das nicht!“ sprach Klas mit

einem Blicke, der aus seinem warmen Herzen herausstrahlte. „Setze Dich getrost auf meine Schwingen, meine liebliche weiße Taube; ich trage Dich nach meinem Neste. Aber wie war das Andere, Marie, meinst Du wirklich, es sey ein gar hübsches Ding darum, einmal Frau Baronin genannt zu werden? Du bist also ein wenig eitel, wie ich merke?"

Marie erröthete stark. „Ich glaube wohl, daß es sehr unrecht ist," sagte sie; „aber es kommt mir zuweilen so vor. Besonders . . ."

„Besonders?" wiederholte Klas lächelnd.

„Möchte ich gerne Ihro Gnaden angeredet werden."

„Gott möge mir verzeihen, Marie, aber ich glaube, Du bist gerade wie die andern Weiber! Bedenke aber, wenn ich jetzt bestimmt beschlöße, daß Du niemals weder Baronin noch Ihro Gnaden genannt werden solltest, sondern recht und schlecht Frau E—brand — was würdest Du dazu denken?"

„Ich würde dann wie immer denken," versetzte Marie demüthig, „daß Alles, was Du thust, gut ist; und wenn Du nicht wolltest, daß ich Baronin oder Ihro Gnaden hieße, so sey gewiß, daß es mir recht unangenehm wäre, wenn mich Jemand so nennte!"

Mariens Blick war so rein — die Wahrheit lag in ihm wie auf ihren Lippen — daß Klas sie keinen Augenblick wegen etwas Anderes als einer kindischen Eitelkeit im Verdacht haben konnte, die sie ja immerhin haben mochte, wenn sie sie ihm stets so aufrichtig wie jetzt anvertraute und sich in Allem seinem Willen und seinen Wünschen hingab.

„Nun, so sollst Du Ihro Gnaden heißen dürfen," sagte er schmeichelnd, „aber unter der Bedingung, daß dieß Deine größte Eitelkeit seyn wird!"

„Nein, das wird es doch nicht seyn," fiel Marie ein; denn meine größte Eitelkeit wird es seyn, wenn ich Dein Weib heißen darf. Ach, wie wird das herrlich

seyn, wenn Du mich anredest und sagst: ‚Mein Weib!‘ Das, das wird das Allerprächtigste seyn!“

Klas Malchus schloß sie fester an sich. „Mein gutes, mein geliebtes Weib sollst Du werden! Ich denke mir oft, wie Du in mein Zimmer eintrittst, so leise, so ordnend, so ruhig. Du hast jenen stillen, gemüthlichen Gang, den ich so sehr liebe. Du siehst dann nach mir hin und merkst Dir genau, ob was fehlt. Wenn ich dann aufblicke und Dich anlächle, dann schmiegst Du Dich herzu und legst Deinen Kopf wie jetzt an meine Schulter. Seh' ich nicht auf, dann weißt Du, daß ich mit einer Menge Gedanken beschäftigt bin, worin man mich nicht stören darf; und dann verschwindest Du wie ein guter Geist, der stets Frieden hinter sich läßt. Ich weiß, daß Du mir nahe bist, und darin liegt eben das unendliche Wohlbefinden.“

„Wie gut Du bist, daß Du mir das Alles sagst! Aber ich glaube gewiß, ich würde es auch ohne das so gemacht haben! Ich bin Dir auch dankbar, daß Du heute so viel sprichst. Ich weiß wohl, daß Du mich eben so sehr liebst, wenn Du schweigst; aber ich bin so vergnügt, wenn ich Deine Stimme höre.“

Dann möchte ich auch wohl gerne mehr mit Dir sprechen, meine süße Marie; allein erinnere Dich, daß mein größtes Glück stets im Stillschweigen besteht! Und deßhalb schweige jetzt, Du kleine Schwätzerin, und lege Deinen Kopf an meine Brust... So ist es gut!“ — —

„Ei der Teufel!“ sagte der alte Alfing, während er die eben angelangte Zeitung herumhantierte, „ich habe meine Brille in der Kirche gelassen!“ Und damit nahm er den Kirchenschlüssel vom Nagel und Hut und Stock aus der Ecke.

„Kann nicht Kajsa Lisa darnach gehen?“ schlug Mutter Christine vor; aber Alfing sah wohl an dem Gesicht der Mutter, daß der Vorschlag ihr nicht vom Herzen kam, denn Kajsa Lisa saß eben am Webstuhl mit der Kette in der Hand, und ihre Frau bäumte selbst

auf. Es wäre ein mißliches Ding gewesen, sie jetzt fortzuschicken.

„O nein, ich kann selbst gehen; sie würde die Brille auf keinen Fall finden!“ Und der Kapellmeister ging.

Nun wird sich wohl Niemand vorstellen, daß Baron Klas und Marie es an der Vorderseite des Kirchhofs gehen hörten; sie hörten auch nicht, daß die Kirchthüre sich öffnete, und Schritte auf der Treppe zur Emporkirche ertönten.

„Da liegst Du und schweigst!“ sagte der Kapellmeister zu seiner Brille, als er sie aus der Fenstervertiefung nahm, wobei er ganz zufällig hinausschaute. Aber bei dem Anblick, der dem ehrlichen Alsing hier zu Gesichte kam, ward sein Gesicht zehnmal röther als das des Engels, der mit der Posaune vor dem Mund über seinem Haupte hing.

Es war nahe daran, daß der Alte selbst Posaunen geblasen hätte. Marie, seine tugendsame, züchtige und sittige Marie, saß in halbliegender Stellung auf dem Grashügel zur Seite des Barons; er hatte die Arme um ihren Leib geschlungen, und sie leistete nicht den geringsten Widerstand bei den immerwährenden Küssen. Und wie sah sie im Gesichte aus! Wie Cherubim und Seraphim, und gar nicht wie sie nach der Meinung ihres Vaters von Rechtswegen hätte aussehen sollen, nämlich wie eine bußfertige Magdalena.

„So, so, ist es um die Zeit!“ sagte der Kapellmeister mit tiefer ausdrucksvoller Stimme, als er mit großen Schritten die Treppe hinabging. „Der Herr selbst wollte, daß ich die Brille vergessen sollte, um ihr auf die Spur zu kommen. Aber warte nur, Du schöne Jungfer, ich will Dir küssen!“ Und ehe Marie noch ahnte, daß sie verrathen war, während noch der Arm des Geliebten sie umschloß, griff die rohe Hand ihres Vaters in ihre Haarflechten.

„Auf, Du schamloses scheinheiliges Tugendmuster!

Auf, sage ich!“ schrie der Alte mit bebender Stimme. „Ehrst Du so Deine Eltern und das Haus Deines Gottes, Du ehr- und pflichtvergessene Tochter! Aber ich will sehen, ob ich Dir Deine Liebesgrillen nicht nehmen kann!“

„Seyd Ihr von Sinnen?“ brach Klas Malchus aus, der bei Mariens heftiger Bewegung aufgesprungen war und sah, wie der fast wahnwitzige Greis in das schöne Haar seiner Tochter faßte. „Haltet ein, sage ich! Laßt Marie augenblicklich los!“

„Packen Sie sich heim, Herr Baron und legen Sie sich nicht in meine Geschäfte; aber seyn Sie sicher, daß Marie an einen Ort kommen soll, wo sie weder Sonne noch Mond bescheint! Pfui Teufel, die Tochter eines ehrlichen Mannes zu verführen, ein unerfahrenes Kind in das Wolfnetz zu locken! Aber glauben Sie nur nicht, daß ich mich damit begnügen werde! Ich berichte alles dem Obersten; und setzt der Baron noch einmal einen Fuß über meine Schwelle, so...“

„Schon gut, schon gut, bemüht Euch nicht weiter!“ sagte Klas Malchus ruhig, und machte Mariens goldene Flechten aus den väterlichen Klauen los. „Könnt Ihr glauben, Vater Alsing, daß das Mädchen in meinen Armen nicht so gut verwahrt sey, als in Eurer Wohnung? Ei, ganz gewiß! Und hört jetzt, was ich sage: Marie ist meine Braut, und sobald ich mündig bin, wird sie mein Weib; da ich aber vorher keine Unruhe in meiner Familie machen wollte, so sind wir übereingekommen, bis in Herbst damit zu schweigen. Genügt Euch diese Erklärung, und wollt Ihr mir jetzt ohne weitern Lärm erlauben, daß ich Marien hie und da sehen darf?“

„Nein, meiner Seel'!“ sagte der alte Alsing, der in dieser Angelegenheit ein wenig mißtrauisch war, das thu ich nicht! Es ist gewiß eine große Ehre, vor der ich mich tief verneige, wenn der Herr Baron gedacht hat, sich mit Marien zu vermählen; aber sehen Sie, die Gedanken fahren und fliegen oft weit herum, und wäh-

rend der Herr Baron an das denkt, was erst nächsten Herbst geschehen soll, sitzt Marie vielleicht an einem schönen Morgen mit einem Kind im Schooße da. Nein, davor dank' ich! Mit meinem Wissen werden keine solche Komödien gespielt! Es soll ein offenes Spiel seyn! Entweder erkennt der Herr Baron Marie öffentlich für seine Braut an, oder verschaffe ich ihr einen Platz, wo es nicht so leicht seyn soll, sie allein zu treffen; denn sehen Sie, Herr Baron, ich bin zwar nur ein armer und einfacher Mann, aber ich habe ein so gutes Recht wie jeder Andere, die Ehre meines Kindes zu bewahren — falls sie noch eine haben sollte!"

Jetzt brach Marie in Thränen aus.

„Weine nicht, meine Geliebte!" bat Klas. Dein Vater zweifelt gewiß nicht, daß Du so rein bist wie die Lilie dort, obwohl er in seinem Aufbrausen so harte Worte spricht; und da Ihr, Vater Alsing, das Recht habt, es zu fordern, und Euch nicht mit etwas Geringerem begnügt, so gelobe ich Euch, mit meinem Vater zu sprechen, sobald er heimkehrt. Es wird, wie Ihr selbst einsehen werdet, kein so leichtes Ding seyn, seine und meiner Mutter Einwilligung zu erhalten, aber ich hoffe sie dennoch zu gewinnen. Sollte es dagegen so unglücklich ablaufen, daß ich sie nicht bekäme, so wird Marie doch auf alle Fälle meine Gattin. Und jetzt, Vater Alsing, gebt uns aus vollem Herzen Euren väterlichen Segen!"

„Aber, wie ums Himmelswillen!" sagte der Kapellmeister, und schaute mit großen Augen von dem Baron auf Marie, und dann wieder auf ihn, „ist es denn wirklich dem Baron Ernst, Marie zum Weib zu nehmen? Ich dachte, so wahr mir Gott helfe, dieß sey nur so ein Geschwätz!"

„Habt Ihr denn geglaubt, Vater Alsing, ich sey ein solcher Bube, daß ich Mariens Frieden und Glück zerstören wollte? Nein, ich liebe Marie von ganzem Herzen: sie besitzt Eigenschaften, die sie für mich passend

machen, und die ich vielleicht bei keinem Weibe aus meinem Stande gefunden hätte. Und sie wird meine Gattin, darauf verlaßt Euch!“

Jetzt faltete der Kapellmeister seine Hände mit einem Gefühle, das Andacht, Stolz und Freude in sich vereinigte. „Ich bin ein geringer Mann,“ sagte er demüthig, „aber der Herr hat doch große Dinge an mir gethan, und ich hoffe mit Gottes Hülfe, Marie ist so erzogen, daß der Herr Baron seine Herablassung nicht bereuen wird. Ich gebe das Beste, was ich habe!“ Der Alte nahm Mariens Hand und gab sie dem Baron, der sie in die seinige schloß und die andere dem überglücklichen Vater reichte.

Mariens Seligkeit hatte nicht ihres gleichen. „Ach,“ sagte sie, „können wir jetzt nicht bis zum Herbste schweigen?“ Sie sah bittend auf ihren Vater.

„Mein liebes Kind, Gott weiß, daß ich an des Barons Worte wie an das Evangelium glaube; aber um der Güte und des Vertrauens willen, welche die gnädige Frau mir immerdar erwiesen, ist es mir unmöglich, gleichsam im Komplott gegen sie zu seyn. Ich weiß, daß diese Verbindung eine große Trauer, ein harter Stoß für die vornehmen Herrschaften seyn wird, und ich könnte ihnen nie mehr ins Gesicht sehen, wenn ich bei etwas, das sie betrüben wird, mitwissend oder mitschuldig wäre. Nein, wollte Gott, ich hätte überhaupt nichts davon gewußt, denn mein Gewissen verbietet mir das Schweigen; und bedenke auch, wenn die Mutter es ausspürte, wenn es auf Hintertreppen vor die Herrschaft käme — das wäre noch schlimmer!“

„Das ist wahr!“ sagte Klas Malchus. „Versucht es nur wenigstens einige Tage geheim zu halten! Sobald mein Vater zurückkommt, spreche ich mit meinen Eltern.“

Der Kapellmeister verbeugte sich vergnügt. „Ich will kein ehrlicher Kerl seyn, wenn die Mutter mir an-

sehen soll, was passirt ist!" Und nach einem herzlichen Handschütteln mit dem Baron hatte er die Artigkeit sich zu entfernen.

Noch eine Stunde brachte Klas Malchus mit seiner Geliebten zu, aber nicht in so schönem, ungestörten Frieden, wie vorher; denn beide dachten jetzt an den Weg, den sie zurücklegen müßten, ehe sie auf den Schwingen der Liebe nach ihrer stillen Heimath fliegen dürften.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Erste, auf was Baron Klas bei seiner Rückkehr nach Tyringsholm stieß, war der Wagen des Obersten. Die Bedienten waren eben damit beschäftigt, die Sachen hinauf zu tragen, und vom Saalfenster winkte ihm Isabelle mit dem Sacktuche entgegen.

„Nun, ist das nicht eine angenehme Ueberraschung? Wenigstens drei Tage früher, als Du uns erwartet hast!" rief Richard, der die Treppe herab kam und dem überraschten Klas Malchus einen kräftigen Handschlag gab.

Der Baron zog ihn hinter einen Pfeiler im Oehrn. „Willst Du hier bleiben, und die Donner des jüngsten Gerichts hören?" fragte er mit schlecht verhehlter Aufregung. „Oder begleitest Du die Damen nach Hause?"

„Was gibt es denn, zum Henker? Mama und Virginie reisen sogleich ab und ich hatte die Absicht mit ihnen zu gehen; aber kann ich Dir irgendwie zu Dienste seyn, so bleibe ich hier!"

„Ja, thue es — denn ich will noch diesen Abend Alles entschieden haben."

„Wie mein Bruder? Willst Du so halsbrecherisch zu Werke gehen, ohne alle Vorbereitungen? Du wolltest ja bis zum Herbst warten?"

„Ja, aber heute Abend ward das Geheimniß von dem alten Alsing entdeckt. Ich kann ihn weder zum

Stillschweigen nöthigen, noch bei seinem verzeihlichen Argwohnsgedanken für ein solches Schweigen in Verbindlichkeit zu ihm stehen. Ueberdieß könnte die Sache, da sie einmal entdeckt ist, auf irgend eine andre unziemliche Art zu den Ohren der Meinigen kommen; und ich will nicht, daß dieß durch Jemand Anders als mich geschieht."

„In so fern hast Du ohne Zweifel Recht; aber laß den Onkel heute Nacht in Ruhe schlafen. Es ist ja morgen noch Zeit genug!"

„Nein, wenn ich Etwas im Kopfe habe, so muß es sogleich alsgeführt werden! Jetzt bin ich gerade bei Laune, um mit meinem Vater zu sprechen; morgen würde es mir vielleicht schwer fallen."

„Nun, so geschehe es denn, wie Du willst! Aber laß wenigstens Mama und Virginie ihren Thee trinken und wohl in den Wagen kommen."

Als Klas Malchus eintrat, konnte der Oberst nicht umhin mit Vergnügen zu bemerken, daß seine Verbeugung artiger und tiefer war, als gewöhnlich. Sogar den Andern fiel dieß auf; aber Niemand dachte an die Ursache davon.

Der Vater, der seine Neuigkeit nicht länger zurückhalten konnte, zog ihn an ein Fenster. „Denke Dir nur, Klas Malchus, in vierzehn Tagen oder vielleicht noch früher kommt einer hierher" — Der Oberst blinzelte bedeutungsvoll — der sich um unsere artige Virginie bewerben wird, auf die noch Niemand ein Auge geworfen hat, und ein Freier ist das, mußt Du wissen, der etwas heißen will — ein reicher Herr, ein Kammerherr von Brude, ein wahres Genie, mit großen Aussichten für die Zukunft! Nun sprich!" war die Reise kein Glück.

„Ja, ja, es klingt so; aber ist auch sie so entzückt?"

„Sie ahnt, wie ich glaube, ihr Glück noch nicht — sie könnte sich ja auch nie von einer solchen Parthie träumen lassen!"

„Was sagt Papa? Sollte ein junges hübsches Fräulein aus einer guten Familie ihre Träume nicht einmal bis zu einem Kammerherrn erheben dürfen?“

„Ja zu einem armen Kammerherrn, das hätte nichts auf sich; aber ein reicher, und ein Mann von einem solchen Genie und solchen Verbindungen, das muß man zugeben, ist wahrhaftig eine ungleiche Parthie!“

„O man hört oft noch von ungleicheren Parthien!“ erwiederte Klas etwas barsch.

Alles Ueberreden von Seiten der Baronin, um die Majorin zurückzuhalten, war vergeblich. Sie sehnte sich nach Hause, und nach einer halbstündigen Rast saß sie mit Virginien im Wagen.

„O wie gut werde ich heute Nacht schlafen!“ sagte der Oberst zu seiner Frau. „Wir werden nicht zu spät soupiren, meine Liebe! Ich hoffe, es ist schon weit an der Uhr — ein Viertel auf Zehn.“

Richard schickte einen Blick nach dem Baron hinüber, als wollte er ihn noch einmal um des Obersten Nachtruhe bitten, allein vergebens. Es war eine Art Wuth über unsern ehrlichen Klas Malchus gekommen. Er wollte seinem Vater durchaus keine Ruhe gönnen, bis er selbst welche hätte.

Die Familie war in den kleineren Zimmern. Isabelle hatte sich in einer Ecke des rothen Sophas niedergelassen; Richard legte die Polster zurecht und setzte sich dann auf das Tabouret neben ihr, während er in einem Band Gedichte blätterte. Der Oberst saß mit seiner Frau in dem gelben Kabinete und weihte sie in dasselbe Geheimniß ein, das er eben Klas Malchus anvertraut hatte, und dieser ging zwischen beiden Zimmern aus und ein. Endlich blieb er auf der Schwelle stehen und sagte schnell: „Wenn Papa erlaubt, so habe ich einige Worte mit Papa und Mama allein zu sprechen!“ Und dabei zog er, ohne eine Antwort zu erwarten, die Thüre zu, Richard und Isabellen allein lassend.

„Was ums Himmelswillen soll das bedeuten, Ri-

chard?" sagte Isabelle: „Ich glaube, er hat uns eingeschlossen? Was ist das?"

„Ein sehr ernster Augenblick für Klas Malchus!" antwortete Richard leise. „Ich schaudre beinahe bei dem Gedanken, dem wichtigsten Wendepunkte in meinem Leben so nahe zu stehen. Ach, Isabelle, dieser Wendepunkt kommt auch bald für mich, er kann nicht mehr sehr weit seyn ... Es ist ganz stille drinnen; hat er noch nicht gesprochen?"

„Theurer Richard, Du setzest mich in Erstaunen — was soll denn Klas thun? Was sind denn das für wichtige Wendepunkte, von denen Du sprichst?"

„Kennst Du mehr als einen solchen? Klas Malchus begehrt in diesem Augenblick, was er vielleicht nie erhalten wird, die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Marien."

Isabelle schüttelte mit einer traurigen Miene den Kopf. „Schon!" sagte sie langsam; „und ich freute mich doch auf Ruhe! Wenn er nur noch einige Zeit gewartet hätte!"

„Es ist nicht so leicht, immer und immer zu warten!" seufzte Richard und beugte sich zu Isabellens Hand herab. Sie wurden Beide stille.

„Etwas allein mit uns?" fragte der Oberst, als Klas Malchus die Thüre schloß, und es war ihm, als ob eine eiskalte Hand ihm einen Schlag zwischen die Schultern gegeben hätte, worauf es ihm beständig wie kaltes Wasser auf- und niederlief. Die Baronin mit ihrer nervösen Beängstigung saß schon blaß da wie der Tod. Gott weiß, was sie Alles zu hören erwartete; gewiß war es etwas, das Richards improvisirtem Traume glich.

„Ja, Papa, so ist es; doch ehe ich ein Wort weiter spreche, will ich zum voraus erklären, daß Papa sich auf alle mögliche Fälle so lange er lebt, als eigentlichen Herrn von Tyringsholm ansehen kann. Ich habe die Absicht, einen andern Wohnort zu wählen."

„Was soll das heißen?“ fragte der Oberst. „Wenn Du mit irgend Etwas unzufrieden bist, und Tyringsholm nicht groß genug für uns Beide ist — so bist nicht Du es, der sein Eigenthum verlassen soll.“

„Doch, Papa, ich wünsche es! Ich wünsche es aufrichtig, und aus keiner andern Ursache, als weil Tyringsholm für mich zu groß ist. Ich kann in diesen weitläufigen Zimmerreihen nicht gedeihen. Ich habe die Absicht, nur einen ganz kleinen Hof zu kaufen, wo ich Alles nach meinem eigenen Kopfe einrichten will; und deßhalb verlasse ich Tyringsholm, verlasse es für immer.“

Der Oberst und seine Frau wechselten einen langen Blick. Sie ließ den Kopf tiefer sinken, er stand langsam auf, und Klas Malchus fühlte sich beinahe durch den Ausdruck in seines Vaters Auge erschreckt.

„Ich hoffe, mein Sohn, kein böser Traum hat Macht über Dich bekommen?“ sagte der Oberst, nicht laut, nicht gebietend, nicht selbstbewußt und stolz, wie er gewöhnlich sprach; nein, es lag beinahe etwas Demüthiges in seiner Stimme.

„Nicht so, mein Vater; dieser Traum ist kein böser Traum! Sagte ich es nicht immer, schrieb ich es nicht, daß ich hier nur das fünfte Rad am Wagen seyn würde? Papa hat ja mehrere unzweideutige Beweise von der Unmöglichkeit mich umzuschaffen erhalten. Die Natur wollte mich zu keinem Lichte, noch auch zu einem Weltmanne machen, oder ohne Zweifel war es ein Mißgriff, daß ich als Majoratserbe geboren wurde. Richard . . .“

Die Baronin fuhr auf und stieß einen hysterischen Laut aus, wie ein schwacher Schrei. Der Oberst erblaßte, und warf einen Blick auf sein Weib, einen Blick, der eine furchtbare Drohung enthielt, während Klas unvermögend die wechselnden Bewegungen auf dem Antlitz seiner Mutter zu beurtheilen, fortfuhr: „Richard ist zum Majoratsherrn wie geboren!“

„Isabelle, hörtest Du den Schrei?“ sagte Richard und drückte heftig ihre Hand gegen die Stirne.

„Ja, es war Mama; aber, Richard, was um Gotteswillen kommt Dich an? Deine Wangen brennen und Deine Augen glühen! Wo willst Du hin? Bleibe stille — Du willst doch nicht hinein?“

„Ich wußte es, ich wußte es, Isabelle! Lege Deine Hand auf meine Stirne! Ich liebe Dich mehr als mein Leben, mehr als meine Seele, mehr als alle Güter der Welt! Nein, ich schwöre, daß ich dieses Eine nicht berühren will; es würde Deine Ruhe, Deinen Frieden zerstören, und was hälfe es dann mir? Aber ich muß doch hinaus! Nein, nein, halte mich fest, so! Du siehst nicht, was in meiner Seele vorgeht; aber glaube nicht, daß ich wahnsinnig bin!“

„Mein lieber, guter Richard, ich fürchte es dennoch!“ sagte Isabelle bekümmert. „Du sprichst so unzusammenhängend.“

„Ich könnte wohl im Zusammenhange sprechen; aber wenn ich auf Dich sehe, Du Herz meines Leibes und Lebens . . . Isabelle, Du wirst nie begreifen, wie sehr ich Dich liebe!“

„Theurer Richard, es wird so laut da drinnen; still, stille, wir werden bald davon sprechen! Sey nur ruhig!“

„Darf ich meinen Kopf so auf das Kissen neben den Deinen legen? Ach, wie das kühlt! Jetzt mögen sie Alles behalten!“

Es war Isabellen unmöglich herauszubringen, was für Fieberphantasien sich Richards ruhigen, klaren Kopfes bemächtigt haben mochten; und ihre Sinne wie ihre Gefühle waren in diesem Augenblicke so getheilt und erschüttert, daß sie nichts Einzelnes festhalten konnte; doch begriff sie, daß der seltsame Schrei, den ihre Mutter ausgestoßen hatte, mit Klas Malchus zuletzt gesprochenen Worten in Verbindung stehen müßte.

Nie in seinem ganzen Leben hatte der Oberst eine bitterere Stunde erlebt, als jetzt. Sein Sohn, der Sprößling, auf den und für den er so große Plane ge-

baut hatte, durchkreuzte sie Alle mit einem einzigen Strich. Was gibt es Erbärmlicheres, was Trügerischeres, als die Berechnungen der Menschen? Dieses Tyringsholm, dieses unglückselige Fideicommiß, das dem Oberst so manche schlaflose Nacht schon vor der Geburt des Sohnes gekostet hatte, warf dieser jetzt nun gar weg, als ob es ein Nichts wäre. Statt die Würde der Familie auf ihrem Stammsitze aufrecht zu erhalten, wollte er sich in Staub und Vergessenheit in irgend einem unbedeutenden unbekannten Winkel verbergen — der Sohn desselben Vaters, welcher der glänzenden Außenseite des Lebens Alles geopfert hatte! Und noch hatte der Oberst erst nicht das Schlimmste gehört.

„Klas Malchus," sprach er mit unverstellter Rührung, „ich hoffe, es wird ein Tag kommen, wo Du das fast Wahnsinnige dieser Ideen einsiehst, und wo Du es bereuen wirst, durch solche Vorschläge einen Vater gekränkt zu haben, der seine ganze Hoffnung auf Dich setzte! Noch mehr, ich hoffe Dich zu überreden, daß Du von diesem Vorsatze abstehst. Was wird die Welt dazu sagen, wenn sie erfährt, daß Du Dein großes, magnifikes Besitzthum verläßst, um Dich wie der unbedeutendste Landjunker in einem Bauernneste niederzulassen?"

„Die Welt kann dazu sagen, was sie will; es wird sich eher darum handeln, was Papa und Mama dazu sagen, wenn ich ihnen die Neuigkeit mittheile, daß ich mich nicht allein nach meinem neuen Wohnort begeben werde; ich will eine Begleiterin dahin mitnehmen, die ebenso wenig wie ich für Tyringsholm passen würde."

Jetzt konnte der Oberst kaum mehr athmen.

„Immer besser!" sagte er mit unnatürlicher Kälte. „Nun wie heißt sie denn, die Du auf diese legère Art einführst? Ich hoffe sie ist von der Art, daß sie sich an der Seite der Damen nicht zu schämen braucht, die vor dem in diese Familie eingetreten sind, und deren Portraits beweisen, daß sie zu der einzigen Klasse gehören, aus der ich eine Schwiegertochter gut heißen kann!"

„Wenn mein Vater die Güte hat, ihrem Portrait einst einen Platz unter den übrigen Damen der Familie einzuräumen, so bin ich gewiß, daß diese sich ihrer nicht schämen sollen; und ich glaube auch nicht, daß ich Euch auf irgend eine Art überrasche, wenn ich Marie Alsing nenne."

„Nein," brach der Oberst in bitterem eisigem Hohne aus, „Du überraschest mich keineswegs! Ich war auf Alles von Dir gefaßt, Du Unglücksvogel, Du entarteter Bastard! Aber höre jetzt ein für alle Mal mein Wort: wenn Du Dich mit einem so niedrigen Wesen zu verbinden wagst, so" — der Oberst zeigte auf seine zitternde Gattin — „so hast Du Deine Mutter zum letzten Male gesehen. Wir verlassen Tyringsholm, und bei meiner Seele ewiger Seligkeit schwöre ich, daß zwischen uns Feindschaft seyn soll bis zum Tode!"

Klas Malchus fühlte sein Blut in stärkeren Wallungen durch seine Adern rinnen. „Mein Vater, das sind etwas zu starke Worte! Sie meine Mutter — hat sie nicht schon genug gelitten?"

Die Baronin schluchzte laut: „Klas, Klas, thue uns nicht diesen Jammer an! Ich darf Dich nie, nie mehr sehen! Du kennst Deinen Vater! Thue es nicht um meinetwillen!"

„Meine theure, geliebte Mutter, ich kann mich in dieser für mich so wichtigen Sache nicht leiten lassen. Weder Drohungen, noch Bitten, noch Thränen vermögen das Geringste an meinem Entschlusse zu ändern. Ich will auf meine Art glücklich seyn, und Marie wird mein Weib, so wahr ich lebe!"

„So möchtest Du denn lieber vorher sterben!" murmelte der Oberst. Laut aber sagte er: „Du wählst also ewige Trennung, den ewigen Haß Deiner Eltern, und die Verachtung aller ehrenhaften Leute?"

„Von Verachtung kann nicht die Rede seyn, und der Haß läßt sich besänftigen. Papa hat noch ein Kind. Isabelle ist dazu geboren, in der Welt zu glänzen, ich

um meinen eigenen stillen Weg zu wandern. Es ist nicht meine Schuld, daß Natur und Schicksal, und vielleicht auch noch manche andere Verhältnisse, die ich nicht nennen will, mich so gestalteten. Genug, ich bin nicht für die Welt. Lasset mich also in Frieden ohne sie glücklich seyn."

„Ich kann Dich nicht daran hindern, und werde, sobald es thunlich ist, unsern Auszug veranstalten! Es ist also überflüssig, daß Du fortziehst."

„Mein Abgang geschieht ohne alle Umständlichkeiten. Ich hasse dieses Tyringsholm, das mein Unglück statt mein Glück gemacht hat; und wenn Papa es verschmäht, dasselbe zu bewohnen, so verpachte ich das Gut, denn ich werde mich niemals hier wohl fühlen."

„Kannst Du mit dem Fluche Deines Vaters und den Thränen Deiner Mutter als Hochzeitgabe irgendwo glücklich werden?"

„Nicht so glücklich, wie ich es mit der Einwilligung meiner Eltern hätte seyn können; aber in der Ueberzeugung, daß nur ein unnatürliches Vorurtheil diese tiefe Bitterkeit veranlaßt, werde ich sie ertragen können, und doch glücklich seyn, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen. Aus aufrichtigem Herzen spreche ich zu Euch: nehmt all meine irdischen Güter, laßt mir nur den Frieden meiner Seele!"

„Nein, ach nein, es ist nicht möglich!" brach der Oberst in einem neuen Tone aus, in einem Tone, der eine herzzerreißende Qual ahnen ließ.

„Nein, mein guter, mein geliebter Sohn, Du willst nicht, daß ich verrückt, elend werde, an Gottes Barmherzigkeit verzweifle! Klas Malchus, ich" — der Oberst schwieg; mit starken Schritten ging er im Zimmer auf und nieder — ich . . . Du weißt nicht, was ich für Dich gethan habe! Genug, mein Sohn, es war v i e l! Verurtheile mich nicht zu schrecklicheren Qualen, als meine Kraft auszuhalten vermag! Und gibt es eine größere als Dich, Dich, den ich so hoch heben wollte, so tief

sinken zu sehen? Meine Kraft ist erschöpft! Klas Malchus, sieh' Deines Vaters Thränen! Ich habe nie, so lange ich mich erinnern kann, geweint, bis heute!"

Die Stärke und Selbstbeherrschung des Obersten waren auch wirklich dahin; seine letzte Kraft war einer Handlung geweiht, die den stolzen Mann charakterisirte: er schob den Riegel vor die Thüre, die zum Saale führte, und sank dann, die Hände vor dem entsetzlich entstellten Gesichte, auf einen Sessel nieder.

Klas Malchus stand da, erschrocken über diesen furchtbar peinlichen Anblick. Mit Schaudern las die Baronin in seinen Zügen, daß keine Aenderung zu hoffen war. Da, in diesem fürchterlichen Momente sank sie, von ihrer Angst überwältigt, zu den Füßen des Sohnes, fiel jedoch in Ohnmacht, ehe sie ein Wort herauszubringen vermochte.

Von Unruhe erfaßt, rieß Klas Malchus die Thüre nach dem rothen Kabinete auf. Isabelle saß aufrecht in lauschender Haltung auf dem Sopha; ihre Hand war in Richard's geschlossen, dessen glühende Hitze während des letztern Theils der von außen vernommenen Unterredung immer stärker geworden war. Bei dem Anblick dessen, was im andern Zimmer vorging, sprangen beide auf. Die Baronin wurde aufgehoben und bald wieder zur Besinnung gebracht; aber der Oberst saß da, ein Bild der kalten Verzweiflung. Sein Schmerz war stumm, aber wüthend. Als Isabelle seine Hand ergriff und ihn theilnehmend betrachtete, sagte er qualvoll: „Ich beschwöre Dich, mache wenigstens den Versuch, ihn zur Vernunft zu bringen!"

Aber ein einziger Blick auf Klas Malchus' entschlossene Miene überzeugte sie, daß alle Versuche vergeblich wären.

Es war tief in der Nacht, als die Glieder der Familie sich trennten. Klas Malchus' Entschluß stand fest wie das Schicksal; aber er hatte, um nicht in einer täglichen Hölle zu leben, erklärt, daß er den Rest der Zeit,

bis er mündig würde, reisen wolle. Dann erst würde er zurückkehren.

Bei dieser Nachricht athmete der Oberst wieder etwas auf. Er bekam wenigstens Zeit zum Nachsinnen; und es war eine Art Erleichterung für ihn, daß er Klas Malchus wenigstens ein paar Monate lang — und die konnten manche Veränderungen mit sich bringen — nicht unter dem Einflusse der gefährlichen Sirene wußte.

Jetzt saß der Baron auf seinem Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt. Richard ging neben ihm auf und nieder; Keiner dachte daran zu ruhen.

„Möchte ich nie mehr einen so stürmischen Abend erleben!" sagte Klas Malchus. „Es ist doch fürchterlich, wie verrückt ein elendes Vorurtheil sonst kluge Leute machen kann! Ich reise; aber, Richard, in Deine Obhut gebe ich sie, die mir Alles ist und seyn wird. Sehe sie als meine Braut an, und behandle sie so!"

„Wenn ich nicht selbst im Tollhaus sitze, bis Du wiederkommst, werde ich Deinen Auftrag auszuführen suchen!" erwiederte Richard, dessen verdrehte Züge Klas Malchus erst jetzt in die Augen fielen.

„Hast auch Du eine Stunde der Hölle gehabt?" fragte der Baron verwundert.

„Ja, und das eine sehr heiße!" Richard drückte seine fest verflochtenen Hände gegen einander.

„Nun, so erzähle, und laß uns unsere Schmerzen zusammen gießen. Hat Isabelle Dir eine abschlägige Antwort ertheilt?"

Richard fuhr zusammen. „Klas," rief er mit fast wahnsinniger Wildheit, „wie bringst Du dies Wort über Deine Lippen? Wenn Isabelle mein Herz zurückweist — dann, dann ..."

Klas Malchus trat zu ihm; die Bewegungen, die auf Richards blassem Gesichte kämpften, ließen ihn seine eigenen Leiden vergessen. Klas Malchus liebte heiß und tief, er liebte von ganzer Seele; aber doch waren die Gefühle, die in seinem Herzen lebten, nur Windstillen,

gegen die ungezügelten Stürme, die Richards Brust zerrißen, und jetzt durch die heftigen Erschütterungen, die er erfahren, bis ins Unendliche gesteigert waren.

„Sprich nicht davon! Ich weiß nicht, was ich nicht noch heute Abend thue!“ sagte Richard, und sein Blick starrte wild auf den Freund, der ihm vertraulich die Hand auf die Schulter legte.

„Nein, mein bester Richard, ich sage nichts, was Dich beunruhigen könnte. Vielleicht begleitest Du mich auf der Reise, und wartest mit Deiner Werbung, bis wir wieder heimkehren.“

„Klas, bezweifelst Du denn einen glücklichen Erfolg? Nein, ich kann nicht reisen — sie bedarf meiner! Klas, wenn Du Alles wüßtest! Diese gräßlichen Geheimnisse, die in meiner Seele ruhen!“

„Geheimnisse in Deiner Seele, Richard? Kannst Du sie nicht mir anvertrauen, der Dich so treu liebt?“

„Nein, das ist unmöglich; ich wage sie nicht zu verrathen! Aber wie kommst Du auf den Glauben, daß ich sie nicht erringen könnte? Ist sie nicht zärtlich gegen mich?“

„O gewiß, und so sehr, daß, wenn ich darüber nachdenke, es mir vorkommt, als brauchest Du nur die Hand auszustrecken, um Dein Glück in Empfang zu nehmen. Aber warum zögerst Du? Du verzehrst Dich selbst! Habe doch den Muth, Dein Schicksal zu entscheiden!“

„Sie vermeidet dies immer. Das macht mich zauderhaft.“

„Sey gewiß, daß sie Dir nicht ausweichen wird, wenn Du in Ernst ihre Entscheidung begehrst; und das paßte sich nie besser als jetzt, wo Du nur den geringsten Wink geben darfst, daß Du mich auf der Reise begleiten willst.“

„Ich will darauf denken, wenn ich es nur recht klar könnte — aber ich bin in Fieberhitze!“

Es tagte, ehe die beiden aufgeregten jungen Männer an Schlaf dachten.

Die Woche, welche dazu erforderlich war, um Klas Malchus' Angelegenheiten für eine Reise in Ordnung zu bringen, verstrich in einer schrecklich unbehaglichen Stimmung für die Familie. Kein Wort weiter ward über die Sache gesprochen, die einmal abgemacht war; aber die unaufhörlichen Thränen der Baronin und des Obersten eisige Kälte und Stille verkündeten zur Genüge, wie die Sachen standen.

Den größten Theil dieser Woche hatte Richard in Tjällstorp zugebracht. Seine Kämpfe wollten nicht endigen. Er wußte, daß es ihm jedenfalls unmöglich seyn würde, Klas Malchus' Vorschlag anzunehmen; er konnte Isabellen nicht verlassen, und wozu nützte es denn, mit einem Schritte zu übereilen, was einmal entschieden und mißlungen ihn an den Rand des Abgrunds und der Verzweiflung bringen mußte? Beständig munterte ihn Klas Malchus Blick auf, und Isabelle wich ihm nicht aus; aber dessen ungeachtet, oder vielleicht gerade deßhalb ließ er es seyn, wie es war, denn es war doch noch immer ein Himmel gegen das, was es werden konnte.

Mit stillem Schmerz sah die zärtliche Mutter des Sohnes Unruhe und Traurigkeit, aber sie wagte es nicht, ihm Trost zu geben, denn es war ihr unmöglich, Isabellens Gefühle richtig zu beurtheilen. Die Majorin ahnte nichts von der andern großen Unruhe, die mit seiner Liebe verknüpft und wieder getrennt, in Richards Brust herrschte.

Während dieser langen und peinlichen Tage traf Klas Malchus Marien nur ein paar Male. Sie war stärker, als er erwartet hatte, und er liebte sie darum nur noch mehr. Auch er war jetzt ruhiger; denn Isabelle hatte Klas heilig versprochen, Marie auf alle Art zu beschützen, wenn der Oberst es versuchen sollte, sich ein Recht über sie anzumaßen. Der alte Alsing war sehr froh, daß man ihn nicht mit in die Sache verwickelt hatte, und

nicht weniger war er damit zufrieden, daß der Baron die Zeit, die noch bis zu seiner Mündigkeit übrig war, reisen wollte; bis zu seiner Rückkehr sollte es natürlich vollkommen geheim gehalten werden, daß man im Meßnerhause mit dem vornehmen Gedanken umgehe, sich bald zu der Verwandtschaft des Obersten zählen zu dürfen.

Es ist ein gar nicht seltener Fall, daß mitten unter den wellenähnlichen schmerzlichen Brechungen im Familienleben, gerade wenn man sich in sich selbst verschließen möchte, wenn man gleichsam wie auf Nadeln geht, aus lauter Angst, es möchte jetzt Jemand kommen, und Zeuge von dem Wirwarr seyn, und die Nachwehen von dem dahingefahrenen Orkan schauen — daß gerade dann Jemand kommt, der sich wohl zu einer gelegeneren Zeit hätte einfinden können.

In ruhender Attitüde, ohne jedoch Ruhe zu finden, lag Isabelle auf der Causeuse in ihrem Pavillon. Sie hatte eine schwere Stunde gehabt, und erwartete eine noch schlimmere; denn Klas Malchus hatte ihr einen Wink darüber gegeben, daß Richard sich möglicherweise entschlossen haben könnte, ihn zu begleiten, und Isabelle bereitete sich vor, vielleicht noch diesen Abend der Freude ihres Lebens Fahrewohl zu sagen. Seit zwei Tagen hatte sie Richard nicht gesehen; sie lauschte auf Hufschlag seines Pferdes, allein sie hörte nichts.

Klas Malchus ordnete seine Bücher und Papiere, und schrieb dazwischen zwei lange Briefe. Den einen sollte Marie als Trost in der Abschiedsstunde erhalten; der andere war für seine Mutter bestimmt, die er noch gleich zärtlich liebte, obschon sie gegen ihn war.

Die Baronin Eugenie ging stille herum. Sie ordnete unter tiefem Kummer das Weißzeug des Sohnes und dachte dabei, wie bitter es sey, sich nicht einmal durch den Gedanken des Wiedersehens trösten zu dürfen. Und der Oberst selbst, lag er wohl diese Zeit über auf Rosen? Es sah nicht so aus, da er mit bleichgelbem

Gesichte und ganz gegen seine Gewohnheit noch Nachmittags in seinen Schlafrock gehüllt, in dem bequemen Lehnstuhle sich wandte und drehte.

Mitten unter all diesen unangenehmen Verhältnissen rollte jetzt ein Wagen an der Treppe vor. Das Geräusch wurde von allen Vieren mit peinlicher Klarheit vernommen, obschon an verschiedenen Punkten, und ein Jedes wünschte den unwillkommenen Gast weit hinweg.

„Verwünscht, daß die Leute nicht zu Hause bleiben können!" murmelte der Oberst, der es zum ersten Mal unerträglich fand, Fremde empfangen zu müssen. Indessen schlurfte er ans Fenster; und wen sah er Anders durch die grünen Jalousien, als den Kammerherrn von Brude, der in Folge eines nur ihm bekannten Umstandes es für nöthig erachtet hatte, seine Rückreise nach Stockholm und folglich auch seinen Besuch in Tyringsholm zu beschleunigen.

„Ja das ist gerade ein Haus, um ihn zu empfangen!" dachte der Oberst, während er sich in einen andern Rock warf. „Und Richard nicht da! Aber der ist seit einiger Zeit auch verrückt geworden! Alle Menschen sind verrückt."

Inzwischen stand der Kammerherr schon im untern Oehrn, ehe noch der Oberst so weit in Ordnung gekommen war, um sich zeigen zu können, und er würde nicht einmal so schnell in diese Ordnung gekommen seyn, wenn es sich nicht darum gehandelt hätte, eine vortheilhafte Verbindung zu Stande zu bringen, etwas, was auch unter solchen Umständen nicht versäumt werden durfte.

„Ach sieh', da habe ich das Vergnügen, meinen artigen Wirth zu treffen! Aber entschuldigen Sie, mein bester Herr Oberst, daß ich so von Ungefähr komme! Wichtige Briefe rufen mich nach der Hauptstadt zurück, und ich habe nur noch über zwei Tage zu verfügen."

„Das ist meiner Seel' gerade um das Doppelte zu viel!" dachte der Oberst, aber von dem, was er dachte, lag nicht eine Spur auf den glatten Lippen, als er seinen

Gast unter lauter Komplimenten nach dem Saale führte, und sich in einem Athemzuge zuerst darüber beklagte, daß der Herr Kammerherr nur so kurze Zeit hier verweilen und dann, daß er unglücklicherweise eine kleine Unordnung im Hause finden würde, welche durch die nächster Tage beabsichtigte Reise seines Sohnes ins Ausland veranlaßt sey. „Es ist zwar," fuhr der Oberst fort, „ein ganz gewöhnliches Ding, daß junge Männer ihre Erziehung durch Reisen vollenden, allein wir hatten Klas Malchus bisher so wenig daheim, daß die Mittheilung dieser Neuigkeit, die ich wegen der Sensibilität meiner Frau bisher geheim hielt, ihre schwachen Nerven auf's Höchste angegriffen hat; ich fürchte deßhalb, Tyringsholm ist jetzt nicht in der Verfassung, wie ich es bei einer so außerordentlich agreablen Gelegenheit gewünscht hätte."

Etwas später kam die Baronin und Isabelle. Baronin Eugenie hatte nie viel zu sagen, und jetzt noch weniger als gewöhnlich; aber der Kammerherr, der schon auf ihre Trauer vorbereitet war, sah die wenigen Worte, die sie mit ihm sprach, so an, als seyen sie nur durch das Bestreben hervorgerufen, ihm alle mögliche Aufmerksamkeit zu erweisen.

Isabellen bot ebenfalls Allem auf, um ihre Person zu vervielfältigen, aber oft überhörte sie doch die Aeußerungen des Kammerherrn, denn immerwährend flog ihr Blick durch das Fenster; das Spähen war jedoch vergeblich — Richard erschien nicht.

„Um Gotteswillen, bester Malchus," sagte die Baronin am Abend zu ihrem Manne, „führe morgen den verwünschten Menschen nach Tjällstorp! Wenn er ein Geschäft hat, so wird es ihm wohl lieb seyn, es ausrichten zu können."

„Ja, auf mir soll das Interesse der ganzen Familie ruhen! Eugenie, das ist eine verwünschte Zeit, die unseligste, die ich je erlebt habe! Meine Gesundheit, ja

mein Leben, nimmt es vielleicht mit; und das Alles um Deines liebenswürdigen Herrn Sohnes willen!"

Die Baronin seufzte und schwieg.

„Ich hoffe, die Frau Majorin und das Fräulein befinden sich wohl?" fragte der Kammerherr während des Frühstücks am folgenden Morgen.

„Vollkommen!" sagte der Oberst. „Wir sind Nachbarn, und es würde gewiß meiner Schwägerin ein großes Vergnügen machen, wenn der Herr Kammerherr während seines gar zu kurzen Besuchs einen kleinen Ausflug nach Tjällstorp machen würde. Mein Schwager ist bei den Exerzitien; aber der Lieutenant versieht das Amt des Wirths."

„Ich muß diesem Vorschlag meinen vollkommenen Beifall geben," lächelte der Kammerherr. „Es würde mir zudem unmöglich gewesen seyn, die Nachbarschaft zu verlassen, ohne erst den Damen meine Aufwartung gemacht zu haben."

„Das Wetter ist heute wirklich günstig für eine Spazierfahrt," bemerkte die Baronin, erröthete jedoch ein wenig, als ein Blick durch's Fenster sie überzeugte, daß es herunter nebelte und sehr trüb aussah.

Der Kammerherr war übrigens so artig, ihre Meinung nicht zu bestreiten; und so ward denn beschlossen, Nachmittags nach Tjällstorp zu fahren. Der Vormittag wurde dazu verwendet, um Alles zu besehen, was Tyringsholm an Merkwürdigkeiten darbot. Der Kammerherr rühmte und schmeichelte, und der Oberst fühlte einen leichten Hieb von seinem alten Entzücken über derartige Dinge. Aber es faßte doch nicht recht Wurzel; denn wie lange sollte er wohl noch in dieser prachtvollen Umgebung residiren, wenn man nach dem Stande der Dinge schließen durfte?

Ein Bote benachrichtigte die Majorin in Tjällstorp von der Ankunft des Fremden.

Mit einer Ahnung, daß der Kammerherr nach der großen Aufmerksamkeit, die er Virginien bewiesen, diesen weiten Umweg wohl nicht ohne Endzweck gemacht haben

mochte, ging die Majorin sogleich nach Richards Zimmer hinauf. Aber die zärtliche Mutter fühlte alle ihre Gedanken an dem einzigen Gegenstande gefesselt, als sie Richard mit gekreuzten Armen und schwerem, düstrem Blicke dasitzen sah.

„Richard, mein theurer, mein geliebter Junge," sprach die schmeichelnde Mutterstimme, „hörst Du Deine Mama nicht — ich möchte so gerne mit Dir sprechen."

„Nein, um alles in der Welt nicht!" bat er mit ungewöhnlicher Heftigkeit. „Ich bin eben im Begriff, nach der Mühle hinab zu gehen."

„Du warst gestern nicht in Tyringsholm, Richard?" fuhr die Majorin fort, indem sie that, als sehe sie sein düstres Aussehen nicht. „Ich bin gewiß, daß sich Isabelle nach Dir sehnt."

„O nein!"

„Doch! Das ist sehr wohl ersichtlich aus dem, was sie geschrieben hat!" und die Majorin zog das Billet hervor, das sie eben erhalten hatte.

„Laß mich sehen, laß mich's selbst lesen!" Und Richard durchlief Folgendes:

„Liebes Tantchen!

Der Kammerherr v. Brude kam gestern Abend hier an, und wünscht morgen in Tjällstorp seinen Besuch abzustatten. Papa wird ihn begleiten. Wie befindet ihr Euch Alle auf meinem lieben, herrlichen Tjällstorp? Die Landwirthschaft macht Richard doch gar zu viel zu thun; grüße ihn von mir, Tantchen! Hier in Tyringsholm ist es gegenwärtig noch langweiliger als gewöhnlich.

Isabelle."

„Ja, mehr als gewöhnlich langweilig!" wiederholte Richard mit einer gewissen Gereiztheit!

„Mein liebes Richardchen, sey nicht unbillig! Sie konnte wohl auf keine andere Art schreiben. Aber ich sehe, Du wirst ungeduldig. Denke anstatt dessen ein wenig an den Anfang des Billets! Warum glaubst Du,

daß Herr v. Brude die Reise hieher macht? Meinst Du nicht, ich sollte mit Virginien über Einiges sprechen?"

„Nein, Mamachen! Es ist am besten, Jeder rathet sich in dergleichen Fällen selbst."

„Von Zwang ist gewiß nicht die Rede; aber es ist doch eine wünschenswerthe Parthie?"

„Gott weiß, was wünschenswerth ist! Lasse Virginie ihren eigenen Willen haben; mache keine Pläne! Das ist meine Ansicht."

Und die Majorin machte auch keine Pläne. Sie sagte nur: „Virginchen, kleide Dich an! Der Kammerherr ist nach Tyringsholm gekommen und will heute Nachmittag mit dem Onkel hieher kommen."

Um fünf Uhr hielt der Wagen des Obersten an der frisch mit Tannenzweigen bestreuten Treppe. Der Lieutenant empfing die Herrn, und zeigte bei dieser Gelegenheit eine Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart, die einer in der Schule der Welt bewanderten Person Ehre gemacht haben würde. Der Oberst fand jedoch in seinem Aussehen einen gar zu unvollkommenen Wiederschein seines sonst so heitern und liebenswürdigen Wesens.

„Ich hoffe, Du warst nicht krank, Richard?"

„Nein, behüte, Onkel; aber die Geschäfte sind gar so dringend. Ich will etwas zu Wege gebracht haben, bis Papa heimkommt."

Nach dem Kaffee ging man in den Garten hinab. Der Kammerherr fand Lage und Anordnung vortrefflich, aber man bemerkte nicht, daß er Gelegenheit zu einer besondern Unterredung mit Virginien suchte, obschon er sich viel mit ihr beschäftigte; und der Oberst war nahe daran, zu glauben, er habe sich abermals wieder getäuscht, als zu seiner innigen Freude Herr v. Brude die Majorin bat, am nächsten Vormittag eine Abschiedsvisite machen zu dürfen.

„Es geht ganz prächtig!" meldete der Oberst bei der Nachhausekunft seiner Frau. „Ich bitte ihn natürlich morgen allein hinzufahren."

Der Morgen kam und mit ihm der Kammerherr.

Die Majorin war allein und führte ihn in das Wohnzimmer, wo sie so glücklich war, seine förmliche Werbung um Virginiens Hand zu hören. Er entschuldigte die etwas unpassende Hast seines Schrittes mit den drängenden Umständen, die ihn nach Stockholm zurückriefen; überdieß wurde noch Verschiedenes über die Macht des Eindruckes gesprochen, den Fräulein Virginie auf sein Herz gemacht habe, und zuletzt etwas weniges von seinem Vermögen und seiner vortheilhaften Stellung.

Die Majorin bedauerte, daß ihr Mann nicht daheim sey, zweifelte jedoch nicht, daß, wenn Virginie selbst ihre Einwilligung gebe, ihr Vater gewiß, ihr Glück berücksichtigend, dasselbe thun würde. Sie erwähnte auch, daß Virginie im Garten sey und schlug dem Kammerherrn vor, sie dort aufzusuchen.

Mit leichten Schritten eilte der Freier, der nicht ohne eine gute Portion Selbstvertrauen war, hinab, um seine künftige Braut aufzusuchen. Virginie war bald gefunden, und jetzt griff Herr v. Brude mit fließender Beredtsamkeit das Werk an. Er hielt eine Rede, die Virginie nie vergessen konnte, so glänzend war Einleitung sowohl, als Ausführung und Schluß. Dessen ungeachtet ward dem Kammerherrn die unbeschreiblich unerwartete Ueberraschung, daß das kleine Landfräulein mit der größten Artigkeit, aber auch mit vollkommener Bestimmtheit erklärte, daß sie seine Hoffnungen nicht erfüllen könne.

Der Kammerherr und auch die Majorin ließen bei der darauffolgenden Besprechung einige Worte wegen einer Bedenkzeit fallen, aber Virginie erklärte offen, daß sie ihren Entschluß nie ändern werde.

Jetzt sprach die Majorin allein mit ihrer Tochter: „Mein liebes Virginchen, Du übereilst Dich! Du siehst nicht ein, was Du zurückweisest und da Dein Herz frei ist, so . . . Aber um's Himmels willen, was seh' ich? Du wirst roth, Du wendest Dich ab! Virginchen, es

ist unmöglich! Ich kenne in dem ganzen Kreise unsrer Bekanntschaften keinen Mann, der Deine Neigung gewonnen haben könnte."

„Nein, gewiß nicht, Mama; aber warum soll ich gerade den Ersten nehmen, der sich anbietet? Je nun, weil ich arm bin; aber da will ich lieber ledig bleiben."

„Wie Du willst, mein Kind!" Die Majorin liebte ihre Virginie zu sehr, um sie zu überreden zu suchen. Der Kammerherr reiste mit einem Korbe ab.

Es wäre indessen schwer zu bestimmen, wer sich über dieses Resultat am meisten ärgerte, der Freier oder der Oberst — er, der nun ein für alle Mal ein so entschiedenes Unglück bei seinen feinsten Plänen hatte. Es bedurfte nur einen Blick bei der Rückkehr des Kammerherrn, um den Verlauf der Sache zu errathen, und natürlich konnte zwischen zwei so fein fühlenden Personen, wie der Wirth und sein Gast waren, von einer andern Mittheilung nicht die Rede seyn.

Als der Kammerherr, der seine dringende Reise jetzt nicht länger aufschob, fort war, sagte der Oberst, indem er, vor unterdrücktem Ingrimme zitternd, eine ausdrucksvolle Geberde mit der Hand machte: „Nun, es ist doch so viel damit gewonnen, daß man sagen kann, sie habe einmal einen Bewerber gehabt! Aber Tjällstorp wird nachgerade ein eben so schönes Tollhaus wie Tyringsholm! Ich sitze jetzt nur hier und warte noch auf weitere Stöße."

Und der ärgste kam noch.

Es war ungefähr acht Uhr Abends. Klas Malchus war eben eingetreten, um den letzten Abend vor seiner Abreise mit den Seinigen zu verleben, und wo möglich eine bessere und ruhigere Stimmung zu Stande zu bringen. Er hatte schon einen Abschied von Marie genommen und den letzten auf Sonnenaufgang am nächsten Morgen im Kirchhofe verabredet. Sein Gemüth war bewegt, sein Herz weich; er sehnte sich nach versöhnenden Blicken, nach herzlichen Worten.

Der Oberst saß in der Sophaecke, unfreundlich wie

eine kalte Oktobernacht, die zwischen Sturm und Regen wechselt. Die Baronin nähte die letzten Stiche an der Reisetasche; und Isabelle stand bleicher als gewöhnlich am Fenster.

Ein schwere Wolke hing am Familienhimmel.

„Da kommt Richard!" sagte Baron Klas, herzlich froh, den Freund wieder zu Gesichte zu bekommen. Er würde wohl, hoffte er, den Abend angenehmer machen: wenigstens konnte er nie zu geschickterer Zeit kommen.

Ein schwaches Zittern ließ sich an Isabellens Hand bemerken, die auf dem Tische am Fenster ruhte. „Liebe Isabelle, „flüsterte Klas leise, „mache ihn heiter."

Es dauerte eine Zeitlang, bis Richard eintrat. Beim ersten Blicke merkte er, daß ihn Alle als eine willkommene Erleichterung in dem gezwungenen Kreise begrüßten; und als er eine helle Rose auf Isabellens lilienblasser Wange schimmern, als er ihr Auge ihm entgegenlächeln sah und seinen leichten Handdruck freundlich erwiedert fühlte, da lebte seine Seele wieder auf. Hoffnung und Seligkeit besuchten ihn wie ehedem, ja in noch leichteren Bildern; denn das Zittern, so unmerklich es auch war, hatte er erkannt, und um sich dieses wichtigen Umstandes zu vergewissern, nahm er noch einmal ihre Hand in die seine, und wurde befriedigt.

Jetzt wollte er den berauschenden Becher bis zu seinem letzten Athemzuge leeren; aber zuerst sollte es besser und angenehmer um ihn her werden. Wenn ihm dieß gelungen wäre, wollte er Isabellen einladen, den Pavillon zu besuchen. Der Vollmond schien hell. Es war hinreichend licht, um bei seinem Schimmer Leben oder Tod zu holen.

Nie war Richard liebenswürdiger gewesen als an diesem Abend. Er kettete alle Gemüther wie in einem Zauberkreise um sich her. Er war so herzlich, so reich, so wehmüthig und doch so froh. Aber Isabellens Herz zog sich bei diesem Zauber krampfhaft zusammen und doch lächelte sie; es war unmöglich ihm zu widerstehen,

unmöglich, die lebensvolle Röthe anf seiner Wange, den Glanz in seinem Auge, die Seele auf seinen Lippen zu sehen und sich nicht der Wonne des Augenblicks hinzugeben.

Aber ungeachtet Richards bestem Bemühen ging es immer wie ein elektrisches Zucken durch die ganze Gesellschaft. Dieß war besonders bei dem Obersten der Fall. Ahnte er wohl, daß er auf einem Vulkane stand, der jeden Augenblick zusammen zu stürzen drohte, um ihn zu verschlingen? Es schlug halb neun Uhr. Da fuhr etwas in der Allee, nicht schnell, nicht vornehm, es war kein vierspänniger Wagen, der mit pretensiösem und stattlichem Geräusch an den Hof daher rollte — nein, es war ganz einfach eine kleine bürgerliche Droschke mit zwei Pferden. Richard, der neben Isabellen saß, war nicht so neugierig, daß er deßhalb aufgestanden wäre, Klas Malchus war nie neugierig gewesen, und der Oberst hörte schon am Rollen der Räder, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, sich zu geniren; er warf nur einen halben Blick durch das Fenster und sagte unwillig: „Man darf also nie in Frieden seyn ... was ist das für eine Figur?“

Einige Augenblicke später trat ein Bedienter mit einer Karte ein. „Hier ist ein Herr, der den Obersten sucht!“ Die Baronin, die zunächst saß, streckte die Hand und nahm die Karte. Einen Blick darauf — und sie sank unter Konvulsionen zu Boden.

„Nun, was haben wir denn noch mehr? sagte der Oberst, indem er sich hinab bückte und die Karte aufhob. Die Ueberschrift war ganz einfach, aber sie hatte Einfluß genug, um den letzten Schimmer von Lebensfarbe aus den Wangen des Obersten zu jagen. Er schwankte nach der Thüre.

Sechszehntes Kapitel.

Ist Ihnen heute ein frischer Weizenkuchen gefällig, liebes Frauchen?"

Es war die ewige Westergren, eine Gevatterin des ewigen Juden, die noch immer ihre Runde durch die besten Häuser der Stadt machte; und heute wie vor einundzwanzig Jahren finden wir sie in der Küche des Stadtarztes, Doktor Manning.

Die Westergren war jetzt aus einem hübschen und raschen Laufweib eine alte schwerfällige Matrone geworden; aber ihr Ruf stand ein für alle Mal so fest, daß es sich für eine jüngere Nebenbuhlerin gar nicht der Mühe verlohnte, sie ausstechen zu wollen. Manche Frau, die zur Blüthezeit der Westergren ebenfalls jung gewesen war, hatte nun mit ihr gealtert, und würde lieber dem Genusse des Kaffees und Schnupftabacks entsagt haben, als den Westergrenischen Neuigkeiten, die von Jahr zu Jahr an Treue, Glaubwürdigkeit und allen guten Tugenden zunahmen.

Die Frau Doktorin Manning war auch nicht mehr das warmblütige und leichtfüßige Weib, das einst im Fluge die Toilette gemacht hatte, um desto schneller dessen theilhaftig zu werden, was die Frau Probstin über die geheimnißvolle Dame hinter dem Vorhange in Erfahrung gebracht; sie ermüdete ihren Mann nicht mehr mit fruchtlosen Fragen, und hatte ganz aufgehört, ihre kleinen Farcen zu spielen. Das Alles war nunmehr unter ihrer Würde. Eine steife und hochtrabende Frau saß sie jetzt beim Balle da, und brüstete sich mit ihren koketten, blühenden Töchtern, oder hielt sie auf eine andere Art ihre hohe Stellung in der gesellschaftlichen Welt von M— aufrecht. Das reiche Manning'schen Haus war auch oft einer repräsentirenden Wirthin bedürftig, denn der Wirth war nicht selten fort; und nach all diesem Wesen und diesen Beschwerlichkeiten fand es Frau Manning hie

und da für gut, sich zu einer vertraulichen Unterhaltung mit der Westergren herabzulassen, die fortwährend in ihrer Gunst stand; ja man durfte wohl sagen, daß mit der Zeit sogar eine gewisse vertraute Freundschaft zwischen ihnen entstanden war, versteht sich aber von der Art, wie eine solche zwischen der Gebieterin und ihrer Favoritsklavin stattfinden kann.

„Komm' Sie herein, Westergren!“ sagte die Frau Doktorin Manning.

Und die Westergren segelte mit ihrem Korb in das Schlafzimmer, wo sie mit dem nunmehr gewöhnlichen: „Ach Herr Gott, es thut einer alten Frau so gut, wenn sie sich setzen darf!“ in einer Ecke am Kamin Platz nahm.

„Sie wird alt, meine liebe Westergren!“ beliebte die Frau Doktorin zu sagen, indem sie sich selbst in den weichen Lehnstuhl niederließ. „Sie ist gewiß zwölf wo nicht dreizehn Jahre älter als ich.“

„Vierzehn, liebes Frauchen! Wenn unser Herr mich die nächste Michaelismesse erleben läßt, so werde ich sechsundsechzig Jahre. Ich war kein heuriges Häslein mehr, als die Frau Doktorin sich in unserm Ort verheirathete; und das ist wohl jetzt seine siebenundzwanzig Jahre her. Aber ich erinnere mich noch recht gut, daß es damals keine hübschere Frau in M— gab, und es wird wohl auch keine geben, bis Mamsell Minchen heirathet. Herr Gott, wie die nicht das Ebenbild ihrer Mutter ist!“

„Gott sey Dank, es macht keines von meinen Kindern dem Herrn Schande. Aber mit Minna's Aeußerem hat es eine ganz eigene Bewandtniß; sie wurde in demselbe Jahre geboren, wo die Geschichte bei der Björkman vorfiel. In der Nacht, wo mein Mann dahin gerufen wurde, geschah es, daß ich in meiner Gutmüthigkeit selbst die Thüre öffnen wollte; ich dachte so: der arme Manning bedarf wohl der Ruhe, und ist die Sache nicht dringend, so werde ich ihn nicht wecken. Aber ich sollte etwas ganz Anderes erfahren! Ein großer Herr mit einem Schnurrbart und in einen weiten Mantel gehüllt

stürzte herein, und hätte mich beinahe zu Tode erschreckt, Zu gutem Glück hatte der Vorfall keine weitere Folgen als daß Minna gerade solche schwarze und glänzende. Augen bekam, wie jener hatte ... Aber das geschah nicht erst gesteru, meine liebe Westergren."

„Nein, das darf die liebe Frau keck sagen! Der ganze Spektakel trug sich gegen Ende August im Jahre 18.. zu; und ich habe oft bei mir selbst darüber nachgedacht, was wohl aus dem Geheimniß geworden seyn möge. Es stirbt wohl jetzt mit der Björkman, die dieser Tage abfahren wird."

„Was, ist sie so elend — davon hab' ich noch gar nichts gehört! Ich konnte die Frau anfangs nicht leiden, da sie hieher kam, aber seitdem hab' ich gefunden, daß sie ihr Handwerk versteht; als die selige Struttelin hinüberging, ließ ich mich von meinem Manne bereden, sie zu rufen, und jetzt bin ich der Ansicht, daß die Stadt an ihr einen großen Verlust erleiden wird. Aber gibt es sonst etwas Neues, meine liebe Westergren? War sie heute schon bei der Bürgermeisterin."

„In aller Frühe, liebes Frauchen, und bekam eine große Bestellung von Weizenbrod für das Mittagsmahl. Die Bürgermeisterin ist meines Bedünkens noch um eine Linie steifer im Hals geworden, seit ihr Sohn das Amt des Vaters bekam. Nun, das hat man sich denken können! Der Bürgermeister ist alt, und der junge Bürgermeister ist ein gar feiner und manierlicher Herr. Die ganze Stadt glaubt, daß, was eine zweite Bürgermeisterin betrifft, nur von Einer die Rede seyn könne."

„Ja, das geschieht deßhalb, meine liebe Westergren, weil die Stadt immer mehr weiß, als wir selbst!" sagte die Frau Doktorin mit einer schlecht verhehlten Befriedigung. „Meine Tochter hat unter so Vielen zu wählen, daß ich kaum weiß, zu wem ich ihr rathen soll. . . . Aber Sie soll nicht fort, Westergren, ohne einen Liqueur bekommen zu haben!" und sie nahm aus dem alten be-

kannten Wandschrank eine Bouteille mit der Etikette: crême de persico, nebst einem geschliffenen Glase hervor.

„Sey Sie so gut, und trinke Sie aus, Westergren! Der wird wohl ein wenig besser seyn, als der Liqueur des seligen Sjöqvist; aber altes Zeug ist es jedenfalls auch! Unser neuer Apotheker war anfangs so freigebig mit Präsenten, aber so bald sie alt und angewöhnt werden, nehmen sie es nicht mehr so genau. Doch ich bekümmere mich auch nicht besonders um seine Präsente, denn wir könnten Gottlob ihn mit sammt seiner Apotheke kaufen; und Minna bekommt er auf keinen Fall, wenn er mir auch Liqueur von Rosenduft schickte!“

In der Nacht auf diese erquickende Unterhaltung war Frau Manning, den Kopf voll von ihren Triumphen beim künftigen Bürgermeisters-Schmaus, eben eingeschlafen, und träumte ganz herrlich, wie der junge Bürgermeister und Mamsell Minna unter dem Baldachin knieten, als ein Paar heftige Schläge mit dem Thürklopfer sie aus der angenehmen Täuschung erweckten.

Nur ein einziges Mal während der ganzen langen Kette ihrer Ehejahre hatte sich Frau Manning die Mühe gemacht und war selbst aufgestanden, um zu öffnen. Jetzt streckte sie nur gemächlich die Hand nach dem Glockenzuge und schellte, bei welcher Bewegung — sie ging nicht sonderlich leise vor sich — der Doktor erwachte.

„Was gibt's?“ gähnte der schlaftrunkene Mann.

„Ich weiß nicht, — hörst Du nicht, daß man an die Hausthüre schlägt? Ich habe nach Lisa geschellt. Sie wird wohl aufmachen und nachsehen.“

Die Frau Doktorin kehrte sich nach der Wand, um den interessanten Traum so schnell als möglich wieder anzuknüpfen.

Gleich darauf meldeten die Schlappschuhe der „Stuben-Lisa“ die Ankunft ihrer Inhaberin.

„Schellte die Frau?“

Die Frau schlief schon wieder halb.

„Nimm den Schlüssel dort vom Nagel! Es war wieder so ein verwünschtes Geklöpfe!“ brummte der Doktor.

Die Stubenlisa segelte in ihrer Schlaftrunkenheit von dannen; und nach neun mißlungenen Umdrehungen im Schlosse, faßte es Gottlob bei der zehnten. Die Thüre ging auf; und nachdem die Botschaft, der Lisa mitgetheilt war, kam sie wieder in das Schlafzimmer zurück, diesmal aber etwas schneller, als sie fortgegangen war.

„Nun?“ sagte der Doktor.

„Es ist von der Frau Björkman,“ meldete Lisa, „und es handelt sich um Tod und Leben! Sie bittet um der ewigen Seligkeit willen, daß der Herr Doktor so schnell als möglich hinkommen möchte! Sie ist heute Nacht sehr heftig erkrankt, und will durchaus mit dem Doktor sprechen.“

Jetzt erhob sich Frau Manning, auf einmal ganz wach. „Was — etwas, mit Dir sprechen? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Lieber Manning, beeile Dich doch! Jetzt kommt ganz gewiß die alte Geschichte heraus.“

„Welche Geschichte?“ fragte der Doktor, der die Sache schon längst vergessen hatte, welche seiner Frau so viel Kopfzerbrechens gekostet.

„Ei, erinnerst Du Dich denn nicht mehr der Frau hinter dem Vorhange? Weißt Du nicht mehr, warum ich das schwarzseidene Kleid bekam? O ich bin fest überzeugt, daß es eine vornehme Dame war!“

Der Doktor lächelte. „Wegen der ist es gewiß nicht,“ meinte er.

Aber wegen d e r war es doch.

In dem dunklen Zimmer, in das der Doktor geführt wurde, war außer der Kranken und dem Ortsgeistlichen auch noch eine Magistratsperson, welche Letztere mit Tinte und Papier vor sich da saß.

„Was bedeutet das?“ fragte der Doktor, der noch ein kraftvoller Mann war, auf dessen Schultern die fünfzig Jahre nicht schwer zu liegen schienen. „Was soll

das bedeuten?" Er warf einen erstaunten Blick auf die Umgebung, und trat zu dem Bette. „Eure alten Zufälle haben eine schlimme Wendung genommen, wie ich merke, Frau?"

„Ja, Herr Doktor, diesmal wird es, helf' mir Gott, Ernst; ich habe den Tod schon in allen Gliedern! Doch habe ich den Herrn Doktor nicht um meinetwillen gerufen, sondern damit Sie Zeuge eines Bekenntnisses seyen, welches mein Gewissen mich zu thun mahnt, ehe es zu spät wird. Ich habe mich zwar einst durch einen Eid verbindlich gemacht zu schweigen; aber nachdem ich jetzt mein Herz vor dem Herrn Pfarrer erleichtert habe, weiß ich, daß ein solcher Eid nicht bindet. Möchte mir Gott nur die schwere Sünde verzeihen, daß ich mein Stillschweigen habe erkaufen lassen! Und möchte mir der Herr Doktor verzeihen, daß ich ihn ohne sein Wissen in eine solche Schändlichkeit verwickelte!"

„Ich verstehe kein Wort von all Dem, meine gute Frau Björkman! Ist nicht etwa ein Fieberwahn über Euch gekommen?"

„Nein, leider Gottes! Und das Zeugniß des Herrn Doktors wird wohl ebenso wichtig seyn, wie meines. Der Herr Doktor erinnert sich vielleicht noch, daß kommenden August vor einundzwanzig Jahren hier in diesem Zimmer ein junges Frauenzimmer wohnte, bei deren Niederkunft der Herr Doktor unter dem Siegel der Verschwiegenheit zugegen war?"

„Ja, das erinnere ich mich; aber weiter?"

„Von dieser Sache will ich jetzt reden!" Und was Frau Björkman nun mittheilte, ward mit den kleinsten Umständen zu Protokoll genommen und bezeugt. Ein armes Weib, das damals als Magd bei Frau Björkman gedient hatte, gab ebenfalls ihr Zeugniß ab, daß sie in der Nacht vom dreißigsten August besagten Jahres ein neugeborenes Kind deutlich in dem verschlossenen Zimmer habe schreien hören. Und zu diesen Angaben legte der Doktor seine eidliche Bekräftigung, daß er selbst in der-

selben Nacht und demselben Zimmer bei der Geburt eines Knäbleins zugegen gewesen sey.

In dem heimlichen Rathe ward noch Vieles besprochen, und das Endresultat davon war, daß, nachdem vidimirte Abschriften genommen waren, der Doktor mit diesen in der Tasche am nächstfolgenden Tage eine Reise antrat, deren Endzweck seinem Weibe bis auf Weiteres ein Geheimniß blieb. Aber nicht lange darauf genoß sie nebst allen liebenswürdigen M—er Frauen bis auf die Westergren herab, das unschätzbare Vergnügen, jetzt offen von diesen alten Neuigkeiten sprechen zu dürfen, welche nicht allein das kleine M— in Bewegung setzten, sondern damals sogar eine Zeitlang die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf sich zogen.

Siebenzehntes Kapitel.

„Sehr angenehm," sagte der Oberst und öffnete die Thüre zu dem innersten seiner eigenen Zimmer, „sehr angenehm! Ich vermuthe, der Herr Doktor ist auf einer Reise durch unsre Gegend begriffen?"

„Da ich hier angekommen bin, so ist das Ziel meiner Reise schon erreicht!" antwortete der Doktor in einem Tone, der den Obersten nicht nur überzeugte, daß dieß wirklich der Fall sey, sondern noch die weitere Wirkung hatte, daß sich die stattliche Elastizität seiner Zunge von einiger Steifheit belästigt fühlte: zwei Versuche etwas für diese Gelegenheit Passendes hervorzubringen, liefen fruchtlos ab.

„Lieutenant Richard L— hält sich doch gegenwärtig hier in Tyringsholm auf?" fragte der Doktor.

„Wie," stammelte der Oberst hervor, „ist der Herr Doktor bekannt mit, mit . . . Ich glaubte, daß . . . ich vermuthete nicht . . . ich" . . . Mit seinem Gesichte ging eine unglaubliche Veränderung vor. Er setzte sich und lud den Doktor mechanisch ein, dasselbe zu thun.

„Es ist schon lange her, seit wir uns trafen, Herr Oberst; das damalige Inkognito ist von dem Herrn Obersten wohl schon längst vergessen?"

„Keineswegs; ich konnte nicht wohl vergessen, daß ich der Geschicklichkeit des Herrn Doktors das Leben meiner Frau und meines Sohnes zu danken hatte."

„Ja, es war aber auch ein wichtiges Leben, ein sehr wichtiges! Der Herr Oberst steht jedoch bei mir in keiner Verbindlichkeit für den glücklichen Umstand, daß der junge Baron einige Tage vor seinem Vetter geboren wurde."

„Nun, es war Gottes Wille so!" sprach der Oberst mit jener halben Fassung, die oft Personen bezeichnet, welche in Ungewißheit darüber sind, auf was für einem Grunde sie sich befinden.

„Vielleicht," fiel der Doktor ein, „darf ich den Herrn Obersten damit belästigen, den Lieutenant rufen zu lassen! Mein Geschäft betrifft die Herrn gemeinschaftlich."

„Nei—n," stammelte der Oberst; „wir haben nichts mit einander gemein."

Mit einem langen, ernsten und prüfenden Blick maß Doktor Manning das ins Graue und Weise spielende Antlitz seines Wirthes. „Ich fürchte," sagte er, und seine Stimme drang wie kalter Stahl dem Zuhörer durch alle Fibern, „der Herr Oberst hat ein schwaches Gedächtniß!"

„Was soll diese Sprache bedeuten?" Der Oberst stand auf, den letzten Rest seiner Fassung, seines gedemüthigten Stolzes zusammennehmend; aber diese vermochten seine nackte Angst kaum halb zu verdecken.

„Was das bedeuten soll?" brach der Doktor aus, dessen Vorrath von Höflichkeit jetzt zu Ende war. „Nun, daß Frau Björkman, die Wehmutter in M—, die dummdreiste und schändliche Handlung vollkommen aufgedeckt hat, wodurch es dem Obersten gelang, das Fideicommiß seinem rechtmäßigen Erben zu rauben! In meiner, des Pfarrers und Notars Gegenwart ist dieß" — der Doktor zog einige Papiere aus der Tasche — aufgesetzt worden. Mein eidliches Zeugniß über den Tag, an welchem

Baron Klas Malchus geboren wurde, ist mit der Angabe des Kirchenbuchs verglichen worden; und die Unrichtigkeit, die sich dabei in den letztern vorfand, wird sich der Herr Oberst wohl selbst erklären können! Ich habe nur noch zu sagen, daß das Gericht die Sache wohl schon herausbringen wird! Aber vor der schwedischen Ehrlichkeit wird sich ein solcher Prozeß sehr seltsam ausnehmen, und der Skandal, der dabei auf den X—schen Namen fallen muß, wird der würdigen Heldenthat seines Repräsentanten gehörig entsprechen!"

Ebenso feig in der Gefahr wie einst übermüthig im Glück, stand jetzt der Oberst da, und lehnte sich wie versteinert an die Kante des Kamins. „Gericht," „Prozeß," „Skandal" und „Namen" — Diese Worte mußten alle seine Nerven zersprengt haben. Keine Muskel bewegte sich; die Augen glichen gläsernen Kugeln; die Farbe des Gesichts war von einer weißgrauen in eine schwarzblaue übergegangen. Es war ein schauerlicher Anblick.

„Die Dosis war zu stark!" murmelte der Doktor und ergriff die Glocke, die auf dem Tische stand.

Der Oberst verstand seine Bewegung und suchte ihr durch ein Zeichen zuvorzukommen. Aber zu spät: der Klang rief schnell die aufmerksame Dienerschaft herbei.

Jedes Widerstandes unfähig, ward der Oberst schleunig zu Bette gebracht und einige Augenblicke darauf standen der Lieutenant und Klas Malchus im Zimmer.

„Doktor Manning?" rief Richard und fuhr heftig zurück. „Ich verstehe!"

Ein halb erstickter, schneidender Laut entfuhr den bleichen Lippen des Obersten. Der Doktor wies die Bedienten hinaus und riegelte die Thüre.

„Meine Herren," sagte er, indem er sich zu den beiden Jünglingen wandte, „meine Anwesenheit dahier wird eine große Umwälzung in Ihren Verhältnissen herbeiführen. Herr Oberst! Sie können noch sprechen; zwingen Sie Ihre Nerven! Sie sind es diesem jungen Manne

hier" — er zeigte auf den Lieutenant — „schuldig, sich anzustrengen!"

Klas Malchus' Blick glitt mit fragendem Erstaunen von seinem Vater auf Richard, und von diesem auf den Doktor, der die wichtigen Dokumente noch in der Hand hielt. „Findet sich etwa hier eine Aufklärung?" sagte er und streckte die Hand darnach aus.

Der Doktor ließ die Papiere fahren; die Sache mußte jedoch öffentlich werden; man konnte sie nicht liegen lassen.

Bewacht von den gespannten Blicken seines Vaters durchlief Klas Malchus diese beredten Zeilen, die ebenso viele schwarze Striche durch den Wappenschild seiner Familie waren. Lange Zeit hörte man nichts als die schweren Athemzüge, die er aus seiner Brust aufpreßte. Dann trat er zu dem Bette des Obersten. „Mein Vater," sprach er langsam, aber mit durchdringender Stimme, „mein Vater!" Er schüttelte den Kopf mit einer Miene des Grams, die noch herzzerreißender als seine Worte Richards Seele durcheisten. „Ich weiß jetzt, was ich mein ganzes Leben lang betrauerte, was ich betrauern werde, so lange ich lebe — unsern entehrten Namen! Es war eine Höllenlast, die mit dem elenden Fideicommiß auf mich geworfen wurde. Ich bin sie jetzt zwar los; aber kann ich noch einem ehrlichen Manne ins Auge sehen? O ich hatte wohl Recht, mich vor der Welt zu verbergen! Fluch allem Hochmuth und aller Habgier! Sie verkauften meine Seele, noch ehe sie zur Qual des Lebens erwacht war!" Brennend heiße Schweißtropfen, mit ein Paar großen Thränen vermischt, rannen über Klas Malchus' blasse Wangen. Es war Verzweiflung in ihrer edelsten Entartung.

Richards Arme umschloßen den Freund in dieser Minute des Leidens. Er, dem das Schicksal den höchsten Gewinn aufgespart hatte, stand jetzt ebenso niedergedrückt da, wie der, welcher Alles verlieren sollte.

„Klas," sagte Richard, „höre mich; noch ist nichts

öffentlich! Ich habe das schon seit letzten Winter geahnt" — er warf einen Blick auf den Doktor — und glaubst Du nicht, daß, wenn ich je die Absicht gehabt hätte, mein Recht geltend zu machen, ich dann das gegenwärtige Verhältniß so gut als möglich zu recht zu legen gesucht haben würde?"

„Wahnsinn!" rief Klas aus. „Hier ist kein Ausweg möglich und soll's auch nicht seyn! Aber" — er fuhr heftig zusammen — „ist das nicht Mamas Stimme draußen? O meine Mutter, meine Mutter!" Und ehe ihn Jemand daran verhindern konnte, war er schon an der Thüre und riß sie auf.

Die Baronin trat ein, todtblaß und verstört. Noch zitterte ihr ganzer Körper von dem überstandenen Krampfanfall. Isabelle folgte ihr stumm nach dem Bette des Vaters.

Doch wir verlassen den Tummelplatz aller dieser wilden Kämpfe des Herzens und der Sinne. Erst wenn der Sturm sich gelegt hat, wenn das schwärzeste Blut aus der Wunde geflossen ist, wenn die Menschen zur Besinnung zurückgekommen sind, ist es Zeit wiederzukehren und nach ihnen zu sehen und zu hören. In Erwartung eines solchen Augenblicks, wollen wir eine klare Uebersicht über die Verhältnisse geben, von deren Folgen wir bereits Zeuge waren.

Aus dem ersten Theile unserer Erzählung ist bekannt, daß, als der damalige Inhaber von Tyringsholm, der alte Baron E—brand, seine zwei Töchter verheirathete, eine gewisse Spannung und Erwartung wegen der Ungewißheit entstand, welche von ihnen zuerst einen Sohn, das heißt, einen künftigen Majoratsherrn gebären würde, denn in Ermanglung von Söhnen aus der männlichen Linie, sollte Tyringsholm durch die weibliche einen Herrn erhalten. Damals ward viel hierüber in

den beiden Familien gescherzt, und die jungen Frauen ließen sich jede durch den Geist der Prophezeihung die Antwort des Orakels in mancherlei Formen verkünden.

Die Liebe der Baronin Eugenie zu ihrem Manne war im Anfang ihrer Verbindung eine an Anbetung grenzende Berauschung. Oberst von X— war aber auch damals, vor zwei und zwanzig Jahren nämlich, ein Mann von sehr schönem Aeußeren und verführerischen Wesen; und die Gewalt, die er über seine Frau ausübte, war so vollkommen, daß sie lieber gestorben wäre, als daß sie sich einen unwilligen Blick seines Auges zugezogen hätte. Freilich stach auch damals schon die Selbstsucht des Obersten grell genug hervor, allein sie nannte diese nicht bei ihrem rechten Namen, es war ihr seine „höhere Natur," die so seyn mußte; und sie liebte das Joch, das ihr diese höhere Natur auferlegte, da es für sie noch all die goldenen Ringe der Liebe und Phantasie besaß, mit denen sie so gerne spielte. Bei schwachen Geistern — und die Baronin Eugenie gehörte zu diesen — gibt es überdieß ein Bedürfniß, sich der Leitung eines stärkeren zu unterwerfen. In diesen kühnen Jahren, im Zentrum der Glücksfälle des Obersten, ehe sich noch die Furcht vor Schatten bei ihm eingeschlichen hatte, besaß er auch Kraft und Verstand genug, um Andere zu lenken.

Vor den Sinnen des ehrgeizigen Mannes gaukelte unaufhörlich das schöne Fideikommiß; und der bloße Gedanke, daß nicht sein Sohn es erhalten sollte, erfüllte ihn mit all der Qual, wie sie ein stolzes und herrschsüchtiges Gemüth bei fehlgeschlagenen Berechnungen empfindet. Je näher die Zeit der Niederkunft für die jungen Frauen herankam, desto unruhiger und zerstreuter ward er; und nur wenn seine Frau ihn in ihrer Schwachheit zufrieden zu stellen suchte, und ihre doppelte Hoffnung aussprach, daß sie einen Sohn bekommen, und daß die Geburt desselben vor dem seines Nebenbuhlers erfolgen würde, ward der Oberst auf einige

Minuten beruhigt; aber dieser Trost war doch schwach, da er jeder Bürgschaft ermangelte. Am Ende wurde der reizbare Mann ordentlich schwermüthig, und um das Uebel nicht noch größer zu machen, gab seine Frau zu einem an sich sehr seltsamen Vorschlag, dem jedoch seine liebeathmenden Worte, seine Schmeicheleien und seine Beredtsamkeit eine andere Färbung ga'en, ihre Zustimmung. Dieser Vorschlag bestand darin, daß man, um der Gesundheit der jungen Frau willen, während der letzten Monate reisen sollte, und daß man es so auf den Zufall ankommen lassen wollte, wo der Majoratserbe das Licht erblickte.

Die Baronin meinte nun, wenn das Reisen so nützlich wäre, könnte man ja Tyringsholm als Zielpunkt wählen; das würde ihrem Vater eine große Freude machen. Dagegen aber brachte der Oberst fünfzig Einwendungen vor, wo die letzte und beweglichste die war, daß, falls ihre beiderseitige Hoffnung fehlschlüge, es höchst peinlich für sie seyn müßte, das Hurrah-Geschrei bei der Ankunft des andern Majoratserben zu hören. „Nein, meine süße, theure Eugenie“ — so hieß es damals — „laß uns für uns bleiben! dann ist doch wenigstens Niemand Zeuge unserer heiligsten Lust oder unseres tiefsten Schmerzes. Bin ich Dir nicht genug, meine geliebte Gattin? Und es ist Dir ja gewiß gleich, wo die Wiege unseres Kindes steht, wenn Dich nur meine Liebe und Zärtlichkeit umschwebt!“

Es bedurfte nicht einmal so viel, um das gute Weib zu Allem zu vermögen. Sie reisten, und die stete Bewegung bekam der Baronin gut. Kein Diener begleitete sie: der Oberst war damals selbst der erste Kammerdiener seiner Frau.

In der Mitte August erklärte die junge Frau, daß sie sich außer Stand fühle, dieses herumstreifende Leben länger fortzusetzen. Nun hatte der Oberst schon ohne ihr Wissen einen hübschen Zufluchtsort in der kleinen abgelegenen Stadt M— vorbereitet, wo eine gewisse

examinirte Frau lebte, die zufällig in den Kreis unserer Bekanntschaften gerathen ist, und zu welcher er ehedem in gewissen kleinen Beziehungen gestanden hatte. Nichts konnte sich besser schicken; aber jetzt ergab sich die erste Schwierigkeit: die Baronin wollte sich nicht dazu bereden lassen, sich von ihrem Manne zu trennen, der seinerseits durchaus nicht bei der besagten Frau untergebracht werden konnte.

„Aber ich glaube nicht, daß Du es auf diese Art meintest!“ sagte Eugenie. „Wohl konnte ich reisen, und wollte auch meine Zeit in dem dunkelsten Winkel abwarten, wenn es Dir ein Vergnügen macht; aber warum solltest Du nicht bei mir seyn? Wir können ja ein paar Zimmer miethen, und die Frau holen lassen, wenn ich sie brauche.“

„Es soll Alles geschehen, wie Du willst; aber ich meinte es so wohl einzurichten! Jeden Augenblick wollte ich Dich von dieser klugen und verständigen Frau gehütet wissen. Wo wir auch wohnen, so kann sie nicht beständig bei Dir seyn, und ich bin so in Angst, es könnte etwas apropos kommen oder unglücklich gehen, daß ich beinahe wahnsinnig werde! Wohntest Du dagegen bei Frau Björkmann, so wärst Du nicht all den Unannehmlichkeiten und dummen Mißgriffen ausgesetzt, die in einer fremden Wohnung so leicht geschehen können, und ich könnte vollkommen ruhig seyn. Ich halte mich ja doch in der Nähe auf.“

Die Baronin Eugenie, unfähig, diese Gattung unruhiger Zärtlichkeit zu verstehen, aber vollkommen überzeugt, daß diese Laune ihres Mannes nur von seiner blinden Liebe diktirt ward, ließ sich bewegen, ganz inkognito zu der „vortrefflichen Frau“ zu ziehen.

Durch die Veranstaltung des Obersten wurde die Reise so eingerichtet, daß man bei Nacht in M— ankam.

Bald genug merkte jedoch die Baronin mit großer Verwunderung, daß sie eine Art Arrest zu erstehen hatte.

Sie durfte weder ausgehen noch ausfahren, aber täglich erhielt sie die liebevollsten Billets von ihrem Manne; und da Frau Björkmann versicherte, daß die größte Ruhe und Stille vonnöthen sey, so saß sie geduldig auf ihrem Zimmer, und weinte über die wunderlichen Ideen, auf die selbst die Liebe gerathen könne.

Durch ein geheimes Spionirsystem erfuhr der Oberst, was sich im Hause seines Schwagers zutrug, und mit jedem Posttag, der verging, ohne eine beunruhigende Neuigkeit von dorther zu bringen, fühlte er eine Last von seinem Herzen fallen.

Doch nun kam die schwarze Unglücksstunde, welche von den niedrigen Mächten zur Reife gebracht wurde, die sich vorher nur undeutlich in ihm geregt hatten. In demselben Augenblicke, wo er von Frau Björkman die Nachricht empfing, daß seine Frau erkrankt sey, erhielt er durch obengenannten Kanal — denn sein Schwager kannte seinen damaligen Aufenthaltsort eben so wenig wie der Schwiegervater — die Kunde, daß seine Schwägerin mit einem Sohne niedergekommen sey, der bei Einhändigung des Briefes schon drei Tage alt seyn mußte.

Der Oberst steckte den Brief zu sich und flog zu seiner Frau. Aber sie sah die Wuth nicht, die nun in ihm kochte, nicht die geringste Spur davon kam ihr zu Gesichte. Nach ein paar Stunden mußte er noch dazu hören, daß es durchaus nothwendig sey, einen Arzt zu rufen. Und damals war es — wie wir schon früher erzählt haben — wo er selbst zu Doktor Manning sprang, und ihn beim Heimweg sein Ehrenwort als Arzt abnahm, daß er sich niemals mit Jemand in die geringste Unterhaltung über das einlassen wolle, was diese Nacht passirt sey. Der Doktor war ein Mann, der sich nicht gerne mittheilte: er kannte die erste Pflicht eines Arztes, und gab sein Versprechen unbedingt. Der Oberst seinerseits hatte sich hinlänglich mit dem Charakter des

Doktors bekannt gemacht, um zu wissen, daß er eine Person sey, auf die man sich verlassen könne.

Alles lief gut ab — und der Oberst bekam einen Sohn.

Die Post ging beinahe in demselben Augenblicke, aber noch blieb ein sehr wichtiger Punkt übrig, ehe der Oberst die Meldung an seinen Schwiegervater und die übrigen Verwandten absenden konnte. In dieser Nacht wurde, während die Baronin schlief, eine lange Berathung mit Frau Björkman gehalten; und die Folge davon war, daß sie sich gegen eine sehr ansehnliche Summe dazu hergab, dem Probste die Geburt des kleinen Barons um ganze vier Tage früher anzugeben, als sie in der Wirklichkeit geschehen war. Daß sich Doktor Manning niemals mit dem Probste in eine Unterhaltung hierüber einlassen würde, darauf gebe sie ihre heilige Versicherung, sie könne ihr Leben zum Pfand setzen; und der Probst sey alt und habe kein Gedächtniß mehr: an dem nämlichen Tage, wo er es im Kirchenbuche aufzeichnete, würde er es auch wieder vergessen.

Der Plan war kühn, aber der Oberst sah, daß er sich ohne Schwierigkeit durchführen lasse; und er würde vielleicht gerade wegen seiner ungeheuren Plumpheit die Anzahl jener Betrügereien vermehrt haben, die nie entdeckt werden, wäre nicht ein Arzt gerufen worden. Jetzt ward der Schritt in der Hoffnung gewagt, daß dieser redlich Wort halten und daß die ganze Sache sowohl ihm als dem Probste in Bälde entfallen werde.

Inzwischen ward Baron Klas Malchus von dem Probste getauft und in das Kirchenbuch eingetragen, als ob er am sechs und zwanzigsten statt am dreißigsten August geboren worden wäre. Nun wurden Briefe nach Tyringsholm und an den lieben Schwager abgeschickt, des Inhalts: der Gesundheitszustand der Baronin sey so sehr hoffnungslos gewesen, daß der Oberst in seines Herzens Angst und Unruhe die Nachricht von der Geburt seines Sohnes einige Tage aufgeschoben habe, bis er

zugleich den frohen Trost mittheilen könnte, daß die Mutter außer Gefahr sey. Auch erwartete der Oberst natürlich auf das Ungeduldigste zu hören, wie es mit seiner Schwägerin stehe, und ob sie vielleicht Tyringsholm schon einen Majoratserben geschenkt habe u. s. w.

Der Oberst suchte Doktor Manning vor seiner Abreise nicht mehr auf; er besaß Scharfsinn genug, um einzusehen, daß eine erneuerte Bitte um Stillschweigen leicht eine Aufmerksamkeit erwecken könne, welche seine erste nicht erregt hatte. Und noch einmal von Frau Björkman überzeugt, daß der Doktor niemals mit irgend einem Menschen über die geheimen Verhältnisse spreche, die ihm in seiner Praxis begegneten, und daß er gewiß schon wieder vergessen habe, an welchem Tage er berufen worden sey, trat der glückliche Mann nach so wohl verrichtetem Geschäfte mit der Baronin die Rückreise nach ihrer Heimath an.

Unterwegs — denn jetzt war die junge Frau so weit hergestellt, daß sie das Geständniß ertragen konnte — gab ihr der Oberst zuerst eine klare Uebersicht über die grenzenlosen Qualen, die er erlitten habe, als er die Nachricht von der Niederkunft seiner Schwägerin erhalten und dann von den Mitteln und Wegen, zu denen er in der Verzweiflung gegriffen, und sie jetzt, wie er sagte, aus Liebe zu ihm und ihrem Kinde billigen und verschweigen müsse. Der Geburts- und Taufschein des Knaben sey überdieß ausgezogen und bereits nach Tyringsholm abgesandt.

Aber da erwachte zum ersten Male ein Funke von Kraft bei der Baronin Eugenie. In ihrer ersten Verzweiflung über diese That, welche sie all ihrer Liebe ungeachtet für einen schändlichen Raub anerkennen mußte, beschloß sie trotz allem bereits Geschehenen der Angabe zu widersprechen. „Nie, nie," rief sie heftig aus, „werde ich meine Mitwirkung beim Raub eines Rechts versprechen, das Ebbas Sohn gehört; nein, niemals, Malchus! Du magst mit mir anfangen, was Du willst!"

„Ich werde nichts mit Dir anfangen," erwiederte der Oberst, wenn Du aber glaubst, daß ich diese Schmach überlebe, so hast Du Dich verrechnet. Ich will Dir meinen Entschluß noch nicht sagen. — Du sollst Dich zuerst auf den Deinigen besinnen!"

Während sie durch eine einsame und düstere Waldgegend fuhren, stieg der Oberst aus dem Wagen. Die Baronin hielt das schlummernde Kind auf dem Schooße. Wohin gehst Du, Malchus?" fragte sie.

„Da hinauf, um die schöne Aussicht zu sehen. Wenn Du mitgehen willst, so gib den Knaben der Wärterin!" Diese war in einer Stadt angenommen worden, welche ziemlich weit von M— entfernt lag, und sie wußte nichts von dem erst kürzlich abgelegten Inkognito der Herrschaften.

Stille folgte ihm die Baronin.

An dem jähen Abhange eines Berges, an dessen Fuß ein Waldstrom mit schauerlichem Geräusche gegen die scharfen Felsen donnerte, hielt der Oberst. Nie hatte sein ruhiges und glattes Gesicht die Hälfte von dem Gefühle ausgedrückt, das es jetzt belebte. „Eugenie," sprach er mit einem Tone, der verführerisch zu ihrem Herzen ging, „Eugenie, meine geliebte, meine angebetete Gattin, Siehst Du die Leiden, die Qualen der Reue, die mich zerreißen? Ich wollte mein Leben darum geben, wenn ich in dieser Stunde der ärmste Mann wäre! Aber ich wollte tausend Mal mein Leben geben, wenn ich es noch einmal wieder leben könnte, um meine Ehre zu bewahren; denn ohne sie ist das Leben todt. Entscheide jetzt — willst Du mir durch den heiligsten Eid des Stillschweigens Ruhe schenken? Du siehst mich Deinen Gatten, Deinen liebevollen Gatten hier zu Deinen Füßen Dein Erbarmen anrufen — willst Du nicht, so steht es Dir im nächsten Augenblicke frei, zu handeln, wie es Dir am besten dünkt! Wirf einen Blick auf den Strom dort unten; hörst Du sein Gebrüll? Weigerst Du Dich,

so wird dieß meine Zuflucht! Du weißt, Eugenie, ich habe Muth; meine Worte sind keine leere Drohung."

„Ich kann nicht, Malchus, ich kann nicht schwören! Aber laß unß weit fort reisen in irgend einen Winkel der Erde, so einsam, daß weder Hohn noch Schande uns erreichen können!"

Der Oberst schüttelte den Kopf. In seinen Blicken lag Verzweiflung.

„Nun wohl, Malchus," — die zitternde Stimme sprach aufs Beweglichste von ihrer Hingebung — „so nimm denn mich mit in die Tiefe hinab! Ich verlasse Dich nicht!"

Dieser romantische Entschluß war keineswegs nach des Obersten Geschmack, denn es lag natürlich nie in seiner Absicht, aus der Drohung Ernst zu machen.

Sollte er, der feine gewandte Weltmann, auf diese Art sterben — „sterben wie ein Hund?" Nein, das wäre gar zu simpel, und dazu war er auch zu feig. Die Zweifel des zartfühlenden Weibes mußten also besiegt werden.

„Eugenie, was sagst Du, willst Du Dein Kind verlassen, es ohne Vater, Mutter und Ehre lassen? Wie kannst Du so unnatürlich grausam seyn! Wie könntest Du in einer Sekunde des Irrwahns ein solches Unrecht an Deinem Kinde thun? Du bist nicht Mutter! Und wie könnte zudem, wenn wir hier zusammen zu Grunde gingen, das Recht Deines Schwestersohnes an den Tag kommen?"

„Nein, ich will nicht sterben!" jammerte die arme Eugenie. „Du hast Recht, ich kann nicht sterben!"

„Aber ich kann es!" brach der Oberst aus, und machte des glücklichen Effektes halber einen Sprung vorwärts, was für eine minder gewandte Person ein sehr gefährliches Spiel hätte werden können. Der Scheinversuch that seine wohlberechnete Wirkung; von Eugeniens Armen umfaßt, ward er heftig zurückgezogen.

„Ich schwöre, denn ich kann auch Dich nicht sterben sehen. Aber von diesem Augenblicke an sterbe ich einen langsamen, hinschwindenden Tod, einen Todeskampf, der ein ganzes Leben hindurch dauert."

Und die Baronin Eugenie schwur, schwur das Geheimniß ihres Gatten zu bewahren. Aber mit diesem Eide wich der Frieden für immer aus ihrer Seele.

Während der ersten Jahre bemühte sich der Oberst, durch ein liebevolles Begegnen die Schwermuth und Unruhe ihres Gemüths zu lindern. Aber später, als er sich in dem Besitze des geraubten Schatzes vollkommen sicher fühlte, ward sein Gefühl weniger warm. Stets aufmerksam, stets artig und den Forderungen der Convenienz nachkommend, erschien er dem äußerlichen Beobachter als das Muster eines zärtlichen Gatten. Aber Eugenie fühlte, daß er es nicht mehr war. Auch ihre Liebe war erloschen, für ewig ausgebrannt, und nichts blieb übrig als die allmächtige Gewohnheit einer blinden Ergebung.

Noch besaß Eugenie in ihren Kindern einen Ersatz während dieser langen, qualvollen Tage. Klas Malchus, der so theuer erkaufte Sohn, entwickelte jedoch frühzeitig eine Eigenheit des Charakters und einen Trübsinn, den zur Klarheit zu bringen sie nicht im Stande war. Im Gegentheile liebte und nährte sie die Neigung des Kindes für einsame Beschäftigungen; es kam selten unter andere Kinder, sondern wurde in Wehmuth und Thränen auferzogen und fand in allen Streitigkeiten bei der Mutter Unterstützung und Entschuldigung. Was dagegen die junge Tochter betraf, so machte die Baronin frühzeitig die Entdeckung, daß zwischen ihnen keine sonderliche Sympathie vorhanden war; und so sehr sie wirklich ihre Isabelle liebte, gab sie doch ihre Zustimmung dazu, daß sie in einer heitereren, mehr für sie passenden Umgebung erzogen wurde. Der Kammerräthin ward dies Geschäft anvertraut, das eine so große Verantwortlichkeit mit sich brachte; aber nachdem nun Isabelle zu der reichen Tante

gezogen, und Klas Malchus an eine Schule geschickt war, erfuhr die Baronin Eugenie erst recht, was ein Leben ohne Frieden und ohne Hoffnung sagen will. Der Oberst erstarrte von Jahr zu Jahr mehr in seinen bestimmten Formen; sein ganzes Wesen, Leib und Seele glich einem schillernden Steine, der fein genug geschliffen war, und sich überall in den künstlichen Ring einpassen ließ, den man Welt nennt. „Die Welt" — nämlich der Theil von ihr, den der Oberst so nannte — galt ihm Alles; und um dort eine in die Augen fallende Stellung für sich und seine Nachkömmlinge zu erringen, hatte er auch Alles aufgeopfert.

Lange mußte indessen der Oberst warten, bis er die Frucht so vieljähriger Unruhe ärndten durfte. Der Sohn, während dessen gehoffter langer Minderjährigkeit er selbst in Tyringsholm zu herrschen gedachte, hatte beinahe das zwanzigste Jahr erreicht, als der zähe alte Schwiegervater ihm endlich freie Hände ließ, um sich, wie wir gesehen haben, auf dem Fideicommiße niederzulassen. Aber das Jahr hatte noch nicht seine volle Stunde gemacht, als die rächende Nemesis an der Thüre des Obersten stand, anklopfte und ihr Recht forderte.

Es war ein kurzes Regiment!

Doch ehe wir jetzt zu dem Punkte zurückkehren, wo unsere Erzählung abgebrochen wurde, müssen wir, um einen vollständigen Zusammenhang in dieselbe zu bringen, den Umstand berühren, der in Lieutenant Richards offene und arglose Seele einen so verzehrenden Brand geworfen hatte.

Wir erinnern uns, daß der brave Doktor Manning, nachdem er Richards gebrochenen Arm im Duringer Wirthshofe verbunden hatte, sich weigerte, eine Belohnung anzunehmen; denn, wie er sich damals selbst ausdrückte, er rechnete die kleinen Extra-Beistände nie an, die er auf einer Reise zufällig leistete. Es lag indessen dem stolzen jungen Mann am Herzen, seine Schuld abtragen zu dürfen, weßhalb er nach der Adresse des Doktors fragte;

und da war es nun, wo folgende kurze Unterhaltung zwischen ihnen Statt fand.

„Ich wohne in M—," sagte der Doktor.

„In M—? Die Stadt kenne ich nicht; ich war nie dort; und doch hat der Name einen eigenen Klang für mich. Mein Vetter ist in M— geboren, ein Vetter, mein bester Herr Doktor, welcher mir ein großes Fideikommiß hinwegschnappte, nachdem ich bereits als Majoratserbe begrüßt war. So toll geht es in der Welt zu; aber man muß sich darein finden!"

„Hierin muß der Herr Lieutenant sich irren, denn ich kann mich nicht erinnern, daß jemals ein Majoratserbe in M— geboren wurde, und ich wohne doch seit dreißig Jahren dort; ich mußte es daher doch wohl wissen, denn ich bin Arzt in jedem Hause und mit jeder Seele in dem Städtchen befreundet."

„Nun ja, aber es wird denn doch wohl so seyn, obschon ich gestehen muß, daß es nicht gar so leicht ist, den wichtigen Fall von der Geburt des Majoratserben Baron Klas Malchus E—brand zu wissen, indem mein Onkel und meine Tante, die damals auf einer Reise begriffen waren, sich während dieses Zeitpunkts zufälligerweise in M— aufhielten."

„Ei," brach der Doktor aus und fuhr mit dem Sacktuch über das runde, behagliche Gesicht, „etwas der Art schwebt mir doch vor dem Gedächtniß; aber der Name war nicht E—brand."

„Nein, das glaub' ich wohl; mein Vetter hat erst jetzt mit dem Fideikommiß den Namen unsres Großvaters angenommen. Mein Onkel hieß X—."

„Richtig — ei der Teufel, ist das der Vetter des Herrn Lieutenants? Ich wußte damals nicht, daß ich einem kleinen Majoratserben den Eintritt in die Welt eröffnete. Ich erinnere mich jetzt der ganzen Geschichte, als ob es gestern gewesen wäre; es ging doch verflucht geheimnißvoll dabei zu!"

„Geheimnißvoll ging es zu? Der Onkel fürchtete wohl, Papa würde ebenso genau nach der Zeit spioniren,

wie er es bei uns that. Die armen Väter müssen in tödtlicher Angst herumgegangen seyn, denn die Erbschaft des Fideikommißes sollte dem zufallen, der zuerst das Licht der Welt erblickte."

Ha, ha, ha! war es so!" lachte der Doktor. „Es hielt auch hart. Ich denke noch heute an die Nacht auf den 30. August 18.. Wie lange später kam denn der Herr Lieutenant auf die Welt?"

„Ich wurde einen Tag nach Klas Malchus geboren!" erwiederte Richard erblassend. Er meinte einen Tag später als Klas Malchus Taufschein auswies; aber er wußte nicht, ob er es wagen sollte zu fragen, was der Widerspruch des Doktors zu bedeuten habe, denn obschon er bestimmt glaubte, daß dieser sich irrte, fühlte er doch Etwas in sich, das ein offen ausgesprochenes Erstaunen verwarf. Nachdem er sich über einen heftigen Schmerz im Arm beklagt hatte, sprach er wie im Vorübergehen: „So, so, in der Nacht auf den dreißigsten wurde er geboren!"

„Nein, ich sagte es nicht ganz richtig; denn wäre er in der Nacht auf den dreißigsten geboren, so würde es geheißen haben, den neun und zwanzigsten. Aber so viel ich mich erinnere, war es schon halb drei Uhr Morgens — also am dreißigsten selbst! Ich habe zudem das Datum aufgeschrieben."

Die Leiden in Richards Arm wurden immer schmerzlicher. Der Doktor drängte ihn zu einer schleunigen Reise nach Mörkedal, wo eine gute Pflege den Patienten erwartete.

Sie trennten sich.

Es versteht sich von selbst, daß der Ehrenmann seine Verschwiegenheitsgelübde nicht gebrochen zu haben meinte, wenn er mit dem Lieutenant über die Sache sprach, da dieser ja selbst von der Geburt seines Vetters in M— zu erzählen wußte. Mehrere Tage dachte noch der Doktor an den vortrefflichen jungen Mann, der durch seine Geschicklichkeit des großen Fideikommisses verlustig gegangen

war; bald aber von neuen Vorkommnissen in Anspruch genommen — Doktor Manning befand sich damals auf einer wissenschaftlichen Reise nach Kopenhagen und Deutschland — vergaß er die wiedererweckte Skizze aus seiner früheren Praxis, und ließ sie geräuschlos zu dem großen Memoirenverlag hinabtauchen, den seine verschwiegene Seele verwahrte.

Nicht so mit Richard. Wir haben die Kämpfe gesehen, welche das junge warme Herz mit der Vernunft stritt, die klar in den dunkeln Nebel sehen wollte. Diese Aufklärung konnte jedoch nicht ohne Aufsehen gewonnen werden, und bei den Stößen und Umwälzungen, die darauf folgen mußten, that es Richard besonders um Isabellen, seinen Abgott, leid. Mit dem Obersten, den er jetzt tief verachtete, hatte er kein Erbarmen. Aber da war ja der redliche, treue Klas Malchus, er, der Tyringsholm mit Freuden weggeworfen hätte, wenn er damit seinen Namen unbefleckt erhalten konnte. Um ihn, um die arme unglückliche Baronin Eugenie, aber vor Allem um Isabellen blutete Richards Herz. Isabelle, deren Lebensfaden schon zum voraus so dünn war, was würde sie nicht darunter gelitten haben! Und konnte er, der nach ihrer Liebe, ihrer Hand strebte, daran denken, gegen ihren Vater einen Proceß zu eröffnen, dessen Ausgang so unsicher war; denn Richard wußte wohl, daß, wenn sich kein weiteres Zeugniß fand, als das des Doktors, der Proceß verloren gehen mußte, und er hätte dann nur ein abscheuliches Aufsehen erregt, den Namen seines Onkels mit einem nie verschwindenden Schatten verdunkelt, ohne ihn bekräftigen oder wieder wegnehmen zu können. Unter diesen Verhältnissen wäre an die Möglichkeit einer Verbindung mit Isabellen nicht zu denken. Auf der andern Seite aber welche Qual, nicht nur zu glauben, sondern täglich durch die Winke, die er gegen seine Tante fallen ließ, immer überzeugter zu werden, daß er selbst die gegründetsten Ansprüche auf dieses Tyringsholm besitze, auf dem ihm sein Onkel die Verwal-

terstelle angetragen hatte! Wir haben schon oben zu schildern versucht, wie Richard hin und hergerissen ward von seiner Liebe und seinem natürlichen Ehrgeize, der in den Besitz alles dessen zu kommen wünschte, was nicht nur seine eigene Existenz sichern, und ihm einen würdigen Platz in der Gesellschaft verschaffen, sondern ihm auch die Gelegenheit an die Hand geben konnte, mit thätiger Hand an dem künftigen Glück seiner jungen Brüder arbeiten zu können.

Während der Stürme dieser wechselnden Kämpfe stieg seine Leidenschaft zu einer furchtbaren Höhe. Von Isabellen hing sein ganzes Leben ab; ihr konnte er Alles aufopfern.

Und nun, nachdem wir diesen Blick in Tyringsholms geheime Annalen zurück geworfen haben, wenden wir das Blatt und folgen dem neuen Majoratserben auf den übrigen Stadien seines Lebens.

Achtzehntes Kapitel.

Wir haben nicht im Sinne, uns bei der wenig ergötzlichen Erzählung der Prozeß-Entwicklung aufzuhalten. Während dieser seinen ordentlichen und gesetzlichen Gang nimmt, und der Major, als Hauptperson von Seiten seines Sohnes, und ein geschickter Advokat für Klas Malchus die Streitigkeiten zum Schlusse bringen, die freilich, wie Alle wußten, nur Einen Schluß haben konnten, besuchen wir wieder Tyringsholm, den Sammelplatz der verlierenden sowohl, als der gewinnenden Partei.

Wir beginnen natürlich mit dem Obersten. Ist es denkbar, daß der Mann, der sein ganzes Leben lang nur dem äußern Scheine gelebt und für den das Urtheil der Welt den Spiegel gebildet hatte, worin er sich unaufhörlich betrachtete, ein Mann, der mit dem größten Stolz, der höchsten Eitelkeit und Selbstsucht stets sein Ich als

den Mittelpunkt aller Vollkommenheit dargestellt hatte, der um den Schein der Loyalität, Liberalität und Popularität, kurz aller Eigenschaften gebuhlt hatte, nur derer nicht, die er wirklich besaß, nämlich der Narrheit und Schurkerei — ist es denkbar, fragen wir, daß dieser Mann seinen Fall überleben konnte, leben konnte, um seinen Namen, seinen mit Leidenschaft geliebten und angebeteten Namen, gebrandmarkt zu sehen durch den Urtheilsspruch des Gesetzes und entehrt durch die scharfe Geißel der allgemeinen Verachtung? Nein, das wäre unmöglich gewesen! Zu einem solchen Leben erforderte es mehr Muth, Entsagung und Gottesfurcht, als der Oberst v. X— jemals besessen hatte.

Aber auf welche Weise konnte denn ein „Mann von Welt,“ der in einen so ehrenrührigen „Kasus“ verwickelt war, von dem Welttheater Abschied nehmen, ehe er hinausgepfiffen wurde? Gerade das war die große Frage! Es wird wohl Niemand auf den Gedanken kommen, daß ein Mann von dem feinen Gefühl und dem guten Ton des Obersten, ein Mann, der den Vorzug einer gebildeten Erziehung so hoch schätzte und der seinen Kopf so hoch getragen hatte, sich etwas so ganz Pöbelhaftes, wie Erwürgen, Ertränken, Vergiften, Durchgehen oder dergleichen erlauben sollte! Freilich hatten vielleicht schon ebenso gute Leute, wie er, kein Bedenken getragen, sich zu einem dieser Mittel herabzulassen, um ein beschwerliches Leben los zu werden, und die zwei letzten Alternativen waren ganz positiv von sehr großen Leuten benützt worden, aber es war doch etwas daran, was den Schönheitssinn des Obersten verletzte. Die Kugel war ehedem ein Ausweg, welcher höheren Naturen erlaubt seyn konnte, aber seitdem sich auch Ladendiener damit abgegeben hatten, taugte er nichts mehr. Es entsteht daher billig die Frage, was noch zu wählen übrig blieb? Keine einzige honette Manier!

Was that also der Oberst v. X— in der Nacht, wo er das Begräbniß seines „besseren“ Ichs überlebt hatte,

wo Gattin und Kinder verzweifelnd um sein Lager standen, als die Gegenwart keinen Tropfen Trost bot, womit er seine verzehrende Qual löschen konnte, wo die Vergangenheit ihm ein nutzloses, erniedrigtes Leben zeigte, während dessen er nur Materialien zu dem Vulkane g sammelt hatte, dessen Ausbruch ihn selbst und alle seine Berechnungen zerstören sollte, und wo die Zukunft keinen Schimmer von Hoffnung zur Verbesserung seines schwarzen Geschickes zeigte — was konnte er da Anderes thun, als geradezu von selbst sterben?

Der Oberst erlebte wirklich den folgenden Morgen nicht. In demselben Momente, wo seine schon vorher so tief erschütterte Kraft vollkommen gebrochen wurde, da er sich schwarzblau und wie versteinert an die Kaminkante lehnte, ward sein Gehirn von dem elektrischen Schlage gerührt, der für immer betäubt; aber eigentlich starb er nach Doktor Mannings Behauptung an Zersprengung der Gallenblase: er starb — am Gallenfieber.

Laßt uns indessen nicht so kalt von dem Bette hinwegtreten, wo die bleichen Ueberreste eines im Leben so eitlen und hochmüthigen Mannes jetzt ruhen! Oberst X— würde ohne jene gefährliche Versuchung zu Reichthum und Ansehen zweifellos eine ganz gewöhnliche unschädliche Person geworden seyn, wie ihrer zu Tausenden in der Welt herumlaufen. Diese Tausende tragen auch alle einen schwarzen Samen in sich, der sich vielleicht nur aus Mangel an Gelegenheit nicht entwickelte. Der schwarze Samen in des Obersten Seele würde vielleicht nie zur Frucht gereift seyn, wenn die Geburt seines Sohnes einige Tage früher eingetroffen wäre. Wäre es nicht so eingerichtet, wie würde die Vorsehung, die sich in jeder Gestalt offenbart, ein so schwer zu besiegender Feind seyn! Einige Wenige kämpfen auf jede Art dagegen und siegen; manche Andere aber gibt es, die den Sieg nicht davon tragen würden, wenn der Feind ihre Hauptschwäche angriffe. Wohl denen, die ihre Be=

gierden zu bezähmen vermögen — doch laßt uns diejenigen menschlich beurtheilen, die es nicht im Stande sind! Reich an großen Lehren bleibt jedoch stets ein Todtenbette, von dem das Opfer ungezügelter Leidenschaften abgerufen wird, um sich vor dem höchsten Richterstuhle zu stellen.

Oberst X— war weder ein guter Gatte noch ein gütiger Vater im wahren Sinne des Wortes gewesen; denn selbst seine Liebe war Eitelkeit. Nichts desto weniger sah er sich bei seinem Hinscheiden von verzeihender und versöhnender Zärtlichkeit umgeben. Heißere Gebete, als er selbst sie beten konnte, stiegen zu Gottes Thron empor, und wir wollen hoffen, daß diese Gebete vor ihm dort ankamen und ihn empfingen!

Aufs Tiefste gebeugt saß Baronin Eugenie in ihrer Wittwentracht da. Ihr Herz, der Frieden ihres Lebens waren schon längst in Schwarz gehüllt; wenn es aber im Bereiche der Möglichkeit liegt, daß eine Person in ihrer Lage einen Funken Ruhe erhalten konnte, so ward ihr dieser jetzt mit der Gewißheit, daß Tyringsholm in die Hände seines rechtmäßigen Besitzers kommen sollte. Indessen litt sie mehr durch den Gedanken an die Verachtung, das Mitleid, das ihre Kinder über ihre Schwachheit empfinden mußten, als durch den Verlust ihres Gatten. Sie dankte sogar Gott, daß ihm die Qual erspart war, seine Schande von Stufe zu Stufe zu überleben. Besser also, wie es geschehen war; sie war überdieß innerlich überzeugt, daß er als ein reuevoller Sünder hingegangen sey — das schien so Manches in seiner letzten Stunde zu bezeugen — und dieser Trost beruhigte sie.

Nichts konnte zärtlicher und ehrfurchtsvoller seyn, als Richards Aufmerksamkeit gegen seine unglückliche Tante; und als Baronin Eugenie sah, mit welch' ungekünstelter, herzlicher Vorsorge er jede schmerzhafte Erinnerung von ihr abzulenken suchte, fühlte sie sich von einer

Hingebung und Dankbarkeit für den jungen Mann durchdrungen, die zu tief war, als daß sie sie hätte ausdrücken können. Wenn er aber ihre Hand in die seinige schloß, wenn er mit unaussprechlich theilnehmendem Kummer ihre abgezehrten Züge betrachtete, dann lehnte sie ihren Kopf an seine Brust, und dort war sie ruhiger, besser, als an der ihrer eigenen Kinder.

Es war ihr ein Tag grenzenloser Bitterkeit, als sie Zeugniß von ihrer Mitwissenschaft an der Betrügerei ihres Gatten ablegen mußte. Dieser denkwürdige Akt ward zwar nicht vor dem Richterstuhle aufgesetzt, sondern auf ihrem eigenen Zimmer, aber die Sache war doch von der Art, daß sie eine schon vorher so belastete Seele vollends auf den Grund niederdrücken mußte. Klar und in das geringste Detail eingehend theilte sie ihre Erzählung mit, die Klas Malchus' wahren Geburtstag, die Reise und die Begebenheiten während derselben umfaßte. Als sie geendigt hatte, war keiner von den Anwesenden, der nicht ein tiefes Mitleid mit dem armen Weibe gefühlt hätte, welches, um den makellosen Ruf ihres Mannes vor der Welt zu bewahren, ein und zwanzig Jahre lang selbst die schwerste Pein getragen hatte.

Mit Klas Malchus sah es jedoch noch schlimmer aus. Seit der gräßlichen Entdeckung und dem unmittelbar darauf erfolgten Tod seines Vaters schlich er wie ein Schatten in seinen Zimmern auf und nieder. Er sprach nicht, er klagte nicht, gab sich weder Mühe zu trösten, noch Trost zu erhalten; stumm und finster, schien er vergessen zu haben, daß es noch ein Glück für ihn gäbe. Er suchte nicht einmal Marien auf: sein ganzes Wesen war bis zur Wurzel erschüttert. Sogar das Piano blieb unberührt stehen; man hörte keinen Ton mehr daraus. Mit langen, abgemessenen Schritten ging er beinahe Tag und Nacht auf und nieder, kaum brachte man ihn an die Mittagstafel, und auf eine Art, die bewies, daß es vollkommen mechanisch geschah; er selbst begehrte weder Etwas, noch schien er im Geringsten

Etwas zu vermissen, als man ihn, auf Anrathen des Doktors, ein paar Male nicht zum Essen holte.

Der Kummer darüber, daß sie ihren geliebten Sohn in diesem Zustande sehen mußte, durch sich selbst in diesem Zustande sehen mußte, die ihn bei Zeiten von diesem Elende hätte erretten können, wenn sie den Muth gehabt hätte, den frevelhaften Bitten ihres Gatten zu widerstehen, das war für die Baronin der schwerste, fressendste Gram. Alle kannten Baron Klas' Charakter zu wohl, um nicht überzeugt zu seyn, daß er den Verlust von Tyringsholm, so weit er nur das Besitzthum berührte, für eine wahre Wohlthat ansah; aber die Zweideutigkeit des Namens, den er wieder annehmen mußte, nachdem er durch das Bubenstück seines eigenen Vaters, die Schwachheit seiner Mutter gezeichnet worden war, dies, so wie die Erinnerung an den schauerlichen Tod des Vaters, und die Gewißheit, daß er bis auf diese Stunde der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, mußte nothwendig auf ein von Natur so düsteres Gemüth einen tiefen Eindruck machen, ja einen so tiefen, daß vielleicht keine Zeit ihn zu heilen vermochte: nicht ohne Grund befürchtete man eine vollkommene Gemüthszerrüttung.

„Klas, mein Klas," sagte oftmals die unruhige Mutter und preßte seine Hände zwischen den ihrigen, „wirst Du mich nie mehr freundlich ansehen? Wirst Du nie, nie Deiner unglücklichen Mutter verzeihen können?"

Ein stummes Nicken, ein Bemühen zu lächeln war die ganze Antwort.

O was es da litt, das arme Mutterherz! „Kein Wort, Klas, nicht ein Wort?"

„Wort?" wiederholte er langsam. „Was ist denn das — quäle mich nicht!"

Tiefe Seufzer peinigten der Baronin Eugenie Brust: „Klas, Klas!"

„Laß es seyn, wir können nichts machen!" Dies

waren die einzigen Worte, die sie ihm entlocken konnte, und wer ihn nur zu einer Mittheilung zu bewegen suchte, bekam stets dieselbe eintönige Antwort: „Laßt es seyn, wir können nichts machen!“

Eines Tages machte der Arzt, den man gerufen hatte und der durch Richard das Verhältniß des Barons zu Marien kannte, den Vorschlag, diese zu ihm zu bringen. Man versprach sich die besten Folgen davon. Niemand sollte anwesend seyn; aber in ein Nebenzimmer verborgen und von den Beobachteten selbst nicht geahnt, erwarteten Richard und der Doktor den Ausgang ihres Versuchs. Marie, gewiß die nicht am wenigsten Leidende unter den Betheiligten, war in ihrer Betrübniß höchst dankbar für das Glück, ihn wenigstens sehen zu dürfen. Leise schlich sie hinein und blieb an der Thüre stehen.

Klas Malchus war gerade auf seiner Wanderung durch's Zimmer von ihr abgekehrt, aber als er sich umwandte, um wieder herzugehen, fielen seine Blicke auf Marien, die scheu und bebend, mit Thränen auf der heißen Wange, ihn anschaute.

„Bist Du hier, Marie?“ sprach Klas Malchus; aber in seiner Stimme lag weder Wärme noch Klang.

Bei dieser kalten Anrede, die Marie nicht recht verstand, fing sie an laut zu schluchzen. „Bin ich nicht ganz unschuldig, Klas?“ Sie trat ihm ganz nahe.

„O ja; aber laß es nur seyn, wir können nichts machen.“

„Klas, theuerster Klas, liebst Du mich denn nicht mehr?“ und voll Verzweiflung umschlang Marie den, der ehedem seine Arme so willig nach ihr ausgestreckt hatte. „Nein, ich sehe es wohl, Du liebst mich nicht mehr! Sie haben Dein Herz von mir gewendet!“

„Du hast Recht, Marie, sie haben meinem Herzen wehe gethan. Da innen ist nicht mehr Alles wie früher!“

Die Stimme war sanfter, der Blick milder. Marie faßte Muth.

„Laß mich zu Dir sitzen, Klas! Du bist nicht wohl,

das sehe ich nur zu gut; Du frierst mitten im warmen Sommer!" Sie führte ihn zum Sopha, setzte sich auf die Kante neben ihn, und sah ihm mit schmerzlicher Zärtlichkeit ins Auge. Ach, Du bist weit kränker, als sie mir gesagt haben!"

„Sprich nicht so viel, Marie!" sagte Klas, legte aber doch, wie er früher oft zu thun pflegte, ihren Kopf an seine Brust. „Schweig' jetzt; es ist gut, wenn man schweigt!"

Und Marie schwieg und weinte leise. Sie begann zu ahnen, was man für Klas Malchus fürchtete, und unsäglich heiß war das Gebet, das sie jetzt zum Himmel schickte, daß es ihr vergönnt seyn möchte, seine Seele von der finstern Tiefe zurückzureißen, der diese nahte.

Als sie wieder gehen wollte, hörte man ihn halblaut sagen: „Geh' nicht von mir! Meine Brust athmet leichter, wenn Dein Kopf daran ruht; aber wenn Du ihn wegthust, wird sie wieder so schwer wie vorher."

„Sie muß beständig hier seyn!" sagte der Doktor zu der Baronin, und diese, alle früheren stolzen Gedanken vergessend, zog Marien wie eine Tochter an ihr Herz, und sagte: „Du sollst hier bei uns bleiben, mein Kind; und wird mein armer Klas durch Dich gerettet, so hast Du Deinen künftigen Gatten gerettet!"

Seitdem saß Marie jeden Tag bei Klas Malchus. Sie war es, die Alles ahnte und zuvorthat, was ihn möglicherweise zufrieden stellen konnte, was er bedurfte; denn noch sprach er keinen anderen Wunsch aus, als den, daß sie bei ihm bleiben möchte.

Eines Tages wagte Marie das Piano zu öffnen, ohne daß er wie gewöhnlich ihr Vorhaben mit einem finstern, unwilligen Blicke unterbrach: diesmal nickte er ihr sogar fast unmerklich Beifall zu. Da sang und spielte sie, von seligen Ahnungen begeistert, eines jener Lieder, die er am meisten geliebt hatte, und die Töne des Instruments und Mariens Stimme schmeichelten seiner Seele und schmolzen die Eisrinde, die sich darum gelegt hatte.

Er lauschte aufmerksam und lange, und Thränen strömten über seine blassen Wangen. Von Hoffnung und Bangigkeit zitternd verließ Marie das Instrument und stürzte auf ihn zu: seine Arme waren schon ausgestreckt und sie fühlte in ihrem Drucke Wärme und wiederkehrendes Leben.

Von diesem Tage an hoffte man das Beste. Das Herz der Baronin Eugenie opferte ein heißes Dankopfer dem, der die Macht hat, einen Strahl in die Nacht des Kummers zu schicken. Wenn Klas Malchus' Vernunft in der großen Umwälzung untergegangen wäre, dann... sie wagte sich nicht weiter in dem Gebiete dieser finstern Gedanken. Sie konnte nur Gott für die Hoffnung preisen, jenen Genius, der sie seit so manchen bittern Tagen nicht besucht hatte.

Und nun wollen wir auch einige Worte über eine andere Mutter sagen, über die gute, freundliche, vortreffliche Majorin, die weder Sinne noch Besinnung verlor, als sie die außerordentliche Nachricht von der Lage der Dinge in Tyringsholm erhielt. Sogleich schickte die kluge Frau einen Expressen an ihren Mann; und der brave Major kam schneller in Urlaub, als er zum Exerziren abgereist war. Jetzt waren Beide in Tyringsholm, und halfen, trösteten, riethen wie Freunde in der Noth, wie liebevolle Geschwister. Das Begräbniß des Obersten ward mit all dem Pomp abgehalten, den er im Leben so sehr geliebt hatte; und dieß ließ sich recht wohl thun, da erst nach demselben die Veranlassung des schnellen Todesfalles bekannt wurde. Wie schonend, wie sanft und verzeihend war nicht die Majorin Ebba gegen ihre beklagenswerthe Schwester! Kein halbes Wort verletzte jemals Eugeniens Gefühle; und obschon man natürlich nicht zweifeln konnte, daß die Majorin in ihrem Innern oder in vertraulichen Têtes-à-Têtes mit ihrem Manne Gott dankte, daß Alles ans Licht gekommen war, und ihr Richard, ihr Liebling, zu so vielem Guten kommen sollte, so ließ sie doch nie eine Anspielung darauf laut werden. Und nicht nur sie zeigte dieses feine Zartgefühl,

auch der Major hatte gegen seine Verwandten eine achtungsvollere Aufmerksamkeit angenommen, als er ihnen früher erwiesen hatte.

Jedenfalls waren sie weit entfernt, eine unvermischte Freude über die neue Wendung der Dinge zu empfinden. Das Leiden der Baronin, das sich so scharf in jedem ihrer Züge ausdrückte, war eine Quelle des Grams für sie; und Klas Malchus' betrübter Gemüthszustand, damals noch hoffnungslos, lag bleischwer auf ihren Herzen. Und dann, und dann! Ihr eigener Sohn, ihr Richard, der echte Majoratserbe, sah er wohl aus, als empfinde er das geringste Gefühl der Lust über die Aussicht, bald Herr des herrlichen Tyringsholm zu werden? Nein! war er nicht ebenso traurig, ebenso niedergeschlagen wie vorher? Gab es einen Blick in seinem Auge, einen Gedanken in seiner Seele, der nicht einzig nur Andern galt. „Ach, ach," seufzte es im Mutterherzen, „es ist nicht gut mit ihm! Und das Mutterherz hatte nur zu sehr Recht; es war nur gar nicht gut mit Richard! Er, den man dafür ansah, ein so ausgezeichnetes Glück gemacht zu haben, fühlte keine Sekunde lang Frieden. Schwarze Ahnungen hausten stets in seiner Seele, aber die Wirkung dieser auf sein Gemüth mußte er strenge beherrschen, denn von ihm forderte man eine Anstrengung, die bisweilen seine Kräfte überstieg; und nur seine Mutter und noch ein anderes Wesen waren es, die begriffen, welche Pein er fühlte, während er all diese schwülstigen und langweiligen Glückwünsche empfangen mußte, womit die Leute ihm eine Freude zu machen meinten.

In mancher Nacht stand Richard schlaflos von seinem Bette auf, das er, um stets nach Klas sehen zu können, in die Zimmer dieses hatte tragen lassen, und dann stürzte er hinaus, um sich in dem kühlenden Thaue der Nachtluft zu baden. Um den linken Flügel ging sein stiller Kreislauf; aber wenn er zurückkam, brannte er fieberisch heiß, und fand keine Ruhe weder beim Lie-

gen noch beim Gehen. Sah er dann in Klas Malchus' Schlafzimmer, und fand ihn wie ein Gespenst in das weiße Lacken gehüllt, seine ewige Wanderung fortsetzen, dann schauderte er entsetzt zurück; und dann waren alle seine Vorsorgen dem unglücklichen Freunde gewidmet, über dessen bitterem Leiden er sein eigenes zu vergessen suchte. Richard verließ Klas nie eher, bis er ihn überredet hatte, zu Bette zu gehen, und er ihn dann eingeschlafen sah. Dann erst sank auch sein Kopf, von Kummer erschöpft, gegen die Brust; aber diese Ruhe war keine wohlthätige, denn jetzt war Alles schwarz in Tyringsholm, und am schwärzesten der Strahl in Isabellens Auge.

Isabelle! — wir haben es auf die Letzte gespart, von ihr zu sprechen.

An dem nämlichen trauervollen Abend, wo der mysteriöse Schleier, der bisher das düstere Gemüth ihrer Mutter umflort hatte, zerriß, und ihr das schwarze Blatt aus dem früheren Leben ihrer Eltern zeigte, an demselben Abend riß auch unmerklich mehr als ein Faden an dem dünnen Bande, das Isabellens Leib und Seele zusammenhielt.

Am Todtenbette ihres Vaters zeigte sie jedoch die größte Stärke. Sie fiel weder in Ohnmacht, noch brach sie in ein Jammergeschrei aus. Aeußerlich ruhig, hörte und vollzog sie die Anordnungen des Doktors; durch ihre Vorsorge wurden die letzten Augenblicke des Obersten gelindert; ihr Seufzer betete für ihn, ihre Lippen flüsterten Worte, die die Andern nicht hörten, in sein Ohr; und in ihren Armen hauchte er den letzten Lebensfunken aus. Als der Vater hinüber war, widmete sie Mutter und Bruder ihre ganze ungetheilte Aufmerksamkeit; und wenn diese sie nicht augenblicklich bedurften, ging sie der Majorin bei der Anfertigung der Trauersachen um den Verstorbenen thätig an die Hand. Aber so ruhig sie bei all Dem schien, so zerstört war sie in ihrem Innern. Tief und ernst war ihre Trauer über

den Schandfleck, den ihr Vater auf die geworfen hatte, welche seinen Namen trugen. Isabellens stolze Seele ward davon zerfressen wie von einem Krebse; aber dieser nämliche Stolz gab ihr auch Muth, das unverschuldete Leiden zu tragen, und mit einer Würde, der Niemand zu nahe zu treten wagte, alle Anspielungen sowohl als vertraulichen Beileidsbezeugungen zurückzuweisen. Niemand konnte mit Isabellen recht vertraulich seyn, nicht einmal ihre nächsten Verwandten; und die Mutter, so große Dankbarkeit sie ihr auch für ihre freundlichen Bemühungen zollte, fühlte sich doch weit erleichterter, wenn sie an Richards Brust weinen konnte.

Zwischen Isabellen und Richard bestand in dieser Zeit ein nicht leicht aufzuklärendes Verhältniß. Sie begriff jetzt, daß er schon lange von seinem gesetzlichen Rechte auf das Fideikommiß Kenntniß gehabt, aber um ihret-, nur um ihretwillen sich zurückgehalten hatte, dieses Recht zu suchen. Isabelle kannte ihn auch hinreichend, um überzeugt zu seyn, daß er heimlich eine Stellung in der Gesellschaft einzunehmen wünschte, wo seine Kräfte einen größeren Wirkungskreis finden konnten, und daß er manchen Kampf gekämpft haben mußte, bis er, so zwischen seiner Liebe und seinem Ehrgeize stehend, den letztern zum Schweigen zu bringen vermochte.

Als sie diese Entsagung bedachte, die das ganze Bekenntniß seiner Liebe und die Furcht für die Geliebte in sich schloß, erwachten in Isabellens Herz neue und bittere Kämpfe. Sie meinte damit zu Ende gekommen zu seyn, und nun stand sie wieder am Anfang; denn Zweifel, Zweifel über die Richtigkeit und den Nutzen ihrer Grundsätze tauchten alle Augenblicke in ihr auf.

Hatte Richard nicht durch seine ganze Handlungsweise bewiesen, daß es nur *einen* Himmel für ihn gab? War es denn wirklich barmherzig von ihr, wenn sie diesen verschloß, würde er dadurch einst glücklicher werden?

Wir wissen, daß Isabelle stets dem Satze gehul-

digt hatte — ob er nun wahr oder falsch war — daß in einem stolzen und edlen Gemüthe keine Liebe ewig dauern könne, wenn sie nicht erwiedert werde. Wie schön und würdig erschien es ihr da nicht, wenn sie nach der Hoffnung strebte, ihm auf einen vorübergehenden kleineren Schmerz eine Zukunft bereiten zu können, die nicht von der bittern Erinnerung an ein zerstörtes Jugendleben getrübt wäre! Und was Anderes erwartete ihn in ihren Armen? Wenn sie ihm das Schloß zu ihrem Innern öffnete, wenn sie ihn die brennenden Strahlen ihrer leidenschaftlichen Liebe sammeln ließ, dann hätte er ja in eine gewiß nicht geringere Tiefe hinab geschaut, als die war, in der sich seine eigene stürmische Leidenschaft bewegte. Aber was wäre daraus geworden? Ein Rausch der Wonne, aber auch nur ein Rausch; denn der Traum wäre noch nicht zu Ende gewesen, wenn der Tod das Band abschnitt. Und dann — dann ... O wie folterte es Isabellens Gefühle, wenn sie sich Richard dachte, den jungen, so unaussprechlich angebeteten und anbetenden Gatten, wie er rastlos, mit verblutendem und verarmten Herzen umherirrte und ihren Namen rief! Und sie, würde sie nicht selbst bis in das Grab hinab, bis in den Himmel hinauf ihn hören? Dachte sie sich dann den Gipfel aller Glückseligkeit, alles Schmerzes, dachte sie, daß sie so lange lebte, bis noch ein Band sie vereinigte, dann — nein, dann wäre es unmöglich gewesen zu sterben! Aber sterben mußte sie, und deßhalb wäre es Wahnsinn, Lästerung, wenn sie sich in den Blumengarten des Lebens drängen wollte.

Arme Isabelle, armes Menschenherz!

„Ist es wirklich nur Barmherzigkeit, wenn ich den Himmel vor ihm verschließe? Wird er auch einst glücklicher dadurch werden?“ So fragte sie sich jetzt, da Richards edle Aufopferung ihre eigenen Gefühle auf die Spitze getrieben hatte, wo sie aber auch zugleich nach den gräßlichen Stunden im Todtenzimmer ihres Vaters deutlich fühlte, wie der Tod immer öfter in den schlaf-

losen Nächten sein Haupt neben das ihrige auf ihr Kissen legte und eisige Küsse auf ihre warmen Lippen hauchte.

Schwaches Menschenherz, arme Isabelle!

Ehe Doktor Manning Tyringsholm verließ, was wegen des betrübten Gesundheitzustandes der Baronin und des Barons Klas erst nach der Beerdigung geschah, wurde er von Isabellen zu einer Unterredung unter vier Augen berufen. Sie dauerte lange. Manning war ein geschickter Arzt und im Grunde seines Herzens warmer Menschenfreund. Als er zwei Stunden darauf aus dem Flügel trat, den Isabelle bewohnte, ereignete sich der ungewöhnliche Fall, daß sich ein ganz eigener Nebel nicht von der innern Seite seiner Brille trennen wollte. Aber in ihrem Herzen weinte es laut, denn jetzt war nicht mehr an irgend einen Vergleich zu denken.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Monat war nun nach der neuen Zeitrechnung verflossen, ein langer Monat mitten in dem schönen, grünenden Sommer, ein schwerer Monat, trotz der herrlichen blauen Luft, welche Frische und Blumenduft athmete. Isabellens Pavillon, der so lange geschlossen gewesen, stand wieder offen; und an einem jener schönen, friedseligen Juliabende, die wohlthuend auf das menschliche Gemüth einwirken, finden wir sie auf der Causeuse sitzend. Vor ihr stand das Nähtischchen, und auf diesem ein Topf mit ihren Lieblingsblumen, die von Richard dort hingesetzt worden waren, ehe sie hinab kam.

Nicht weit von Isabellen hatte Marie einen Sessel eingenommen; und aus ihren erröthenden Wangen und dem schüchtern gesenkten Blicke ließ sich mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß sie zum ersten Mal dazu berufen war, Isabellen Gesellschaft zu leisten. Beide waren von reiner, makelloser Schönheit, und doch so ganz verschieden.

In Mariens Schüchternheit lag nichts von dem, was man mit dem Worte Demuth bezeichnen konnte; gleichwohl war es eine Taubenschüchternheit, die sich sehr wohl mit den sanften und milden Zügen, mit den tiefen, klaren Augen, ja sogar mit der leisen, lieblichen Stimme vereinigen ließ.

Isabelle besaß in ihren Augen, und in ihrem ganzen Wesen stets etwas Gebietendes; und ohne daß man gerade nöthig hatte, das Gedächtniß mit Vorstellungen von den hohen und kühnen Schöpfungen eines Sergels oder Byströms aufzufrischen, meinte man doch ihnen nahe zu seyn, wenn man Isabellens antike Züge betrachtete, die so edel und rein, so ohne alle Zusätze jener erkünstelten und naiv seyn sollenden Mienen und Geberden waren, die leider — ihr jungen Schönen, prägt euch das ein — nur entstellen und einen widrigen Eindruck machen, wo man sich sonst versucht fühlen könnte, die Künstlerentwürfe des größten Meisters zu bewundern. An der Heldin unserer Erzählung fand sich überdieß etwas, das zwar in dem großen aufgeschlagenen Buche des gesellschaftlichen Lebens und vor dem Spiegel einstudirt werden kann, aber niemals sich vollkommen lehren läßt, wenn nicht die Natur selbst sich die Mühe genommen hat, die ersten und klarsten Grundzüge zu entwerfen: wir meinen die Kunst, den Körper graziös zu halten. Dieses Talent, das die Schönheit häßlich und die Häßlichkeit schön machen kann, besaß Isabelle im höchsten Grade; jede ihrer Bewegungen war klassisch, gerade weil jede ungesucht war und sich nur aus ihrer inwohnenden Hoheit herleitete. In dem Augenblick, wo wir die beiden jungen Mädchen in dem Pavillon finden, beschäftigte sich Isabelle nur mit ihren Blumen, Marie dagegen mit einer Handarbeit, und über Beide strömte von der Kuppel her eine helle Wolke der purpurnen Abendsonne. Die Thüren standen halboffen und ließen die frischen Lüftchen vom Strome her eine belebende Kühlung hereinfächeln.

„Wie geht es, kannst Du das Muster nachbilden,

Marie?“ fragte Isabelle, indem sie die Hand ausstreckte, um Mariens Arbeit zu empfangen. Diese stand auf und gab es dem Fräulein mit einer mißtrauischen Miene hin.

„Recht schön, sehr schön! Marie hat Talent zu Allem! Das Gewinde hier hätte Virginie nicht besser gestickt, so hübsch ist es.“

Marie lächelte freudig und dankbar; aber sie war doch ein wenig furchtsam, und die Ehre, ihrer künftigen Schwägerin Gesellschaft leisten zu dürfen, belästigte sie auch offenbar ein wenig. Ganz anders fühlte sie sich bei Virginien, bei der sie nichts bestimmt daran erinnerte, daß die Eine das gnädige Fräulein und die Andere Meßners Marie war. Und doch war Isabelle so gut, so freundlich gegen Marie, und hatte in der letzten Woche angefangen, sie in der feineren Näherei zu unterweisen, die Marie früher nicht zu lernen gebraucht hatte, und auch nicht hatte erlernen können.

„Klas Malchus ging mit dem Lieutenant aus, sagtest Du? Der Spaziergang wird ihm gewiß gut thun.“

„Das glaub' ich auch. Der Lieutenant geräth immer auf etwas Gutes, und man kann sich gar nicht vorstellen, wie groß seine Güte und seine Geduld mit dem Baron ist.“ Marie nannte ihren Geliebten stets mit seinem Titel, wenn sie in Gegenwart Anderer von ihm sprach.

„Da hast Du Recht, Mariechen, Richard hat viel Geduld mit Klas gehabt. Er hat darin mit Dir gewetteifert.“

„Mit mir — o das ist ein großer Unterschied!“ sagte Marie erröthend. „Ueberdieß hat Lieutenant Richard nicht einmal bei Nacht Ruhe; bald wandelt er draußen herum, bald sitzt er bei dem Baron und schwatzt mit ihm, bis er einschläft; das hat mir Baron Klas selbst gesagt.“

Isabelle erwiederte nichts, sie beugte sich tiefer über ihre Blumen herab; und obschon Marie jetzt, da ihre Lippen einmal in Bewegung waren, gar zu gern noch

etwas Weiteres, den Lieutenant Betreffendes, hinzugefügt hätte, dessen Kummer ihr sehr am Herzen lag, so wagte sie es doch nicht, ohne eine Aufmunterung fortzufahren. Sie schwieg und nähte.

„Meinst Du nicht, Marie, daß es hier etwas kühl wird? Der Luftzug bläst vom Strome da herein."

„Vielleicht befiehlt das Fräulein, daß ich die Thüre zumache?"

„Ja, ich glaube, wir ziehen die eine zu. Aber Du mußt nicht so gewissenhaft seyn mit Deinem ewigen Fräulein; sage Du und Isabelle!"

„Gott bewahre, wie sollte ich das Fräulein bei Namen nennen! Nein, das geht nicht an, und es kann auch gar keine Rede davon seyn! Ich erinnere mich wohl noch, wie schwer es mir fiel, zu dem Barone Klas zu sagen, und ich kann es auch jetzt noch nicht thun, außer wenn wir allein sind. Aber das war doch gewiß noch leicht gegen das, daß ich das Fräulein so vertraut anreden sollte."

„Du bist doch ein rechtes Närrchen! Was willst Du denn sagen, wenn wir Schwägerinnen werden?"

„Wenn das einmal geschieht," antwortete Marie mit einem hellstrahlenden Blicke, „so werde ich doch nicht anders sagen können."

„Und doch hörte ich Dich gestern Virginien bei Namen nennen?"

„Ja, ich weiß nicht, wie das in der Eile zuging! Sie hatte mich gebeten, es zu thun, aber es wird gewiß keine Gewohnheit daraus; und dann ... Ach, aber da kommt der Herr Lieutenant die Terrasse herab. Er sieht frisch und warm aus. Das kommt von dem Spaziergang; sonst ist er wahrhaftig gegenwärtig sehr bleich."

Isabellens Lippen öffneten sich zu einem leichten Seufzer, indem sie die feinen Blätter der Blumen berührten. Beim Geräusch von den Schritten des Kommenden

flog ein Zucken durch ihr Herz; sie erholte sich jedoch sogleich und sah empor.

Richard stand ihr zur Seite.

„Ich soll Euch von Klas grüßen! Er fühlte sich ganz besonders belebt von unserer Wanderung; aber sobald er heim kam, war seine erste Frage nach Marie."

„Da muß ich vielleicht hinaufgehen!" sagte Marie, die schnell aufgestanden war und ihre Arbeit weggelegt hatte, während ihr Blick fragend auf Isabellen ruhte.

„Ich werde dem Fräulein Gesellschaft leisten," sagte der Lieutenant, und als sich Marie mit einer leichten Verneigung entfernt hatte, zog er auch die andere Thüre zu, ohne Erlaubniß dazu einzuholen.

Dieß war das erste Mal seit dem Tode des Obersten, daß Richard und Isabelle sich allein und ungestört fanden. Sie brach das Schweigen zuerst.

„Virginie zögert heute lange in Tjällstorp. Sie versprach, zeitig zurück zu seyn."

„Jetzt aber wäre es noch zu frühe!" sprach Richard und betrachtete mit einem beinahe scheuen Blicke die flüchtige, schnell wieder schwindende Rose auf der blassen Wange der Geliebten. „Ach Isabelle, ist es möglich, daß Du es wirklich vermeidest, mit mir allein zu seyn? Schon oft hätte ich eine Stunde haben können, wie diese, aber immer holst Du Dir Gesellschaft. Du weißt nicht, wie bitter für mich der Gedanke ist, daß diese unglücklichen Veränderungen, an denen ich durchaus keinen Antheil habe, Dich gegen mich stimmten. Wir sind einander gleichsam fremd geworden." Richard schob den Tisch zurück und rückte einen Stuhl an den Sopha; aber Isabelle hatte sich schon vorher einiger großen Georginen aus dem Topfe bemächtigt, die ihr anstatt eines Fächers dienen mußten.

„Nein, Richard, wir sind einander nicht fremd geworden, aber . . ."

„Aber — was? Ach nein, sieh nicht immer auf die

Blumen; ich werde sonst neidisch auf sie. Du siehst auf Alles, auf Menschen, Blumen, Thiere, nur nicht auf mich!"

„Wundere Dich nicht," sagte Isabelle weich, „wundere Dich nicht, daß ich Dir ausgewichen bin. Wußte ich nicht, daß der erste Augenblick, wo wir allein wären, uns auf Gedanken beunruhigender Art bringen mußten? Dein edles, Dein großes Opfer hatte einen Grund! Ach, Du hältst mich nicht für undankbar, obschon ich Dir auswich!"

„Opfer, Dankbarkeit," wiederholte Richard in tief erregtem Tone, „sind kalte, bedeutungslose Worte zwischen uns; noch schlimmer, ich fürchte, sie verdecken wie ein Schild das, was dahinter wartet. Es war Dir also drückend, an diesen Augenblick zwischen uns zu denken?"

„Ja, so war es."

„O Gott," brach Richard aus und senkte die schönen, flammenden Augen, „wie thöricht war ich doch! Doch nein, Isabelle, Du hast nicht immer so gedacht, es war Dir nicht immer drückend, mir zu begegnen! Woher kommt jetzt diese Veränderung?"

„Du verstehst mich nicht recht, Richard!"

„Nicht? Gott im Himmel gebe, es wäre so! Sieh' mich denn süß und gut an, wie Du ehedem thatest!" und rasch verließ er den Stuhl und nahm den ihm so lieben Platz zu ihren Füßen ein. „Sage jetzt noch einmal, theure, theure Isabelle, daß ich Dich nicht verstanden habe; Du kannst nichts Besseres sagen!"

„Nein, Richard, wie ich Dir sagte, Du verstandest mich nicht recht. Dir begegnen, mit Dir süß und stille plaudern, das ist mir lieb und freudvoll, es war es immer und wird es immer bleiben. Aber wenn ich an all die Kämpfe denke, die Du um meinetwillen bestanden, an die großen Versuchungen, die Du nur wegen mir, meiner Ruhe, meines Friedens abgewehrt — dann, mein guter, mein edler Richard, wird es mir drückend, Dir zu begegnen. Aber dennoch bin ich stolz auf Dich!"

Eine matte Gluth goß sich über Richards ausdrucksvolle Züge. „Für was lebe ich, Isabelle, wenn nicht für Deine Ruhe, Deinen Frieden? Wäre mir Tyringsholm mit all seiner Pracht ein auch noch so geringer Ersatz für einige Tage von Deinem Leben? Doch jetzt ist meine Seele betrübt; denn all meine Kämpfe waren nutzlos. Der Donnerkeil kam und traf auch Dich. Meinem Auge kannst Du das nicht verbergen! Dieses Fideicommiß ist ein Unglücksding; es nimmt immer doppelt so viel, als es gibt."

„Nein, sage das nicht; mit mir muß es seinen Gang gehen. Aber Du, Richard, welche Zierde wirst Du nicht in der Zukunft für Deine Familie und Deinen alten Edelsitz werden, auf dem Du weit besser als unser ehrlicher Klas zum Repräsentiren taugst! Dir wird der Reichthum von Nutzen seyn, denn er bietet Dir Mittel, Deinen Mitbürgern nützlich zu seyn, und die Pläne auszuführen, welche Du für Deine künftige Thätigkeit zu entwerfen gewohnt bist. Ach, Richard, es macht mich so froh, wenn ich mir denke, wie man von Dir als einem Manne von ausgezeichneten Verdiensten sprechen wird, von einem Manne, der sich die Segnungen seiner Leute erworben, einem Manne, der stets fest an dem Pfeiler stehen bleibt, den er einmal erfaßt hat, unerschütterlich in seinen Grundsätzen, das Rechte wollend und erstrebend, vergebens geschmeichelt von der Macht, stets selbstständig und in zweifelhaften Fällen sein Gewissen und seine eigene Achtung dem Urtheile Anderer voransetzend. So, Richard, mein guter, theurer Richard, male ich mir Dein Bild in der Zukunft; und ist er denn nicht schön, dieser Weg, den Du wandeln sollst? Der Mann hat, Gott sey Dank! viele und große Geschäfte vor sich, welche seine Seele ausfüllen, und die Stöße und Schwierigkeiten ausglätten, über die er sich einen Weg zum Ziele hin bahnt."

„Du malst feurig, Isabelle; aber sage mir nur, wer soll sich meiner Erfolge freuen?"

„Du selbst, die Deinen und Dein Land, für das

Du wirkst. Die reifen Träume des Mannes sind nicht die des Jünglings und doch glaube ich, daß sie Dir dereinst theuer werden, so gewiß sie Dir jetzt gleichgültig sind. Du bist ehrgeizig, dieser Impuls ist edel, wenn er nicht ausartet, und bei Dir wird er es nicht."

„Aber wenn all Das geschehen wird," sagte Richard mit tiefer Stimme und hob seine Augen zu ihr empor, wo, wo bist dann Du, Isabelle? Warum sprichst Du kein Wort von Dir selbst?"

„Ich spreche gewiß von mir — sage ich nicht, wie stolz und froh mich die Ahnung dessen macht, was aus Dir werden soll, Richard?"

Er schüttelte langsam den Kopf. „Der Traum des Ehrgeizes, so glühend er in mir lebt, ist doch noch zu schwach, um sich auf den Ruinen eines andern, schönern und edleren aufrecht erhalten zu können. Nur zusammen ist ihre Entwicklung möglich, und ich fühle, daß unter ihrem gemeinschaftlichen Einflusse meine Kraft groß werden und keine Deiner Hoffnungen, Isabelle, ohne Frucht bleiben würde. Erlebe ich aber meinen reichsten Traum nicht, dann denke auch nicht an die Deinigen; denn sie sind doch arm gegen meinen!"

Richard schwieg, aber sein Auge sprach eine warme, mächtige Sprache. Isabellens Herz kämpfte übermächtig. In jeder Minute wollte sie sagen: „Sieh her und wage es, Dich zu beklagen!" Aber sie schwieg; denn obwohl tausend verführerische Stimmen, eine lockender als die andere, ihre Seele bestürmten, so lebte dort doch noch die mächtige Kraft des Willens. Gleichwohl wünschte sie jetzt, daß Richard auf einmal Muth fassen möchte, um die Entscheidung seines Schicksals zu sehen; und doch ward sie, wenn sie das wichtige Wort auf seinen Lippen glaubte, von einem krampfhaften, fürchterlichen Vorgefühle erfaßt, daß diese Erklärung ihre Trennung mit sich bringen mußte.

„Isabelle!"

„Richard!"

„O Deine Stimme zittert — dieß wenigstens ist kein Wahn. Isabelle, hast Du mich nicht bald genug gequält? Darf ich nicht bald fragen?“

„Frage, was Du willst, Richard!“ und Isabellens Stimme zitterte nicht mehr. Es lag Stärke, die Stärke der Verzweiflung in diesen entscheidenden Worten.

„Aber wenn Du mich so ansiehst, habe ich nicht den Muth, zu fragen. Sage mir, Du Theure, Einzige, ist es Furcht, was Dich treibt, mir den Tod zu geben, anstatt des Lebens?“

Richards Blick versank bittend in den ihrigen, der dem seinen zu entschlüpfen suchte, aber doch mehr verrieth, als die Lippen gestehen wollten.

Der Becher der Wonne stand gefüllt zwischen ihnen; aber er blieb unberührt, und die schäumenden Perlen wurden von Keinem aufgesogen.

„Träumte ich zu kühn, Isabelle, so sprich es jetzt offen aus; denn auf die Sprache Deiner Blicke kann ich mich nicht verlassen.“

„Ja, Richard, mein armer Richard, wohl träumtest Du zu kühn. Hast Du den ernsten Nebenbuhler vergessen, den ich Dir einmal zeigte?“

„Er wird meinen Bitten weichen; und weicht er nicht, so mag er uns gemeinschaftlich treffen! Aber laß uns nicht von dem sprechen, was noch weit, o sehr weit entfernt ist! Etwas Anderes liegt uns näher, das Glück, das höchste, reinste Glück, so fern wie Du, meine geliebte, theuere Isabelle, mein Herz nicht verstoßest. Aber thue das nicht, laß meine heiße Liebe Dich umschließen! Du wirst empfinden, daß das Leben dann reicher, schöner wird, als wir es noch je gesehen haben — o so schön, so schön, daß Du es nicht verlassen willst, ohne daß ich Dich im Tode begleite wie im Leben.“

In Richards glühend heißer Begeisterung lag eine Heftigkeit, die sie zur vollen Besinnung erweckte. Sie fühlte, daß in diesem Momente ihr beiderseitiges Ge-

schick, seine Zukunft, die Ruhe in ihrer Todesstunde an einem feinen Haar hing, das leicht durchschnitten war. Aber Isabellens starker Geist wollte nicht vergebens gestritten haben. In gewaltsamer Spannung lebte das gefolterte Herz unter der Herrschermacht der Seele, es blutete und wand sich in Todespein, es wollte leben oder an dem seinigen verbluten. Umsonst! das arme Herz mußte sich unterwerfen; und nach einigen Minuten eines quallvollen Schweigens, während dessen Richard in unerträglicher Angst das auffallende Spiel ihrer Züge betrachtet hatte, erhob sich Isabelle aus ihrer gebeugten Stellung, und ihre Stimme, obwohl leise, war doch ruhig und klar.

„Ja, Richard, ja ich weiß es nur zu wohl, wie erhaben und uneigennützig Du liebst, und es trüge keinen Funken Wahrheit in sich, wenn ich meine Lippen verschweigen oder wiederlegen lassen wollte, was meine Handlungen bewiesen haben, nämlich daß Deine Liebe Werth für mich hat. Ja, theurer Richard, sie hat einen Werth für mich, aber nicht den, nach welchem Du strebst. Du liebst voll, reich, lebenswarm, Du glühst und brennst; ich — o wie weh that es ihr solche Worte zu lügen! — „ich bin dieser verzehrenden, zerstörenden Gefühle nicht fähig, und ich leide, wenn ich diese feurigen Blicke sehe, die eine Gluth verrathen, gegen die das, was sich in mir bewegt, nur lau, fast kühl ist. So wie Deine Liebe vordem war, wenig begehrend, ruhig und mild, war sie mir süß; da konnte ich sie sehen und annehmen, ohne in Unruhe zu gerathen. Jetzt dagegen ist es anders. Du begehrst jetzt Etwas, was ich nicht geben will, noch mehr, was ich nicht geben kann.“

Es war ein schauerlicher Anblick, wenn man dem Mienenspiel in Richards Gesicht stufenweise folgte, wenn man sah, wie die Hoffnung immer mehr und mehr zusammensank, bis sie endlich ganz verging, und ihn einer Qual Preis gab, gegen die sein bisheriges Leiden leicht

erscheinen konnte: bei seiner flammenden Gluth fühlte sie sich nur „lau" „kühl"!

Eine Todesblässe hatte sich über sein Gesicht ausgebreitet; aber auch in dieser Stunde vermochte er es über sich, an ihre Ruhe, an ihre körperliche Schwäche zu denken, und an das, was diese erforderten. Stumm legte er sein Haupt in ihren Schooß, jeden Ausbruch der Leidenschaft, der sie hätte beunruhigen können, erstickend; denn das wußte er doch, daß sie hinlänglich liebte, um mit ihm zu leiden. Es lag etwas ungemein Schönes und Sprechendes in dieser Entsagung, die selbst in der bittersten Minute des Lebens vor sich selbst an siedachte. Isabelle fühlte sein Opfer dadurch doppelt; und dreimal mehr liebte sie ihn um dieser Stärke willen, die sie nicht zu hoffen gewagt hatte.

Als nach dieser fürchterlichen Erschütterung Richard seiner Worte wieder mächtig war, sprach er stille und ohne Bitterkeit: „Ich habe Dein Urtheil gehört, Isabelle? und daß ich noch hier sitze und nicht in unmächtiger Wuth mich in den Wellen draußen abkühle, das kommt davon her, weil ich nicht einmal einen Augenblick Linderung in meinen Qualen erkaufen will, da diese Linderung Dir Schmerzen zufügen würde. Du siehst jetzt, was ich über mich selbst vermag, und deßhalb bitte ich Dich, auf mein Wort zu hören, ohne mich zu unterbrechen. Ich schwöre bei dem allmächtigen Gott, daß das, was ich Dir jetzt sagen will, mehr von einer uneigennützigen Zärtlichkeit diktirt ist, als von blinder Leidenschaft, einer Leidenschaft, von der Du künftig nicht mehr beunruhigt werden sollst, so weit es in meiner Macht steht!"

„Was willst Du denn sagen, Richard. Ich höre Dir ohne Unterbrechung zu."

„Nun, Isabelle, daß ich, obschon den Grad und die Art Deines Leidens mir unbekannt ist, doch durch Doktor Manning in Kenntniß davon gesetzt bin, wie zart und fein das Band ist, das Dich ans Leben knüpft. Ich habe mit Dir darüber nicht sprechen wollen, ich habe es nicht ge-

wagt; denn ich nährte bisher die kühne Hoffnung, meine Liebe würde Dich die Rückkehr zu dem Ziele vergessen lassen, von dem Deine Gedanken zu entfernen mir gut erschien. Jetzt will ich darüber sprechen, offen darüber sprechen. Du hast mich lieb, ich weiß, daß Du das thust, zwar nicht so sehr, wie ich Dich, doch hinlänglich, um mich gerne um Dich zu dulden. Nun wohl, Isabelle, ich will mich mit wenigem begnügen! Ich begehre nicht mehr, als daß Du mir das Recht ertheilest, Dich pflegen zu dürfen. Und wer würde es auch so können, wie ich? Wenn die Leiden zunehmen, wenn die Maske abfallen muß, die Deine starke Seele birgt, weil Du das Mitleid nicht ertragen kannst, wer soll Dich dann pflegen, Dich verstehen, mit Dir leiden, so wie ich es thue? Niemand, Niemand! An meinem Herzen wirst Du weinen, ohne daß Dich irgend Einer sieht; denn wir sind ja eins, und niemals soll Dich die Heftigkeit meiner Leidenschaft erschrecken! Nein, mit übermenschlicher Kraft will ich sie beherrschen. Ich will sanft, heiter, ruhig, zart, ja Alles seyn, daß Dich erfreuen und zerstreuen kann. Ich will weit weg mit Dir in ein anderes Klima reisen, wo Du nicht ohne einen Beschützer hingelangen kannst. Ach, Isabelle, schenke mir dieses Recht, werde meine Gattin, nimm meinen Namen und ich will mich in allem Uebermaß meines Schmerzes noch für selig halten, denn Du wirst ja nur von mir gepflegt werden!"

„Richard, Du tödtest mich!" lispelte Isabelle, und ohne das körperliche Leiden länger beherrschen zu können, das sich schon seit mehreren Minuten zu den Qualen der Seele gesellt hatte, sank sie, von Leiden überwältigt, unter einem Strom von Thränen, an seine Brust.

Nur einen kurzen Moment drückte er sie an das stürmische Herz; dann legte er sie sanft gegen die Sophakissen zurück. Und ihr zur Seite knieend, die Thränen von ihren blassen Wangen küssend, bat, beschwor er sie, ihm in dieser Stunde Alles zu sagen. Da nahm Isa-

belle seine Hand und führte sie an ihr Herz; und über ihren Lippen schwebten Worte leiser als das Säuseln des Windes in einer stillen Sommernacht. Aber Richard vernahm sie doch mit peinlicher Klarheit, und mit jeder Sylbe sank sein Haupt immer tiefer gegen die Brust, und der Jammer seiner Seele offenbarte sich in schweren Seufzern.

„Ermanne Dich, Richard!“ so ermunterte ihn jetzt sie, die in diesem Augenblicke zum ersten Mal vor seinen Augen von Qualen gefoltert wurde, vor denen die der Seele verstummen mußten.

„Ja, Isabelle, ja ich will mich ermannen, um Deiner nicht unwürdig zu seyn! Aber, o Gott, dieß ist entsetzlich! Und Du solltest sie allein leiden! Sprich, glaubst Du nicht, daß ich jetzt so viel leide, wie Du?“

„Wohl, ich sehe es ja; aber Du sollst mir einen Dienst thun dürfen, den mir noch Niemand thun durfte.“ Sie riß schnell ein Band vom Halse. Nimm den Schlüssel, öffne die Schublade dort zur Linken — eile Dich, gib mir das Fläschchen mit dem dunkeln Inhalt.“

Richard flog nach der lindernden Elyxire und gab ihr ein. Er sprach süße, zärtliche, liebeswarme Worte, während es in seinem Herzen aussah wie in einer schwarzen Nacht. Aber bald sollte es dort noch schwärzer werden.

Gott weiß, wenn Isabelle wieder besser wurde, aber die Sonne war schon eine gute Weile in ihr Bett hinabgesunken, als sie sich von dem ihrigen erhob und Richard, auf dessen Arm ihr Kopf geruht hatte, zuflüsterte: „Danke, danke, jetzt ist es wieder gut; laß uns hineingehen!“

„Gut?“ wiederholte Richard traurig; „ja für dießmal! Aber theure, geliebte Isabelle, habe jetzt Barmherzigkeit mit uns Beiden! Du bedarfst meiner Liebe, wenn Du sie auch nicht erwiederst, und ich bedarf, um leben zu können, des Glücks, Dich umgeben und pflegen zu dürfen. Widerstrebe also nicht länger, sieh nicht so

finster auf Deinen Richard, werde die Seinige! O Isabelle, meine Seele, mein Leben, überlaß mich nicht der Verzweiflung!"

„Nein, Richard," sprach Isabelle mit fester Stimme, „diese Bitten müssen verstummen, denn ich kann, ich will sie nicht hören. Ich werde nie Dein Weib; aber auch nie eines Andern. Wir wollen nicht mehr davon sprechen."

„Isabelle, Du bist in diesem Augenblick grausamer als der Tod selbst. Er vergönnt mir wenigstens einige Jahre das Glück, Du nicht das einer Sekunde. Und Du bist eben so grausam gegen Dich selbst, indem Du Deinem stolzen Sinne gestattest, Dich einzig Deiner eigenen Kraft zu überlassen, Du bist selbstsüchtig, Isabelle, Du bist Dir selbst Alles, und ich bin Dir gar Nichts!"

„Sage das nicht, Richard, denn es ist ungerecht. Du bist und bleibst mein erster und bester Freund, an den ich mich stets mit Hingebung und Vertauen wende; aber mehr kannst Du mir nicht seyn. Du kennst mich, Richard, Du weißt, daß ich nicht wankelmüthig bin, und glaube mir, ich ändere mich nie!"

Keine unmännliche Klage ging über Richards Lippen; aber was sich in ihm zutrug, das zeigte sich im Farbenwechsel der Wangen und im Zittern der Lippen. Ohne ein Wort zu sagen, öffnete er die Pavillonthüre, und Isabelle eilte mit einer Hast an ihm vorüber, als ob sie einer Hölle enteilte; als sie außen auf der Brücke sich umwandte, lag aber ein Ausdruck in ihrem Blick, der, falls er ihn gesehen hätte, ihm gezeigt haben würde, daß sie mit der Hölle auch den Himmel hinter sich ließ.

Gegen den Thürpfeiler gelehnt, blieb Richard in tiefen Gedanken zurück.

„Bleibe nicht lange außen!" rief ihm Isabelle zu, als sie die erste Terrassentreppe hinaufstieg. Er hörte sie nicht; und als sie sich noch einmal umwandte, hörte sie ihn die Thüre schließen.

Es war beinahe Dämmerung im Pavillon, aber

was ist die Dämmerung gegen die völlige Nacht, die über dem lebenswarmen Herzen des Jünglings lag? Endlich war sein sehnlichster Wunsch, klar in Isabellens Herz sehen zu dürfen, erfüllt. Er war in die glänzende Wolke eingetreten, aber die Wolke glänzte nur auswendig: innen war er Kälte und undurchdringlichen Nebeln begegnet. Und welches waren jetzt seine Gefühle, als er an dem Zielpunkt stand, den die Phantasie einmal so schön mit allen Rosen der Lust und Seligkeit geschmückt hatte, als er in Allem getäuscht dastand? O diese Gefühle sind nicht zu beschreiben; denn so wie man sie fühlt, können sie doch nicht geschildert werden, und wäre es auch von der Feder des größten Meisters.

Mitten durch die aufregenden Stürme brach sich jedoch ein Lichtstreif. Er kam nicht von der Hoffnung, eine solche gab es nicht mehr bei ihm, sondern von der befriedigenden Ueberzeugung, daß es doch einigen Werth habe, der erste und beste Freund eines solchen Weibes zu seyn. Wenn er sie, die stolze hochsinnige Isabelle, die geduldig, ruhig und nur von ihm verstanden, mit aufrechtem Haupte durch das Leben ging, ohne daß nur ihre nächste Umgebung die Last ahnte, die sie trug, wenn er sie in seinen Gedanken neben jenen winselnden, brustkranken, isländisch Moos trinkenden jungen Mädchen stellte, die sich nur desto interessanter wähnen, je mehr sie klagen, und ihre Leiden zeigen — da fühlte er mitten in der Pein seiner getäuschten Hoffnungen, daß sie doch einzig in ihrer Art sey, und daß in der Gewißheit, ihr theuer zu seyn, doch ein Glück, obschon nur ein trauriger Grad von Glück lag.

Aber für tiefe und starke Leidenschaft ist ein derartiger Trost doch von keiner sonderlichen Dauer. Der Sturm tritt wieder in sein Recht ein und das Wort „werth" ist und bleibt ein kühler Ausdruck im Wörterbuch der Liebe; er hat sogar die Kraft, all die Knospen, die einst Blumen aus einem wärmeren Himmelsstriche zu werden versprachen, mit sich hinweg zu fegen.

Und so schloß also Richards schöner rosenrother Traum.

In einem Alter von 21 Jahren, gerade in dem Augenblicke, wo das Schicksal seinem übrigen Glücksloose sich ihm in den Weg warf, fühlte er sich satt und müde. Keine Zukunft, kein Ehrgeiz, kein Leben, keine Hoffnung! Diese Worte erschienen ihm in dieser Minute ohne alle Bedeutung Er hatte heute schon das ganze Kapitel durchlebt — was sollte es denn morgen, übermorgen noch werden?

„Nein," sagte er, „ich will fort; denn jetzt bin ich doch nicht im Stande, ihr etwas zu seyn!"

Zwanzigstes Kapitel.

Es war weniger Verwunderung als Betrübniß! was das freundliche Tjällstorp traf, als der geliebte Sohn zärtlich aber bestimmt seinen Entschluß aussprach, Tyringsholm, daß erwartete Fideicommiß zu verlassen, um, so lange der Prozeß dauerte, vielleicht auch noch länger, auf fremdem Boden zu verweilen. Niemand fragte, warum — man wußte es ja wohl — und der Major meinte, es sey gut so, bis Alles im Klaren wäre; denn obgleich jetzt nichts klar war, als daß das Besitzthum Richard zufallen würde, so war er doch noch für gegenwärtig ebenso wenig Herr dort, als Klas Malchus, da es gewisse Formalitäten gibt, die seit Anfang der Welt ihren langweiligen Gang gemacht haben und machen werden; und ehe sie mit ihrer gewöhnlichen Stunde fertig wären, würde er sich wohl besinnen und zurückkommen.

So dachte der Major, und dazu dachte er, was nicht verschwiegen werden darf, noch einen ganzen Haufen anderer Dinge über den nächsten Umzug der Familie. Nicht etwa, als der Major aus irgend einer eigennützigen Absicht dieß gewünscht hätte; nein, aber er hätte

es doch recht gerne gesehen, wenn bei Richards Heimkehr „die Andern fortgewesen wären," denn er würde dort nie gedeihen, wenn er die täglich sehen mußte, welche er nicht erhalten konnte. Ueberdieß war sowohl der Major als seine Frau nich wenig unzufrieden mit Isabellen, die, wie sie leicht errathen konnte, Richarden jetzt einen Korb gegeben hatte, während sie sich doch früher so vertraulich gegen ihn zeigte, daß sie Jedermann für zwei Verlobte hielt.

„Und ich denke doch, daß die Parthie meiner Seel' ihrer Hoheit anstehen könnte!" sagte der Major, als er mit seiner Frau allein war.

„Ja, das kann jetzt wenigstens keine Frage seyn!" erwiederte die Majorin mit einem kleinen Hieb von Hochmuthsgeist im Tone. Aber siehst Du, mein Alter, Isabelle ist etwas schwer zu verstehen. Hundert Mal habe ich wirklich geglaubt, sie liebe Richard wirklich aus vollstem Herzen, aber eben so oft war ich genöthigt, es zu bezweifeln."

„O sie ist wahrscheinlich zu stolz, um irgend Jemand außer sich selbst zu lieben!" murmelte der Major, der ein besonderes Talent besaß, sich selbst aufzureizen.

„Nein, mein Schatz, Du darfst nicht ungerecht gegen sie seyn. Du kannst überzeugt seyn, daß ich ihr eben so böse bin wie Du, da mein armer Junge jetzt mit gebrochenem Herzen fortreisen muß, was gewiß nicht geschehen wäre, wenn sie ihm vom Anfang an alle Hoffnung benommen hätte; aber ich muß doch auch gestehen, daß sie das liebenswürdigste und einnehmendste Mädchen, das ich je gekannt habe, und gewiß nicht selbstsüchtig ist. Sie hat zwar ihre Launen, aber im Grunde besitzt sie einen vortrefflichen Charakter; und es ist meine feste Ueberzeugung, daß sie, da sie sich nicht mit Richard verbindet, unvermählt lebt und stirbt. Wer kann sich auch auf solche Ideen verstehen! Eigen ist sie bei all ihrer Zauberkraft, das kann man nicht läugnen."

Die Neuigkeit von der Reise des Lieutenants ver-

breitete sich bald nach Tyringsholm, obgleich er selbst noch nicht den Muth gehabt hatte, es dort mitzutheilen.

Isabelle hatte sich schon lange alle mögliche Mühe gegeben, um sich mit diesem Schlusse vertraut zu machen; nichts desto weniger wollte die Fassung sie beinahe verlassen, als sie es jetzt ohne alle Vorbereitung von Virginie hörte.

„Auf welchen Zeitpunkt hat er denn seine Reise festgesetzt?“ fragte sie mit Anstrengung.

„Gegen Ausgang dieser Woche, sobald wir ein wenig in Ordnung sind. Ach, Isabelle,“ und Virginie vermochte ihre Thränen nicht zurückzuhalten, mit welchen sich jedoch auch ein kleiner nicht undeutlicher Aerger vermischte, „wie ist das Alles so anders, als wir hofften! Und Du darfst es nicht übel aufnehmen, wenn ich Dir geradezu sage, daß Du gewiß nicht recht gegen Richard gehandelt hast.“

„Nicht recht gegen ihn gehandelt?“ wiederholte Isabelle, und die feine Röthe, die leicht gerunzelte Stirne zeigten genügend, daß sie sich durch diese Offenheit verletzt fühlte.

„Ja, gerade so meine ich!“ fuhr Virginie durch Isabellens etwas vornehmes Wesen noch mehr geärgert fort. „Ich glaube, Richards Liebe lag so warm und offen da, daß Jedermann sie sehen konnte! Du sahst sie auch, Isabelle, und wiesest sie nicht ab; nein, im Gegentheile, Du muntertest sie auf, sowohl auf der Reise nach Mörkedal, als während unseres Aufenthalts an diesem Orte.“

„Wahrhaftig, Virginchen,“ sagte Isabelle mit ganz ruhiger Stimme, „Du mußt nicht so unbewandert mit den Symptomen der Liebe seyn, wenn Du auf die Idee kommen konntest, meine immer gleich herzliche Freundschaft für Richard habe eine Aufmunterung in dieser Beziehung seyn sollen. Ich glaubte nicht, daß irgend Jemand dieß von mir dächte.“

„Dann kommt es vermuthlich davon her, daß ich

die Gränze nicht beurtheilen kann, wo sich Liebe und Freundschaft trennen; und soviel ich weiß, täuschen sich noch Mehrere über Euer Verhältniß. Wie das aber auch seyn mag, beste Isabelle, so kannst Du doch nicht läugnen, daß Du Richards Gefühle begriffst; denn so sehr kannst Du doch nicht das Menschenherz verkennen, daß Du glaubtest, seine ewige Aufmerksamkeit komme nur von Freundschaft her?"

„Nein, hierin hast Du Recht, Virginie! Ich erkannte Richards Gefühle; aber Du solltest begreifen, daß wenn ich sie hätte aufmuntern wollen, ich wohl nicht so offen zu Werke gegangen wäre. Etwas mehr Zurückhaltung hätte ich vielleicht zeigen sollen, aber ich dachte, gerade mein ungezwungenes Wesen würde Richard und die, welche sich für ihn interessirten, am besten überzeugen, daß kein engeres Band zwischen uns geknüpft werden könnte. Und nach dieser Erklärung, die, wie ich hoffe, Dein Rechtsgefühl billigen muß, setze ich nur noch hinzu, daß mir die ganze Geschichte so verdrüßlich ist, daß ich Dich bitte, nie wieder davon anzufangen."

Virginie stand einige Augenblicke stumm; dann schlang sie ihren Arm herzlich um Isabellen, und rief aus: „Verzeih, verzeih mir, gute Isabelle, meine harten und unbedachten Worte! Ganz gewiß habe ich Unrecht gehabt; denn je mehr ich über die Sache nachdenke, desto mehr überzeugt mich eine Stimme in meiner eigenen Brust, daß, wenn Du wirklich Richard geliebt hättest, Du es nicht so offen vor Aller Blicken hättest zeigen können. Vergiß Alles, liebe Isabelle! Aber Du weißt, wie lieb ich Richard habe! Er würde mir übrigens gewiß nicht sonderlich danken, wenn er wüßte, wie ich eben mit seinem Abgott geredet habe."

„Das soll er nie erfahren," erwiederte Isabelle, die, während Virginie ihre warme Ueberzeugung aussprach, einen beständigen Farbenwechsel auf ihren Wangen fühlte, „nie, liebe Virginie!" Sie zog ihre Cousine näher an sich. „Aber glaubst Du nicht, daß auch

ich es empfinden werde, wie leer Tyringsholm nun wird? Ich wage nicht daran zu denken! Auch ich habe ihn unaussprechlich lieb!"

„Ja aber, mein liebes, sonderbares Isabellchen, wenn es so ist, warum kannst Du ihn denn nicht heirathen?"

Isabelle schüttelte sanft den Kopf. „Es ist ein gewaltiger Unterschied, Virginchen, Jemand als Freund und Bruder lieben, und ihn als Gatten lieben."

„Ach ja, das ist es; aber..." Virginie sprach den Rest des Satzes in einem halben Seufzer aus.

An dem nämlichen Abend saß Baron Klas allein auf seinem Zimmer. Auch er hatte von Richards Abreise sprechen hören; und vielleicht gerade weil Niemand daran gedacht hatte, ihn zu fragen, ob er nicht auch Ernst mit seinem unterbrochenen Plane machen wolle, dachte er selbst daran. Es begann in seinem brütenden Kopfe gleichsam zu tagen, ein Lichtstrom floß herein und theilte die schwere Wolke. Er dachte klar über das nach, was gewesen war, was war und was kommen sollte; und so tief und ernst diese Gedanken auch waren, verwirrten sie ihn doch nicht mehr. Sein Gemüth war vielleicht betrübter und niedergeschlagener als je, aber er empfand zugleich eine Sehnsucht, die alte Last abzuwälzen und sich einmal mit Ruhe an der Heimathsonne eines schönen häuslichen Lebens wärmen zu dürfen.

Doch verbot ihn ein eben so feines als natürliches Gefühl, schon so bald nach des Vaters Tode und den damit verknüpften traurigen Ereignissen an die Erfüllung dieses letztern Wunsches zu denken. Nein, erst wollte er sein krankes Gemüth heilen; und dieß geschah gewiß am besten und schnellsten, wenn er sich von Allem entfernte, was ihn an die fürchterliche Umwälzung erinnerte. Wenn aber seine Mutter und Isabelle Tyringsholm verlassen hätten, dann wollte er zurückkommen und sich eine kleine einfache Wohnstätte suchen, die groß genug für

seine wenigen Wünsche, groß genug für ihn und Marie wäre. Hier in dieser freundlichen Heimath würde er wieder ganz, ja besser als jemals in seine alte Lage kommen, und bald all die störenden Unterbrechungen vollkommen vergessen, die auf den Abend gefolgt waren, wo er von seinem Vater die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Marien begehrt hatte.

Als Klas Malchus's Ideengang an jenem Abend haften blieb, hätte beinahe das finstere Bild des Obersten wieder einigen Wirrwarr in seinem Kopfe angerichtet. Er besaß jedoch so viel Kraft, um sich mit festem Willen davon loszumachen, und der beste Beweis, daß er selbst die Gefahr kannte und ihr auszuweichen strebte, lag darin, daß er mit einer Heftigkeit schellte, als fürchte er, der wackere Entschluß möchte ihm aus den Händen entwischen, ehe er die gehörigen Mittel und Wege zu seiner Ausführung ergriffen hätte. Der Bediente trat ein, man sah keinen geringen Grad von Verwunderung auf seinem Gesichte; denn mehr als ein bequemer Tag war ihm in ungestörter Gemächlichkeit vergangen, seit sich der Baron auf diese oder eine andere Art hätte hören lassen.

„Ist der Herr Lieutenant auf seinen Zimmern?"

Nein, Herr Baron! Ich sah ihn eben nach dem Stalle gehen; er wollte gewiß ausreiten."

„Lauf hin und sieh, wie es ist; und ist er noch zu Hause, so bitte ihn, so schnell als möglich hieher zu kommen!"

Während dieser Befehl schleunig vollzogen wurde, ging Klas Malchus mit ungewöhnlich raschen Schritten auf und nieder.

„Ja, so muß es geschehen!" murmelte er bei sich selbst. „Es ist durchaus nothwendig, daß ich eine andere Luft athme, als diese verpestete Tyringsholmer, wo ich gewiß schon erstickt seyn würde, wenn nicht mein guter Engel mir zur Seite gesessen wäre. Aber warum reist denn Richard?" Jetzt erst machte er sich diese Frage;

und ehe er sie sich beantwortet hatte, stand schon der Lieutenant im Reitanzuge vor ihm.

„Was willst Du, mein bester Klas?"

„Hast Du Eile, Richard? Sage mir zuerst das, denn ich will Dich dann nicht aufhalten."

„O es pressirt mir eben nicht so sehr. Ich wollte nur nach Tjällstorp reiten und Mamas Zurüstungen ein wenig beeilen. Machen sie mir aber zu lange, so reise ich wohl ohne Weißzeug; das werde ich mir schon verschaffen!"

„Und warum willst Du so über Hals und Kopf fort, Richard? Doch ich sehe es Dir an, ich brauche nicht zu fragen. Und Dein treues, warmes Herz wies sie von sich? Aber so sind sie, all diese Weiber, denen die sogenannte höhere Bildung eingeimpft wurde: kalt, stolz, launisch, herzlos. Tausendfach glücklich ich, der ich nie meine Augen auf diese dem Aussehen nach blendenden, aber im Grunde falschen Juwelen warf! Doch Gott sey Dank! Richard, Du benimmst Dich nicht wie ein Narr. Du behältst Deine Hölle für Dich selbst, und deßhalb achte ich Dich, wie Du es verdienst; und willst Du meine Reisegesellschaft haben, so begleite ich Dich!" Klas Malchus streckte seine Hand hin und mit einem biedern Schlage ward sie von Richard angenommen.

„Danke, Klas, danke! Ich habe keinen höheren Wunsch, als daß wir zusammen reisen, und auch Dir ist es Bedürfniß, diesen Schauplatz auf einige Zeit zu verlassen. Mit schönerem und froherem Gefühle wirst Du dann zu der zurückkehren, mit welcher Du das Schicksal Deines künftigen Lebens zu verknüpfen gedenkst. Aber ich, ich komme nicht so bald zurück; denn meiner wartet Niemand."

Klas Malchus erwiederte nichts, aber er öffnete seine Arme, und Brust gegen Brust hörte man die unregelmäßigen Schläge hinstürmen, wie aus einem einzigen Herzen. Aber die Gefühle, die sich auf beiden

Seiten um das Lebensrad bewegten, waren doch ganz verschieden: Klas meinte aus einer langen, ermüdenden Betäubung zu erwachen; Richard ging einer solchen entgegen, obwohl es anders hätte scheinen sollen. Er strengte die ganze Kraft seiner Seele an, um Isabellen zu zeigen, daß er den unerträglichen Schmerz wie ein Mann zu ertragen wisse, und daß er um ihretwillen, um sie nicht durch den beständigen Anblick seines freudenlosen Gesichtes zu beängstigen, sogar die Trennung erdulden könne.

Klas Malchus' freundlicher Vorschlag und wahre Theilnahme warf einen Lichtstrahl über Richards Schattenbilder. Der Kummer darüber, daß der Gewinn des verhängnißvollen Fideicommisses zu theuer erkauft seyn dürfte, da die damit verbundenen Umstände Klas Malchus vielleicht das kosten konnte, was nichts im Leben zu ersetzen vermag, war schwer auf seiner Seele gelegen. Allein dieser Augenblick befreite Richard von seiner qualvollen Besorgniß; und der Eindruck, den die ehrliche Umarmung seines Vetters auf ihn machte, war so tief, daß seine eigenen Schmerzen in den Hintergrund traten. „Klas Malchus," rief er mit jener innigen Wärme, die nur aus einer so wenig selbstsüchtigen Seele ausströmen konnte, wie die seinige war, „ich habe keine Thräne für meinen eigenen Jammer gehabt, aber in diesem Augenblick, wo ich in dem bloßen Druck Deiner Hand fühle, daß meine schrecklichste Befürchtung vorüber ist, da muß ich vor Freude weinen, und aus der ganzen Tiefe meiner Seele Gott danken, der die schwerste Last von mir genommen hat!"

„Ich verstehe Dich, mein edler, redlicher Freund!" erwiederte Klas mit gesenkter Stimme; „und ich habe Gott nicht minder heiß gedankt. Doch laß uns jetzt so schnell als möglich die Reise beginnen!"

„Aber vorher," erinnerte ihn Richard mit bittender Stimme, „mußt Du noch einige recht freundliche und heilende Worte mit Deiner Mutter sprechen. Versprich mir das,

Klas! Mein Herz hat oftmals geblutet, wenn es ihre verzehrende Reue, ihre nie ruhende Angst sah. Du mußt bedenken, daß ihr einziger Fehler sich aus einer zu großen Liebe zu ihrem Gatten herleitete; und wir haben nicht das Recht, ein solches Gefühl ganz zu verdammen, auch wenn es bis zur Schwachheit geht."

„Ich werde mit ihr sprechen, verlaß Dich darauf," versetzte Klas; „und fürchte nicht, daß ich ihr wehe thun werde, obschon ich ihrer frevelhaften Nachgiebigkeit keinen so gelinden Namen leihen kann, wie Du! Und Eines will ich Dir anvertrauen; ich glaube nicht, daß meine Liebe zu ihr je wieder werden kann, was sie früher war. Ach, hätte sie nur Vertrauen zu mir gehabt! Wenn Du wüßtest, wie oft ich sie um dieses Vertrauen anflehte!"

„Schmäle sie nicht so sehr, Klas; sie war Gattin und Mutter, und sie war — Mensch. Glaube mir, sie hat schwer und vollauf für einen Fehler gebüßt, der sich doch nur aus Schwachheit herschrieb. Du mußt schonend seyn!"

„Will ich denn anders seyn? Nein, sage nichts mehr, überlaß das mir! Arme, arme Mama, sie soll sich diesen Abend nicht niederlegen, ohne daß ich ihr erst einige Gemüthsruhe zu schenken versuche!"

„Und Du willst doch auch mit Isabellen sprechen, brüderlich, zart? Du weißt nicht, wie gut und freundlich sie gegen Marie war."

„Nun, das habe ich gehört, und dafür werde ich ihr danken; aber ich kann sie nimmermehr lieben, seit sie Dich so betrogen hat."

„Um Gottes Willen, Klas, sprich keine so harten Worte! Sie hat mich nicht betrogen. Nein, ich selbst habe es gethan, indem ich beständig den Wahn unterhielt, und das trotz einer geheimen Stimme, die mir tausend Mal zuflüsterte, daß dieser Glaube ein falscher sey. Sie war ja immer dieselbe gegen mich, offen, schwesterlich, herzlich, stets sich gleich!" Richard sagte dieß mit einer Heftigkeit, die bewies, wie sehr es ihm

am Herzen lag, Isabellen in Aller Augen rein dastehen zu sehen. Aber nie floh die Ueberzeugung aus seiner Seele, daß sie in der letzten Zeit mehr als schwesterlich, ja, daß ihre Zärtlichkeit fast die einer Geliebten gewesen sey. Doch dieß war nur sein Glaube, den keine Seele ahnen durfte.

„Ich meinte dennoch, sagte Klas Malchus, „daß es bisweilen ganz anders war. Allein wahrscheinlich hab' ich Unrecht gehabt; denn sonst würde sie nicht ihr eigenes Glück von sich gestoßen haben, ein Glück, das sie wahrscheinlich nie mit einem Andern finden wird."

In dieser Hinsicht war Richard ohne Furcht und ohne Eifersucht. Niemand bekam das Herz, das ihm verweigert worden war, dessen war er gewiß; wie sie aber mit diesem reichen und vollen Herzen kalt bleiben konnte gegen die Macht der Liebe, das blieb ihm stets ein ungelöstes Räthsel.

Schon dämmerte der Abend, als der Lieutenant Baron Klas verließ; aber er ritt doch noch nach Tjällstorp, denn er fand nirgends Ruhe, sondern jagte rastlos zwischen seinen zwei Heimathorten hin und her. Isabelle sah ihn vom Fenster aus, und einsam mit ihrem unermeßlichen Schmerz, aber auch mit dem schönen, stolzen Bewußtseyn, die mächtige Versuchung überwunden zu haben, saß sie mit gesenktem Haupte da und lauschte auf das Säuseln des Windes in den Kronen der Linden; sie dachte in stillen süßen Gedanken, wie vielleicht so Vieles anders seyn würde, noch ehe die Linden im nächsten Jahre wieder im Brautschmuck daständen. In Isabellens Herz wohnte jene Ruhe, die stets auf große, entscheidende Entschlüsse folgt. Allein im Innersten dieses Herzens lagen noch die Stürme der Leidenschaften, zwar gebunden, aber nicht überwunden. Ihr Besieger stand noch von Schatten umdämmert.

Und jetzt wollen wir einen Blick in das Schlafgemach der Baronin Eugenie werfen.

Das Halbdunkel der Sommernacht lag über dem

Zimmer, und verlieh ihm das Aussehen eines Friedens, der nicht in der Brust der Besitzerin wohnte. Vor einem offenen Schreibpulte stand die Baronin und bückte sich über ein Bild herab, das den Obersten in seiner ersten Jugend darstellte; und je länger ihr Blick auf diesen ihr einst so theuren Zügen verweilte, desto kürzer ward ihr Athem und desto gewaltiger ward sie von jener geheimnißvollen Aufregung erfaßt, die uns die Nähe eines abgeschiedenen Geistes ahnen läßt. Dieselbe geheime Macht führte sie auch in die längst verschwundenen Frühlingstage ihres Lebens zurück, wo sie noch jung, glücklich und schuldlos gewesen.

Was aber war auf diesen kurzen sonnigen Wahn gefolgt? Diese Frage flüsterte ihr ein trauernder Engel in die Seele. Sie wagte nicht, sich selbst darauf zu antworten; das Bild unter dem Glase vervielfältigte sich unter ihren zitternden Händen, und bald kam es ihr vor, als flöge das ganze Zimmer von schwebenden Wesen erfüllt, alle mit denselben bekannten Zügen, nur mit einem wechselnden Ausdrucke, bald herüberlächelnd aus früheren Tagen, bald starr, düster, drohend, wie sie sie nachher gesehen hatte.

Die arme Eugenie! dunkle Tage, dunkle Nächte, voll Thränen und Gewissensbissen waren auf den kurzen Traum gefolgt; und nun war vielleicht das Schlimmste noch zu erwarten, Klas Malchus' ungewisse Zukunft. Sie wagte die entsetzliche Ahnung nie in Worte zu kleiden: Die Sinne des Sohnes zerrüttet durch das Verbrechen der Eltern! denn gegen diesen Schauergedanken gab es keinen barmherzigen Trost. Es überstieg Alles, was ihre erfinderische Phantasie von Strafe sich denken konnte.

Auch in dieser einsamen Stunde der Aufregung flogen ihre bebenden Gedanken in dieser Richtung hin, und da schob sie, wie von einer Art verzweiflungsvollem Abscheu ergriffen, das Bild hastig in das Futteral zurück: durch ihn war ja all das Elend gekommen! Aber

Eugeniens Seele war nicht dazu geschaffen, sich fest an einen bestimmten Grundgedanken zu halten; kaum hatte sie sich von dem Porträt getrennt, als ihr das Gewissen wieder aus einer andern Ursache schlug. Vielleicht sah er ja eben jetzt bittend zu ihr herab, und bedurfte ihrer Verzeihung, um einen noch nicht gewonnenen Frieden zu finden. Sie sollte, sie durfte an ihn nur in Liebe und Versöhnung denken; und nun weinte sie Thränen der Reue und nahm von Neuem das Porträt hervor, in dem sie jetzt den vollkommenen Ausdruck eines überschwänglichen Friedens zu finden meinte.

Die Baronin Eugenie von X — war ein sehr schwaches Weib; und wenn sie in etwas konsequent war, so war es gerade in ihren Schwachheiten, die alle aus einem nur zu oft in dem Wesen des Weibes vorkommenden Mangel herflossen, aus dem Mangel nämlich an wahrer Energie. Aus Gründen, die aber strenge untersucht, wahrscheinlich als schwach erfunden würden, schreibt man dem Weibe gleichwohl bei außerordentlichen Fällen diese Eigenschaft zu; allein eine Kraftäußerung, die entweder nur des Effektes halber in einigen gewichtigen Momenten, oder wenn die Saiten der Seele durch äußere Zufälligkeiten höher gespannt waren, hervortrat, ist von keiner Dauer, und zerfällt bald wieder in ihr Nichts. Eine Kraft anderer Art — wir bemühten uns, sie in Isabellens Charakter zu legen — wird mit dem Wesen selbst geboren, kann durch Erziehung zurückgedrängt werden, entwickelt sich jedoch wieder, wenn das Weib sich selbst überlassen ist und auf eigene Faust handeln darf. Sie ist jedoch selten, weit seltener, als man glaubt; denn was das Weib gewöhnlich in hohem Grade besitzt, das ist Schlauheit, und deßhalb wird es ihr ziemlich leicht, in verschiedenen Trachten aufzutreten: vielleicht weiß sie hie und da selbst nicht recht, welches eigentlich ihre eigene ist.

Doch wir kehren zu Baronin Eugenie zurück, die weder Energie noch Schlauheit besaß, sondern eine je-

ner äußerst empfindsamen, sanften und biegsamen Seelen war und blieb, die sich am liebsten durch Andere formen lassen, und deren gesammte eigene Mittel sich zum öftesten auf eine schwammartige Phantasie beschränken, die je nach der Freiheit, mit der sie sich in diesem Kreise bewegen dürfen, zusammen gedrückt wird oder sich wieder ausdehnt.

Noch stand die Baronin vor dem offenen Pulte, und ihr Geist war beständig von jenen schwebenden Gegenständen eingenommen, die wir zu schildern suchten, als sie sich schnell von zwei warmen Armen umschlungen und an ein noch wärmeres Herz gedrückt fühlte.

Der Schrei des Schrecks, der eben über ihre Lippen fliehen wollte, verwandelte sich aber schnell in einen Seufzer der Wonne und Seligkeit, als sie fand, daß es Klas Malchus war, der sie so begrüßte, und das mit einem Blicke, welcher, noch ehe ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden war, ihr sagte, daß der schreckliche Zauber vollkommen gebrochen sey, und er, wie tief er auch unter dem Jammer leiden mochte, doch denselben zu tragen im Stande war. Lange war die Umarmung zwischen Mutter und Sohn, und das Herz der armen Eugenie zitterte jetzt in der himmlischen Gewißheit, daß ihr Klas ihr verziehen habe.

„Ach, es ist kein Wahn!" flüsterte sie zärtlich, und strich mit ihrer weichen Hand die Stirne des geliebten Sohnes. Du kommst mit einem doppelten Segenstroste zu Deiner armen Mutter!"

„Ich komme, um Mamma von ganzem Herzen für die Qualen um Verzeihung zu bitten, welche ich gegen meinen Willen zu den vielen fügte, die Mamma schon vorher hatte! Ich komme, um zu sagen: Friede sey damit! Wir haben ja doch so viel, daß wir viel glücklicher leben können, als wir in diesem letzten denkwürdigen Jahre lebten. Doch wenn auch die Oberfläche sich glättet, ist es nicht immer im Innern ruhig. So auch in meinem. Aber ich will, daß es bald ruhig

werde, und deßhalb begleite ich Richard; denn Entfernung und Vergessenheit sind hier die besten Heilmittel."

Klagend seufzte die Baronin: „Ich verliere Dich also in dem nämlichen Augenblicke, wo ich Dich wieder finde?"

„Nein, meine gute Mutter, das heißt nicht mich verlieren, das heißt eher mich wieder gewinnen; denn mit Gottes Hülfe werde ich geistig und körperlich gesund zurückkehren. Und dies würde wahrlich nie in Tyringsholm geschehen können."

„Vielleicht hast Du Recht, mein Klas, und ich wollte, auch ich dürfte diese meine alte Heimath vergessen. Allein wir dürfen Richard nicht dadurch kränken. Er hat mich so herzlich gebeten, wenigstens bis zu seiner Rückkehr zu bleiben; und dann hängt es sehr viel von Isabellen ab, wohin wir ziehen werden. Sie hat das noch mit keinem halben Worte berührt. Ich glaube beinahe, es ist ihr am wohlsten hier in Tyringsholm."

„Wollte Gott, sie hätte sich hier wohl genug befunden, um es mit seinem Besitzer zu theilen! Da wäre einige Freude zu hoffen gewesen; Richard hatte etwas Besseres um sie verdient als das, mein guter, braver Richard!"

„Ja, Klas, das darfst Du wohl sagen! Mein Herz hat mehr als einmal um ihn geblutet, der mir in diesen Zeiten ein Engel an Edelmuth und Zartgefühl war. Du kannst es nicht wissen, mein theurer Klas Malchus, aber Du glaubst mir gewiß, wenn ich Dich versichere, daß ich ohne seine Zärtlichkeit und sehnliche Pflege nicht so ziemlich unversehrt durch diesen Sturm gekommen wäre. Ich tröstete mich jedoch stets mit der Hoffnung, Isabelle würde ihm dies alles vergelten; aber Isabelle ist kaum ein Weib. Ich habe während dieser Zeit oft Gelegenheit gehabt, ihre Stärke und Kaltblütigkeit zu bewundern, aber" . . .

„Aber was, meine Mutter? Wir sprechen in dieser

Stunde offen und ohne Umschweif, und ich sammle gerne jeden Zug von Isabellen."

„Je nun, mein Lieber, ich wollte sagen, daß bei all diesen gewiß glücklichen Gaben und bei all ihrer Vorsorge für mich, und die war so umfassend, als ich sie nur wünschen konnte, sie doch etwas an sich hat, was nicht nach meinem Sinne ist. Ich war leider stets zu gefühlvoll, oder vielmehr, ich weiß es ja wohl, zu schwach; aber der Höchste weiß, ob Isabelle überhaupt Gefühle hat oder schwach seyn kann wie Andere. Man sieht stets eine strenge Beobachtung aller Pflichten an ihr, aber in der Ausübung dieser Pflichten ist keine wohlthuende Wärme. Ich denke, es ist schade um sie; sie wird gewiß bei all ihrer Schönheit, ihrem Stolze und Reichthum, nie ein wahres Glück empfinden."

„Das ist es eben, was auch ich fürchte; aber ihre Seele ist stark, sie hat etwas in sich, was den Mangel zärtlicherer Bande ersetzt. Und in allem Uebrigen ist sie so wohldenkend, so verständig und zartfühlend, daß ich Mama ohne Besorgniß, ja ganz getrost ihrer Vorsorge anvertraue."

„Das kannst Du gewiß, Klas, und ich müßte sehr undankbar seyn, wenn ich nicht anerkennte, daß ihr Benehmen gegen mich exemplarisch ist. Ich glaube sicher, daß sie mich liebt und sich nicht von mir trennen will. Und Gott weiß, wie unglücklich ich werden würde, wenn ich mich von ihr trennen müßte; denn könnte ich ihr nur verzeihen, daß sie meine Hoffnung in Betreff Richards täuschte, so wäre Alles so gut, als es nur bei so viel Uebel seyn könnte. Aber Richards Kummer macht mir tiefen Gram; ich vergesse das nie."

„Er ist ein Mann," sagte Klas Malchus tröstend, „und das hat er uns schon bewiesen. Allein wir haben noch einen andern, für mich kostbaren Gegenstand zu berühren, ich meine Marie! Wie glücklich war nicht der Gedanke von Mama, sie hieher kommen zu lassen! Ihr haben wir nächst Gott für meine wieder gewonnene Gesund-

heit und Gemüthsruhe zu danken. Mama war freundlich und mütterlich gut gegen sie. Thue das auch fernerhin, betrachte sie wie eine geliebte Tochter, wenn ich fort bin, und Mama soll dann stets in mir den zärtlichsten und dankbarsten Sohn besitzen!"

„Ach, mein geliebtes Kind, darum brauchst Du mich nicht zu bitten. Seit die Macht, der ich gehorchen mußte, nicht mehr da ist, und seitdem sich überdieß so Vieles verändert hat, ist sie mir als eine liebe Tochter willkommen. Ihr sittsames und bescheidenes Wesen, so wie ihre unermüdliche Sorgfalt für Dich hat das kleine Vorurtheil gänzlich umgewandelt, das ich gegen ihren Stand hatte; und falls Du es wünschest, und ihre Eltern ihre Zustimmung geben, soll sie, während Du Deine Reise machst, bei uns hier bleiben."

„Ja, Mamachen, um das wollte ich Dich eben bitten; nicht etwa weil ich verlange, daß sie eine feinere Bildung erwerben sollte — nein, gerade durch die Einfachheit und unschuldsvolle Weiblichkeit, die sie so herrlich ziert, ist sie mir höchst theuer, und ich möchte sie um keinen Preis anders haben — Aber es thut mir so wohl, wenn ich denke, daß Die, welche mein Weib werden soll, schon jetzt in diesem schönen töchterlichen Verhältnisse zu meiner theuren Mutter lebt. Ihr werdet dann zusammen von mir sprechen und für mich beten, und diese gemeinsame Liebe wird ein festeres und heiligeres Band schließen, als es je hätte werden können, wenn meine Wahl auf ein junges Mädchen meines eigenen Standes gefallen wäre. Nicht Eine unter hunderten würde bei der Prüfung ausgeharrt haben, die mich betroffen hat. Marie schämte sich deren nicht; sie fühlt nur ihre Liebe, und gäbe gerne in weiterem als dem gewöhnlichen Sinn ihr Leben für meine Ruhe hin. Und dieß, meine theure, gute Mutter, dieß ist die Liebe, wie ich sie mir wünsche; nur eine solche kann mich glücklich machen!"

Die Baronin Eugenie lehnte ihre Wange gegen

den Arm des Sohnes. Da er glücklich war, war sie es auch; aber sogar in diesem Augenblicke hätte sie es gerne gesehen, wenn sich die künftige Schwiegertochter in ein adeliges Fräulein hätte verwandeln lassen. Aber ach die Tage waren nun zu Ende, in welcheu der Hochmuth das Regiment führte, und es würde ihr übel angestanden seyn, wenn sie eine Eingebung dieses bösen Geistes ausgesprochen hätte. Sie that es auch nicht; sie verbitterte Klas Malchus reine Freude nicht mit einem einzigen Aber; und selig, als hätte er Marie erst heute erhalten, verließ er das Zimmer seiner Mutter.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Wagen stand gepackt und angespannt. Die Familie v. Tjällstorp war nach Tyringsholm gekommen, um gemeinschaftlich mit den dortigen Freunden beim Abschied des Fortziehenden zu weinen. Der Augenblick nahte heran, und die Last der Trennung drückte immer stärker auf jede Brust.

In stummem Schmerz, aber doch glückselig, daß sie ihn nicht verbergen durfte, stand Marie von Klas Malchus Armen umschlossen. Er hatte sie heute in Gegenwart der ganzen Familie als seine Verlobte vorgestellt und einen schlichten Ring an ihren Finger gesteckt: und so mischte sich in Mariens Herz die reinste Freude mit der natürlichen Betrübniß. Aber sie schaute ihm zuversichtlich ins Auge, und suchte Trost daraus zu schöpfen.

„Jetzt mußt Du stark seyn, meine geliebte, kleine Marie!“ sagte Klas leise und zärtlich. „Du weißt. daß es mir durch Dich möglich wurde, auf diese Reise zu denken, welche das Uebel vollends ganz heilen wird; und ich bin gewiß, daß Du sie deßhalb ebenfalls willst und Dich mit der Nothwendigkeit versöhnst.“

„Aber Du schreibst doch gewiß? Ich bekomme Briefe,

nicht wahr, die nur an mich gerichtet sind, die Niemand lesen darf als ich?“

„Danke, Du Geliebte, für diese Mißgunst, auf die Du Dich so gut verstehst! Behalte Du Deine Briefe für Dich; Du sollst ihrer viele bekommen, in denen mein ganzes Herz offen vor Dir liegen wird. Aber Du, Marie, mußt viel längere Briefe schreiben; denn Du mußt von Allem reden, was in Dir wacht und lebt: Du darfst nichts vergessen!

So plauderten sie, welche frei ihre Gefühle ausgießen und sich den Abschied selbst durch Vorspieglungen versüßen konnten, wie sie einem liebenden Herzen so theuer sind. O wie ganz Anders war es nicht bei den bleichen Zweien, die im rothen Kabinete am Fenster standen!

Isabelle hatte seit dem letzten entscheidenden Abend im Pavillon nicht mit Richard gesprochen, ihm nicht recht ins Auge gesehen. Und auch jetzt wäre sie dieser Erschütterung am liebsten ausgewichen; aber was würde ihre Umgebung davon gedacht, geurtheilt und geschlossen haben? Ein solches Benehmen hätte ihr Geheimniß verrathen können; und mit einem Herzen, das in dem gewaltsamen Bemühen seinen wahren Zustand zu verbergen beinahe brach, ging sie hinauf, um bei diesem Abschiede zugegen zu seyn, der für Niemand war, noch seyn konnte, was er für sie war, die vielleicht niemals Einen von ihnen wiedersehen sollte.

Die gefesselten Stürme hatten sich wieder losgerissen, und jagten wilder als je durch ihre Seele. Woher die Kraft nehmen in diesem letzten verzweifelten Augenblicke, wo der Gedanke unaufhörlich wiederkehrte: „Drücke sein Bild fest in Dein Herz, denn diese geliebten Augen, dieses gute, schöne Lächeln siehst Du nie mehr; diese Stimme, die Dir so viele unaussprechlich zärtliche und warme Worte zuflüsterte, welche Deine Pein unzählige Male zugeschläfert und den Sturm Deines Gemüthes zur Ruhe geschmeichelt haben, hörst Du nicht mehr!

Nein, nein, es ist unmöglich! Verlasse mich nicht! Ich will an Deinem Herzen sterben!"

So klagte es in ihr, während sie den letzten Rest ihrer Kräfte zusammenraffte, sich aufrecht hielt und mit leichenblassen Wangen gegen den Fenstervorhang lehnte.

In ihm ging zwar das Blut in noch höheren Wogen; aber er wollte sich wenigstens beherrschen, als er zu ihr hintrat und leise seine Hand auf ihre Schulter legte. Beide bebten jedoch vor dem Ausdruck in ihren Gesichtern zurück, denn in ihnen lag etwas Geisterhaftes. Isabellens Blick sank zuerst, es war ihr unmöglich, den Anblick der Veränderung auszuhalten, die mit Richard vorgegangen war — sie bedachte nicht, wie verändert sie selbst aussah.

„Isabelle," sprach Richard nicht mit dem süßen, schmeichelnden Flüstern wie ehedem, sondern in festem klarem Tone, „ich danke Dir für diese Bewegung! Sie ist mir ein Beweis, daß Du mich lieb gehabt hast."

Sie hätte so gerne etwas erwiedert, aber vergebens bewegte sie die Lippen, und nur noch ein tieferes Senken des Hauptes bewies, daß sie seine Worte verstanden hatte.

„O Gott," fuhr Richard fort, indem er sie mit einem langen, forschenden Blicke betrachtete, „ich weiß selbst nicht, welch' eine wahnsinnige Kühnheit mich erfaßt; aber wisse, es kommt mir in dieser Minute vor, als wäre ich Dir theurer, als Du es vielleicht selbst gewußt hast! Noch, noch, geliebte Isabelle, ist es nicht zu spät! Wenn ein Gefühl, das Deine Scham nicht gestehen will, vielleicht erst im Augenblick der Trennung in Deinem Herzen erwacht ist, o dann beschwöre ich Dich bei unserer Beider Leben und Glück, laß Dich durch Nichts abhalten, es zu gestehen! Nur ein halbes Wort von Deinen Lippen, ein aufmunternder Blick aus Deinem Auge, und ich bleibe! Du kannst mich nicht entbehren, Isabelle — sage, daß Du es nicht kannst!" Er preßte ihre Hand heftig an seine Lippen.

„Nun ja, Richard, ja“ — in kurzen Sätzen und in einem Tone, der durch ihre Anstrengung unnatürlich wurde, brachte Isabelle diese Worte hervor — „ich kann . . . Dich entbehren . . . muß es können!“

„Du mußt nicht, Isabelle! Auch ohne die geringste Hoffnung bleibe ich zurück, wenn es Dich schmerzt, mich reisen zu sehen. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich mich weniger um meinet= als um Deinetwillen dazu entschloß. Für mich wäre es immer ein Glück, wenn auch mit Wermuth gemischt, Dich sehen und Dir nahe seyn zu dürfen. Aber ich fürchtete, Du könntest es nicht aushalten, mich unter Deinen Augen hinschwinden zu sehen; denn wenn ich auch die Seele zu beherrschen vermag, so habe ich doch nicht, wie Du, Gewalt über den Körper.“

„Du hast recht gehandelt gegen uns Beide, Richard; und jetzt — mach' die Qual kurz!“

„Ja, Isabelle, ich will Dich nicht länger quälen! Laß mich Dich nur noch einige Minuten anschauen! Gönne mir diese armselige Freude, die Du Niemand verweigerst, eine Freude, die mir nicht mehr so bald wieder werden wird; denn was sollte ich hier suchen, da Du mich verstoßen hast?“

Und jetzt war es mit Richards Selbstbeherrschung vorüber. Gewaltsam hob sich seine Brust, die Thränen brannten auf seiner Wange, und sein ganzes Wesen zitterte von der mächtigen Bewegung.

Tiefer senkte sich Isabellens Kopf gegen die Brust. Es wäre sündhaft, wenn wir den Schleier lüfteten, womit das stolze Weib in dem letzten Momente die blutende Wunde zu verhüllen suchte.

„Lebe wohl denn, Isabelle! Eine Bitte nächst der letzten: wähle keinen andern Wohnsitz als Tyringsholm! Laß mir wenigstens den Trost, Dich hier zu finden — wenn ich zurückkomme!“

„Ja, über oder unter der Erde, Du wirst mich in Tyringsholm finden! Gott . . . Gott sey mit Dir!“

Und Richard erinnerte sich ihrer Worte: „Mache die Qual kurz!"

„Pflege Dich, pflege Dich wohl, das ist meine letzte und heißeste Bitte! Und wenn Du den Wunsch fühlst, mich bei Dir zu sehen, so schreibe eine Zeile . . . aber Du wirst sie nicht schreiben, ich weiß es wohl! Isabelle, Isabelle, ich lasse meine Seele bei Dir zurück; Du sollst mir wenigstens Etwas dafür geben!" Und mit wilder Heftigkeit schloß er sie in seine Arme. Seine heißen, verzehrenden Küsse brannten auf ihren Lippen und Wangen, und jagten Feuerströme durch ihre Adern. Es schwindelte vor ihren Sinnen, sie war im Himmel, sie war in der Hölle; aber mitten unter dem Sturme der Leidenschaft erhob sich ihre Kraft zu einem festen Entschluß, und Richard heftig von sich stoßend eilte sie in das innere Zimmer und verschloß die Thüre.

Einige Augenblicke später rollte der Wagen durch Tyringsholms alterthümliches Portal. Das Geräusch schnitt Isabellen ins Ohr, wie der Ton des ersten Hammerschlages, der den Deckel auf den Sarg des Geliebten befestigt, in das der hinterlassenen Gattin schneidet.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wir werden Isabellens Kämpfen nicht Tag für Tag folgen, nicht darauf lauschen, wie stündlich eine kleine, fleißige Säge an der zerbrechlichen Maschine feilt. Wir wissen ja, wie die Schmerzen des Leibes ihr Recht ausüben, und wie der Prolog des Todes stille fortläuft.

Bis auf Weiteres sey es deßhalb genug an der Mittheilung, daß Isabelle gleich nach Richards und Klas Malchus' Abreise in Gesellschaft ihrer Mutter und Mariens die schon vorher ausgemachte Fahrt nach Kopenhagen unternahm; und während es in Tyringsholm also

ganz leer ist, ziehen wir nach Tjällstorp, wo uns einige lichtere, farbenhellere Scenen erwarten.

An einem heißen August-Nachmittage, zwei Tage nach der Abreise der Damen, hatte der Major sein Mittagsschläfchen noch nicht ganz beendigt und die Majorin gerade ihren ersten Brief an Richard begonnen, der ihn an einem bestimmten Orte treffen sollte, als Fräulein Virginie, die mit der Fliegenklatsche in der Hand eine lebhafte Jagd im Saale hielt, das Geräusch eines rollenden Wagens hörte. Durch das ebenso vorsichtige als verzeihliche Oeffnen eines Thürspalts bekam sie eine freie Aussicht in die Vorhalle und nach dem Hofe hinaus, wo eben ein kleiner, eleganter Jagdwagen, der von einem schönen Pferde gezogen ward, hielt, und aus dem Wagen stieg ein Jemand, den Virginie zwar erkannt haben mußte, aber doch nicht bewillkommnen mochte. Hastig schloß sie die Thüre; und nachdem sie in sichtlicher Verzweiflung den Spiegel zu Rathe gezogen und dabei den bedeutenden Wirrwarr in den Locken und die schiefe Lage des Kragens entdeckt hatte — die Fliegenjagd ist nicht sehr geeignet, die Toilette in gehöriger Ordnung zu erhalten — beschloß sie, während der Herr mit dem Bedienten sprach, was durch das Schlüsselloch bemerkt ward, einen Sprung über den Gang nach ihrem Zimmer zu wagen, wohin sie nur durch den Voröhrn gelangen konnte. Die Zeit erlaubte kein langes Ueberlegen. Eins, zwei, drei, und unser Fräulein nahm die Fliegenklatsche in die eine Hand und einen Teller mit todten Fliegen in die andere, schloß dann behutsam die Thüre auf, und wollte eben in einem Hui die drei entscheidenden Sprünge thun, als — hat man je ein solches Mißgeschick gesehen — der Fremde sich eben umwandte und das Fräulein artig begrüßte, welches tief erröthend eine halbe Entschuldigung stammelte und verschwand.

Es war Graf M—, der nach einer Abwesenheit von vier Monaten kürzlich in die Gegend zurückgekommen

war und nun seinen ersten Nachbarbesuch bei Major L—s in Tjällstorp ablegte.

„Ihro Gnaden, ihro Gnaden, der Graf v. Swärdsö ist hier!" meldete das Kammermädchen unter der Thüre zum Zimmer der Majorin.

„Ei, was Du sagst! mache nur, daß wir einen guten Kaffee bekommen!" Die Majorin weckte ihren Mann, warf den Shawl um ihre Schultern und stand nach einem halben Blick in den Spiegel an der Thüre zum Vorzimmer, wo sie mit ihrer ganzen natürlichen Anmuth den stets lieben und geachteten Gast bewillkommte.

Mit dem Major, der sich etwas unwirrsch auf diese Unterbrechung in seinem angenehmen Mittagsschlummer erhob, ging es nicht so flink; denn erstens hatte er seinen letzten Rasirtag versäumt, und dann hatte ihm ja seine Frau zugewispert, daß es ganz unmöglich sey, den feinen Graf M— in dem grauhaarigen Schlafrocke zu empfangen. Also: „Lisa, paß auf! Etwas warm Wasser und meinen braunen Rock! Verwünscht, daß ich das Rasiren vergessen mußte!" Ein ächter Landjunker hat einen eben so großen Abscheu vor dem Rasiren, als er seinen bequemen Hausrock liebt.

Die ersten Augenblicke des Zusammentreffens zwischen der Majorin und dem Grafen waren beiderseits etwas unbehaglich: es waren seit seiner Abwesenheit so viele merkwürdigen Dinge geschehen. Eine Unterhaltung hierüber hätte äußerst peinlich werden müssen; sie aber gar nicht zu berühren, wäre unnatürlich gewesen und hätte nur für solche Personen passen können, die sich entweder um die Anforderungen des guten Tons nicht bekümmern oder nichts davon wissen. Man mußte daher hinüber, aber leicht und behutsam. Graf M— fühlte, daß dieß ihm zukomme; und mit all der Gewandtheit, die man bei einer Person von seiner Lebensart voraussetzen konnte, sprach er, nicht als ein eiliges Apropos, das sich hier eben so übel gepaßt hätte als ein förmliches Bedauern

oder ein Glückwunsch, sondern mit der ruhigen Zuversicht, womit ein näherer Bekannter an gegenseitig bekannte Dinge erinnert: „Ich war sehr überrascht, als ich hörte, daß die beiden Prätendenten eine Reise mit einander machten; das ist etwas so Schönes und Seltenes bei Personen in ihrer Lage, daß ich ihre gegenseitige Duldung nicht genug bewundern kann. Die Baronin und Fräulein Isabelle haben ebenfalls das Land verlassen, und ich muß mich wieder über mein altes Unglück beklagen, das es gerade so wendete, daß ich erst am Tag nach ihrer Abreise in Swärdsö ankam; ich hätte ihnen noch so gerne vorher meine Aufwartung gemacht.“ Nun war Alles gesagt, was gesagt zu werden brauchte; und um vieles erleichtert, erwiederte die Majorin:

„Ich hoffe, der Graf verläßt die Gegend nicht früher wieder, ehe sie zurückkommen? Wir haben noch eine schöne Zeit auf dem Lande zu gewarten.“

„Die schönste und beste,“ fiel der Major ein, der jetzt frisch rasirt eintrat und den Gast mit einem kräftigen Handschlag freundlich begrüßte; „und der Herr Graf wird doch wohl vorher seine Erndte einbringen, ehe man wieder den Weg nach der Hauptstadt einschlägt?“

„Ich reise dies Jahr nicht mehr dahin, mein bester Major, sondern lasse mich in aller Ruhe auf meinem schönen Svärdsö nieder, wo ich ein so gewaltiger Landwirth zu werden gedenke, daß ich eines Tages mit dem Wasaorden behangen zu werden hoffe. Ich habe stets eine große Vorliebe für die Landwirthschaft, bisher aber wenig Zeit gehabt, um mich derselben zu widmen. Künftig wird es mein Ehrgeiz seyn, in meinen reichen Stallungen und wohlversehenen Tennen zu liegen.“

Im Tone des Grafen lag Ernst genug um seine wahre Meinung zu zeigen, obschon er gewissermaßen für scherzhaft angesehen werden konnte. Gründe, die nicht hieher gehören, hatten ihn bewogen, die öffentliche Laufbahn zu verlassen, und dieser Schritt ward schon vor

seiner ersten Reise nach Svärdsö vorbereitet. Jetzt war es bestimmt, und er schien vollkommen zufrieden mit einer Wahl zu seyn, bei der es jedoch ungewiß war, ob sie ganz frei geschah; man flüsterte wenigstens später, daß verletzte Eigenliebe sein Abschiedsgesuch diktirt habe.

„Ein solcher Ehrgeiz vertheidigt seine Stellung," meinte der Major; „und außer dem Vergnügen, das ich darüber fühle, den Herrn Grafen unter meine Nachbarn rechnen zu dürfen, empfinde ich jedesmal eine herzliche Freude, wenn ich höre, daß ein Gutsherr auf den Gedanken gekommen ist, daß es eben so gut seine Bestimmung seyn könne, für das Beste seiner eigenen Unterthanen, als das des Landes zu sorgen. Meiner Seele, wir haben ja noch Leute genug, die daran denken! Und was hat das Land davon? Eine einzige Person, die für den größeren oder geringeren Kreis lebt und wirkt, den ihr unser Herr anvertraut hat, schafft mehr wahren Nutzen, als hundert solcher, die immer nur Verbesserungspläne machen, die nie bewerkstelligt werden können."

„Sie sind zu strenge!" fiel der Graf ein. „Schon der Wille für ein ganzes Volk zu wirken, ist mehr werth, als die Wartung seiner eigenen Angelegenheiten, wenn auch die besten Jahre eines Mannes darüber hingehen, ohne daß sein Streben auch nur ein Zeichen einer herankeimenden Erndte gewinnt."

„Ei, ei, mein lieber Graf, mit solchen Gesinnungen, fürchte ich, wird der Ehrgeiz des Herrn Grafen nie in Tennen und Stallungen aufleben."

Bei diesem „aufleben," womit der Major nicht das Geringste sagen wollte, bedeckten sich die Züge des Grafen M — mit einer weit stärkeren Farbe, als die Natur ihnen gegeben hatte. Doch ehe eine Antwort über seine Lippen kam, floß schon die Bemerkung der aufmerksamen Majorin ein, daß das, was der Graf zuletzt geäußert habe, seine erstere Meinung durchaus nicht bestreite. „Es ist uns ja wohl bekannt," sagte die sanfte Frau mit einem sanften Lächeln, „daß die Männer meh-

rere Lebensperioden haben, und wenn sich der Herr Graf nun an der Grenze der Mittagshöhe glaubt, so kann man nicht läugnen, daß die sogenannten besten Jahre vorüber sind. Wenn aber ein Mann in diesem Zeitraum seine Geisteskraft und Thätigkeit dem allgemeinen Besten gewidmet hat, dann kann er, auch mit der Ueberzeugung seinen schönsten Wirkungskreis hinter sich zu lassen, doch seinen Ehrgeiz dazu angespornt fühlen, seinen Platz in einem beschränkteren auszufüllen."

Die Majorin hatte sich so zu sagen ein wenig aufs Kreuzen ausbegeben, und eben an einer Stelle Anker geworfen, die einzunehmen, in der gewöhnlichen Unterhaltung für ein Verbrechen gegen alle Formen gilt, an einer Stelle nämlich, die der andern Partei den Lauf zu weiteren Argumenten versperrt. Es war jetzt nicht denkbar, daß Graf M — nachdem ihm so der Mund mit Süßigkeiten gestopft war, etwas Besseres thun könnte, als sein Einverständniß durch eine artige Verbeugung zu erklären. Aber die Majorin, besorgend, ihr Mann, der Gegenstände dieser Art gerne wieder aufnahm, könnte den Grafen aufs Neue an seiner empfindlichsten Seite verwunden, war eben im Begriff, die Aufmerksamkeit ihres Mannes nach einer andern Seite hin zu leiten, als Virginie, die unterdessen ihre Toilette wieder hergerichtet hatte, eintrat, gefolgt von der Kaffeekanne, welche Zerstreuung eben recht kam.

„Das Fräulein, und ich, haben einander schon begrüßt." sagte der Graf, und beeilte sich, Virginien artig beim Ausbreiten des scheeweißen Kaffeeteppichs zu helfen.

„Ich hoffe, der Herr Graf befindet sich wohl?"

„O, vollkommen! Ich brauche übrigens an das Fräulein nicht dieselbe Frage zu stellen, denn die Antwort, die man auf Fräulein Virginiens gesunden Wangen liest, macht jene überflüssig."

„Nach dieser Zurechtweisung," erwiederte Virginie lachend, sehe ich, obschon zu spät, ein, daß ich mit mei-

ner eigenen Frage ebenfalls hätte schweigen sollen; und ich erinnere mich jetzt, irgendwo gelesen zu haben, daß Leute von „gutem Ton," wie der selige Onkel zu sagen pflegte, nie eine Unterhaltung mit Fragen über Gesundheit oder Witterung beginnen. Aber, mein bester Graf M —, wir Landmädchen sind und bleiben immer ein wenig einfältig, und deßhalb ist es unmöglich, daß wir uns, wenn wir einen Bekannten treffen, der Frage enthalten, die ich stellte."

„Seyen Sie versichert," versetzte der Graf, von Virginiens Vertheidigung sichtlich erfreut, „daß ich künftig meine Artigkeiten einstellen werde, wenn man sie nicht besser würdigt; und deßhalb will ich auch nicht aussprechen, was ich sonst gewiß nicht verschwiegen hätte, nämlich, daß ich niemals eine junge Dame mit so viel Grazie am Kaffeetische hanthieren sah."

„Die Phantasie des Herrn Grafen muß ohne Zweifel weit lebhafter geworden seyn, als ich mich erinnere, früher bemerkt zu haben! Darf ich Ihnen die Tasse etwas voller machen?"

„Meine Phantasie — danke gehorsamst, es ist schon weit über mein gewöhnliches Maaß — hat sich eben nie dadurch ausgezeichnet, daß sie zu dem erhabenen Genre gehörte, sondern ist stets ihren Weg auf nüchternen Beinen dahingeschritten. Und in Folge dieses Bewußtseyns, das mir die Erfahrung an die Hand gegeben hat, muß ich glauben, daß wenn sie wirklich einen höheren Schwung besitzt, als früher, dies nur der augenblicklichen Inspiration zugeschrieben werden kann."

„Vom Kaffee?"

„Ja, warum nicht, da Fräulein Virginie ihn einzuschenken beliebt?".

Ohne Zweifel hatte Virginie Recht, wenn sie behauptete, daß die Phantasie des Grafen eine Richtung angenommen habe, in der sie sich früher nicht geoffenbart hatte. Vielleicht bemühte er sich zu zeigen, daß der Korb, den er einige Monate vorher erhalten, seine

Seelenruhe nicht gestört habe; vielleicht war es auch nur das Vergnügen, Virginien wieder zu sehen, was den ernsten Mann auf die kleinen Seitenpfade des Scherzes und der Galanterie brachte. Man weiß, daß Virginie immer sehr bei ihm in Gunsten stand, und nun besaß sie überdieß den Vortheil, daß sie von Isabellen nicht verdunkelt ward.

Als die Kühle es erlaubte, ging man in den Garten; aber bald entschuldigte sich die Majorin mit der Poststunde — denn der Gedanke an den unvollendeten Brief an ihren Liebling überwand ihre Artigkeit als Wirthin — und da der Major gleich darauf Besuch von dem Inspektor in Tyringsholm erhielt, ward Virginien allein die Ehre, ihren Gast zu unterhalten. Sie war eben im besten Besinnen auf einen besonders passenden Gegenstand, als Graf M— sie mit der offenen Frage überraschte: „Ist es wahr, Fräulein Virginie, daß sich Baron Klas Malchus unter Hymens Fahne stellen will?"

„Ja es ist so, und seine Wahl ist auf ein recht liebes, schönes und gutes Mädchen gefallen, das, obschon von geringem Stande, ihn doch gewiß glücklich machen wird. Manche meinen, daß aus der Parthie nichts werde, aber ich halte Klas Malchus für besser."

„Auch ich! Hat er sein Versprechen gegeben, so ist er nicht der Mann, der es bricht. Seine Liebe wird überdieß wohl von der romantischen Gattung seyn?"

„Ich weiß nicht gerade, ob dies der Fall ist; wenn aber, so hoffe ich, die Romantik kann das ganze Leben hindurch dauern, denn ohne Zweifel stützt sich ihre Neigung auf eine große Sympathie in den Charakteren."

„Sie ruht also, wie ich glaube, auf dem bestmöglichen Grunde," sagte der Graf in einem Tone stillen Ernstes. „Die Sympathie wägt die Gefühle, aber die Gefühle mißt man nicht nach den Jahren. Die Jahre finden ihr Grab in der Nacht der Jahrhunderte, die Sympathie begleitet uns über das Grab hinaus. Ich begreife wohl, wie Baron Klas eine solche Wahl treffen

konnte. Für ihn, mit seinem beständig nach Innen gerichteten Blick, mußte die Liebe eine mächtige Versuchung werden; und für ihn paßte eben ein Weib, das nicht unter den Fesseln und Formen des gesellschaftlichen Lebens erzogen wurde. Ihm wird jetzt die Freude, sie selbst formen zu dürfen, und wenn das Bild nicht abgenützt wäre, so möchte ich hinzufügen, daß er... doch Fräulein Virginie erinnert sich wohl der sinnreichen Mythe von Pygmalion?"

„Ja, aber ich finde den Vergleich hier nicht recht passend, denn ich kann Sie versichern, daß Marie kein Marmorbild ist. Sie hat hinlänglich Leben und Gefühl, und obschon ich glaube, daß sie den größten Theil der Zeit mit Schweigen zubringen, so verstehen sie einander doch."

„Die Sprache des Schweigens," bemerkte der Graf, „ist ohne Zweifel die reichste. Wenn das Herz spricht, hat die Sprache keine Worte und der Kopf kein Studium. Das ist eine schöne und mächtige Sprache, wenn sie aus starken und tiefen Gefühlen herfließt. Mir fehlt jedoch leider das Zeugniß der Erfahrung."

„Wirklich?" lächelte Virginie mit einem kleinen Anflug von Kühnheit, erröthete aber nachher tief, als sie bedachte, wie einfältig es Graf M— erscheinen würde, wenn er sie diese Anspielung auf seine mißlungene Werbung um Isabellen machen hörte.

„Wirklich!" wiederholte der Graf und sah dabei sehr erstaunt aus.

„Ja, ich dachte... ich meinte nur, der Herr Graf werde in seiner Jugend..." Nein, jetzt wurde es immer schlimmer und schlimmer! Mußte er jetzt nicht glauben, sie wollte ihm zu verstehen geben, daß sein Alter ihm nicht mehr erlaube, über dergleichen Dinge zu sprechen? Und es ist schwer zu sagen, warum Virginie wünschte, er möchte unter dem, was sie gesagt, Alles, nur nicht das verstehen.

Graf M— betrachtete sie einige Augenblicke schwei-

gend; dann sprach er mit gesenkter Stimme: „In meiner Jugend kannte ich die Sprache der Leidenschaft, aber nicht die des Herzens. Vielleicht wird es mir deßhalb jetzt auch so schwer, in dieses ächte Gebiet einzudringen; doch will ich noch das Beste hoffen. Es ist bewiesen, daß jedes Dezenium uns einen neuen Körper gibt, sollten wir daher nicht auch annehmen dürfen, daß unsere Seelenpflanze bei dieser Verwandlung durch veredelnde Grundsätze um mehr als zehn Jahre höher auf der Stufenleiter gestiegen ist, welche die Vergangenheit mit der Zukunft verbindet? Und wenn es daher auch nicht bestritten werden kann, daß wir selbst bei einem vorgerückten Alter von Leidenschaften ergriffen werden können, die sehr schwer zu bezähmen sind, so geben sie immer gleichwohl ein glückliches Resultat. Sie geben Veranlassung zu einer neuen Selbstprüfung, wobei es sich vielleicht nicht selten herausstellt, was wir in unserer Jugend-Verblendung nicht gesehen haben würden, nämlich, daß wir uns geäuscht haben, und daß das, wornach wir strebten, wenn wir es erlangt, uns nicht Alles geworden wäre, was wir davon hofften, da wir noch unter dem Einflusse der trügerischen Täuschung standen. Und sehen Sie, hierin liegt der Gewinn, den wir aus jeder neuen Leitersprosse ziehen, die uns von der Jugend trennt."

Während dieser Abhandlung des Grafen stieg Virginiens Verlegenheit, und sie ward durch den deutlichen Nachsatz keineswegs geringer. Es handelte sich übrigens jetzt nur darum, was sie auf das Alles antworten konnte. Am liebsten hätte sie gar nichts erwiedert; aber die Besorgniß, der Graf möchte sie dann für ein kleines Gänschen ansehen, kam ihrer Schüchternheit zu Hülfe, und nach einem kurzen Besinnen sagte sie:

„Ich hätte gleichwohl geglaubt, daß eine so besonnene Erfahrung die Selbstprüfung vorher anstellen sollte, ehe der trügerische Wahn eine so große Macht bekäme; denn Sie müssen zugestehen, Herr Graf, daß der Gewinn der vielen Leitersprossen einen geringen Trost gewährt

haben würde, wenn Sie etwas eifrig Erstrebtes wirklich erlangt und die Täuschung erst nachher entdeckt hätten."

Lächelnd, und mit einem Blicke, der bewies, daß diese richtige Bemerkung eher gefallen als verletzt hatte, küßte der Graf Virginie die Hand. „Ich finde," sagte er, „daß meine Logik nicht ganz richtig war; und wenn ich nicht Mitleid mit der Geduld des Fräuleins hätte, so würde ich die Sache wohl von einer andern Seite wieder beginnen, die überzeugender werden dürfte. Allein der Versuch, die Folgen auch unserer wohlberechnetsten Handlungen zum voraus bestimmen zu wollen, ist stets eine physische wie moralische Unmöglichkeit; wenn aber diese Folgen da sind, dann prüfen wir durch die Loupe der Vernunft, ob sie nicht gerade so am nützlichsten für uns waren, und der Gewinn der vielen überstiegenen Sprossen besteht dann darin, daß wir aus den Folgen unserer Handlungen den besten Kern auszuziehen vermögen, auf welche Art auch diese Frucht gereift seyn mag."

„Ich verstehe," fiel Virginie ein und nickte heiter. „Das ist eine gute Lebensansicht; mit dieser kann der Herr Graf niemals über fehlgeschlagene Berechnungen in Verzweiflung gerathen."

„Nein, ich kann zwar darunter leiden, aber in Verzweiflung gerathen nicht."

Nach diesem Besuche kam Graf M— öfters nach Tjällstorp. Er wünschte die Erfahrung des Majors in vielen Dingen um Rath zu fragen; und in Folge dieser Berathungen bedurfte es nicht selten der persönlichen Anwesenheit des Majors in Svärdsö. Bei solchen Gelegenheiten bat sich der Graf immer die Gnade aus, kommen und ihn mit Pferden holen zu dürfen, etwas, was der Major, in Rücksicht auf die häufigen Fahrten gern bewilligte; wenn aber der festgesetzte Tag kam, sah man allemal nicht den Herrn von Svärdsö in seinem kleinen Jagdwagen, der für ihn und den Major ausgereicht hätte, sondern da fuhr immer der Staatswagen an, und

es gab ein Komplimentiren und Bedenken und Ueberreden, und wenn die Haushaltungsgeschäfte der Majorin noch so dringend waren, so mußte man fünf gerade seyn und das Fräulein mit nach Svärdsö lassen, wo sich der artige Wirth mehr mit den Damen beschäftigte, als mit den vortrefflichen Plänen des Majors.

Bei einer solchen Gelegenheit geschah es jedoch einmal, daß die Majorin Virginien befohlen hatte zu Hause zu bleiben und die Aufsicht über das Flachshecheln zu führen; und was für ein langes Gesicht machte da der Herr Graf, als die Wirthin in Reisekleidern in den Saal trat und sich bereit zum Gehen erklärte!

„Aber das Fräulein!"

„Sie muß heute zu Hause bleiben! Wir haben eine Menge Geschäfte, die nicht versäumt werden dürfen."

„Um alles in der Welt, meine Gnädigste," rief der Graf mit einer höchst sprechenden Miene, lassen Sie doch das Fräulein mitgehen! Ich habe gerade eigens für sie eine kleine Ueberraschung vorbereitet, die zwar höchst unbedeutend ist, ihr aber doch, wie ich glaube, einige Freude machen wird. Mir dagegen würde es den größten Verdruß bereiten, wenn ich die gnädige Frau nicht überreden könnte, diesen mütterlichen Befehl zurückzunehmen — sofern es nicht Fräulein Virginiens eigener Wunsch ist, zu Hause zu bleiben!"

„O nein," lächelte die Majorin, „ich kann wahrlich nicht rühmen, daß sie viel Sinn für Häuslichkeit besitzt. Nur mein Wunsch war es, der hier den Ausschlag gab; und soll sie durchaus mit, so muß ich zum voraus erklären, daß die Pferde wenigstens eine Stunde warten müssen."

„Gerne zwei, wenn es seyn muß! Ich will befehlen, daß man abspannt." Aber ehe die Uhr drei Viertel geschlagen hatte, stand Virginie mit Hut und Shawl und einem hübschen, lächelnden Blicke unter der Saalthüre.

Der Graf ging ihr entgegen: Will mir das Fräu-

lein auf ihr Gewissen sagen, ob Mama Ueberredung nöthig hatte oder nicht?"

„Ich kann auf mein Gewissen versichern," erwiederte Virginie heiter, „daß ich schon heute früh Mama zu überreden suchte, und wenn ich jetzt ein ganz klein wenig böse bin, so ist es nur deßhalb, weil die Ueberredungskunst des Grafen M— glücklicher war als meine eigene!

„Das muß das Fräulein nicht übel nehmen, denn es ist ganz natürlich, daß es so kommen mußte: Das Fräulein hat ganz gewiß nur sehr lau gebeten; ich bat dagegen um Etwas, auf das ich einen hohen Werth setzte — und da..."

„Sind wir noch nicht fertig?" sagte der Major, der lange im Oehrn auf und ab gegangen war, und nun mit einer gewissen Ungeduld die Thüre öffnete.

Wir halten uns nicht bei dem Besuche in Svärdsö auf, sondern erwähnen nur, daß die kleine Ueberraschung, die der Graf Virginien bereitet hatte, in der Anschaffung eines kleinen Wunderthiers bestand, womit sie schon lange Bekanntschaft zu machen gewünscht, das sie aber noch nicht gesehen hatte, nämlich eines Papageiweibchens. Die stolze Dame saß so stattlich in ihrem großen vergoldeten Käfig, wie eine Favoritsultanin in ihrem reizenden Gefängnisse. Virginie war ganz Entzücken, und hätte vor Freude beinahe laut hinausgeschrien, als der Papagei ihren eigenen Namen rief. Der ungeheuchelte Ausdruck ihres Vergnügens wirkte sichtlich auf den Grafen; und als am Abend der Käfig zu Virginien in den Wagen hinein gehoben wurde, sagte er freudig: „Ich hoffe, das Fräulein wird meine kleine Gesandtin ihre Talente nicht verlernen lassen? Ich habe ihr meine eigene Ansicht beizubringen gesucht, nämlich daß die diplomatische Feinheit weniger in der Menge der Worte als in der glücklichen Wahl derselben liege; aber die arme Kleine ist noch eine solche Anfängerin, daß sie erst ein einziges kann."

Virginie erröthete tief bei diesem kleinen, aber vielleicht nicht so ganz bedeutungslosen Scherze, und jetzt

erst sah sie ein, daß sie ihren Namen von dem Papagai wohl nicht gehört haben würde, wenn er ihm nicht unzählige male von dem Grafen wiederholt und eingelernt worden wäre.

Ein Paar Tage darauf langte der erste unbeschreiblich ersehnte Brief von Richard an, aus dem wir einige Auszüge mittheilen:

„Wir sind in Berlin, meine geliebte Mutter; erwarte aber keine Beschreibungen über meine Eindrücke, denn ich habe keine erhalten. Ich habe oft sagen hören, daß Reisen ein krankes Gemüth heilen und ihm seine Spannkraft wiedergeben. Reiset, reiset," ruft man; „die Veränderung des Orts, der Umgebung, der Luft wird Wunderwerke thun!" Wie das auf Andere einwirkt, weiß ich nicht, um aber auf mich Einfluß zu haben, müßte es auch meine ganze Seele, meine Gefühle verändern, kurz mir ein neues Leben geben können, woran das Gedächtniß keinen Antheil haben dürfte. Das vermag aber keine Reise, keine Luftveränderung; darum sehe ich auch nichts, was ich sehen muß, so wie ich es unter andern Umständen gesehen haben würde. Alle Gegenstände haben nur eine Farbe für mich: alles ist grau, Alles einerlei. Ich sehne mich fort von einem Punkte zum andern, und wenn ich ihn erreicht habe, so finde ich weder Begierde noch Sehnsucht in mir." — — — — — — — —

Hier bekamen Richards Ideen einen finsterern Anstrich. Wie trauernde Schwäne schwebten die Gedanken über den Strom der Vergangenheit, bis er schnell, wie aus einer bewußtlosen Ohnmacht erwacht, auf einmal abbrach:

„Glaube nicht, theuerste Mutter, daß in mir eine neue Auflage vom Werther erscheine! Nein, weit, himmelweit entfernt davon! Es mag zwar langsam gehen, aber ich werde doch einmal mich selbst wieder finden. Ich will hinaus aus diesem Schattenkreis, der meine Kraft verweichlicht und mich zu einem jämmerlichen Träumer macht; ich will zurück in mein schönes, warmes Leben, wo ich so wohl gedieh und wo mir Alles so theuer war. Du frischer Muth, fröhlicher Begleiter meiner Kindheit,

meines Jünglingalters, kehre um und laß mich noch einmal werden, was ich war!

„Meine gute, zärtliche Mutter, ich sehe eine Thräne des Kummers in Deinem Auge, aber ich küsse sie weg und sage: „Traure nicht um mich!" Wenn der Schmerz sich selbst erschöpft hat, komme ich zurück; dann pflanze ich wieder Blumen in unsern kleinen Beeten, dann stehe ich wieder gesund, stark und voll Lebenslust wie ehemals da, und hanthiere mit meinem Spaten, und Du, gute Mama, kommst heraus und ermahnst mich freundlich, nicht länger draußen zu bleiben in der Abendkühle. Der freundliche Mutterkuß schwebt über meiner Stirne; ich gehorche, werfe wieder den Rock um, gehe hinein, und da sitzen wir nun, der glücklichste Familienkreis, ein Herz und eine Seele, ein Glaube, eine Hoffnung! Was in der weiten Welt geht über ein Familienleben wie das unsrige? Dieses Leben, diesen Frieden werde ich aufs Neue durchleben. Lächle daher, geliebte Mama! Sey heiter und denke, daß Alles wohl endigen wird!

„Für unsern lieben Klas fürchte ich nichts Anderes, als daß er hier festwachsen werde. Er hat eine Bekanntschaft gemacht, die ihn so ganz einnimmt, daß keine Spur von der Gemüthsunruhe mehr vorhanden ist, deren Folgen wir so sehr fürchteten. Er scheint vollkommen vergessen zu haben, daß es je einmal etwas wie Tyringsholm oder Prozesse gab; ja, Gott allein weiß, ob nicht sogar Marie ein wenig verdunkelt ist, und das Alles in Folge der neuen Bekanntschaft.

„Mama fragt mit billiger Verwunderung, wer das zu Stande gebracht hat? Nun, eine Person, die Klas Malchus nothwendig unaussprechlich theuer und ehrwürdig seyn muß, nämlich ein alter gelehrter Universitätslehrer hier in Berlin. Dieser Mann erinnert Klas so lebhaft an seinen gelehrten Freund in Upsala, daß er sich ganz in die liebe, tief betrauerte Studentenzeit zurück versetzt denkt, die er auch wie ich glaube, hier wieder anfangen will. Wir haben uns ein Paar Zimmer gemiethet

wovon Klas das Eine in ausschließlichen Besitz genommen hat; und dieses hat schon ein so unverkennbares Gepräge von einer ächten Studentenstube, daß man schwerlich auf den Gedanken kommen kann, ein Reisender habe sich hiernieder gelassen. In diesem Zimmer, das keinen sonderlichen Ueberfluß an Licht und Raum hat, sitzt Klas Malchus mit seinem guten Freunde, dem Dozenten, der ihm herzlich und bereitwillig seine Schätze eröffnet. Wenn man dabei Klas' immer belebteren Züge betrachtet, so sieht man leicht ein, daß der höchste Genuß und der wesentlichste Endzweck seines Lebens in gelehrten Forschungen besteht. Nicht selten vertiefen sich Wirth und Gast in Dispute; aber nach jedem wird ihr Verhältniß nur noch inniger.

„Manchmal trinken wir Abends unsern Thee bei dem alten Dozenten, dessen freundliche Hausfrau mich an meine gute Mutter erinnert. Ich empfinde eine Art Wohlbehagen, wenn ich mich mit der heitern, liebenswürdigen Matrone unterhalte, während Klas Malchus und unser Wirth Ausflüge in Regionen machen, wohin mein Wissen nicht reicht und wohin ich mich auch nicht sehne. Uebrigens ist er ein origineller Mann, der alte Herr, und wenn er sich, was nicht selten geschieht, in Beschreibungen von der Universität und ihren verschiedenen Professoren einläßt, so macht er auch mir ein Vergnügen, denn er besitzt eine eigene und klare Art seine Gedanken vorzutragen.

Gestern fragte ich Klas, ob wir nicht bald an eine Fortsetzung der Reise denken sollten. „Keineswegs!" war seine Antwort. „Ich habe die Vorlesungen der Professoren G –, H— und T— noch nicht gehört. Ich kann mich nicht von hier trennen, Richard, und habe mich seit meiner Upsalazeit nicht so behaglich gefühlt!"

„Aber ich gedeihe nicht, Klas!"

„So reise denn," sagte er, „reise in Gottesnamen, und fürchte nichts weiter für mich! Ich bin so glücklich und zufrieden, als ich nur werden kann."

„Und ich glaube, Du vergißt über diesem Glück sogar Marien?"

„Nein, das kann nie geschehen! Eher denke ich darüber nach, sie hieher zu bringen. Hier in diesem kleinen Zimmer und dem, welches Du verläßt, können wir recht bequem wohnen, ohne von anderer Leute Geschwätz und Dummheiten belästigt zu werden. Ich bin gewiß, daß es für Mariens Wohl mehr als genug wäre; aber meine arme Mutter hat auch ihre Ansprüche, und ich werde meinen Plan wohl aufopfern müssen, so schön er mir auch erscheint. Aber das sag' ich Dir, Richard, daß ich bis auf Weiteres hier bleiben will!"

Wie weit sich dieses „bis auf Weiteres" erstrecken wird, weiß Gott allein; ich kann nicht darauf warten. Wir trennen uns also, und ich setze meine Reise allein fort. Klas wird mich nicht vermissen; er ist jetzt in seinem rechten Element, und der schwarze Haarschopf hat zu einer unendlichen Länge wachsen dürfen. Aber meinethalb mag er jetzt immerhin seine Gesellschaft, seinen beschattenden Flor haben. Meine heitere Laune spielt nicht mehr mit den kleinen Schwachheiten Anderer; ich habe genug mit meinen eigenen zu schaffen, die nicht klein sind.

Ich hatte nicht von Isabellen sprechen wollen; doch macht es mir eine Freude auch zu sagen, wie edel und schwesterlich sie gegen Klas handelt. Durch ihre Vorsorge fand er hier einen bedeutenden Wechsel, und zugleich einen Brief voll der innigsten Liebe, des edelsten Zartgefühls. „Du kannst," schrieb sie, „mein Vermögen um so sicherer wie Dein eigenes ansehen, als es zufolge meines Entschlusses mich nie zu verheirathen, auf alle Fälle Dein wird."

Eine solche Nachricht, die manchen Bruder erheitert hätte, konnte natürlich Klas nicht freuen; aber nichts desto weniger war er mit der Geldsendung höchlich zufrieden, denn so wenig er auch für seine Person und ihre Bequemlichkeit braucht, wird er doch schnell damit

fertig. Dieß ist auch hier der Fall. Mit seinem gelehrten Freunde macht er beinahe täglich eine Runde durch die Buchladen, und seine Büchersammlung ist schon so groß, daß sie ihm Geschäfte genug machen wird, bis er sie von hier fort bringt.

Isabelle ist in Kopenhagen, wie ich aus dem Briefe ersah.

Mein Reiseziel ist jetzt die Schweiz. Ich sehne mich nach dem Anblick der Alpen, und hoffe dort Kühle genug zu finden, um das heißeste Blut zu verdünnen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Majorin schlief nicht viel bei der Nacht, welche auf diesen Brief folgte. Der mütterliche Blick fand bei Richard zwar ein Bemühen, ruhig zu erscheinen; daß aber diese Ruhe nur erkünstelt war, ließ sich leicht erkennen. Doch war selbst dieses Bemühen ein großer Trost für ihr Herz, denn es bewies, daß er seine Seele nicht widerstandslos der mächtigen Gewalt der Leidenschaften überließ. Er wollte doch in sein früheres glückliches Leben zurück; und wo ein ernster Wille ist, da findet sich wohl auch die Kraft, ihn auszuführen. Mit diesem einfachen, obwohl nicht ganz zuverlässigen, Troste beruhigte sich die gute Majorin; und wenn auch manche Thräne ihr Kopfkissen befeuchtete, nachdem sich der Major schon mit einem: „O er wird bald wieder seyn, wie ein Mann seyn soll!" gegen die Wand gekehrt hatte und eingeschlafen war, so fühlte sie doch unter dem freundlichen Einflusse des Gebetes, wie sich die Nebel vertheilten, und das Licht an ihre Stelle trat. Ganz unmerklich wendeten sich die Gedanken allmählig von ihrem Lieblinge Richard nach der einzigen theuren Tochter; und nachdem sie den letzten Besuch in Svärdsö genau überdacht hatte, kam die Zukunft an die Reihe. Die Bilder, denen sie begegnete, schienen heiter und in Festfarben gekleidet zu seyn, und so sehr war die Majorin von all diesen Dingen in Anspruch genommen, daß es schon son-

nenhell im Zimmer wie im Mutterherzen war, als sich die emsigen Gedanken endlich einen kleinen Morgenschlummer gönnten.

Fräulein Virginie stand im Saale, und trieb ihr Spiel mit ihrem Gefangenen im Käfig. „Wie lieb Du bist, Du kleiner hoffärtiger Bursche! Aber nimm hübsch und sey nicht so ungnädig!“

Ich glaube, Du magst ihn schon recht? sagte die Mutter, die eben herein kam. Die Betrachtungen der Nacht hatten eine unwidersprechliche Lust in der Majorin erzeugt, gewissen Gegenständen ein wenig auf den Zahn zu fühlen; denn es war für alle möglichen Fälle gut, wenn man wußte, woran man war, falls etwas Gewisses zur Sprache käme. Das war das letzte Mal zu dumm gewesen mit dem Kammerherrn!

„Ich glaube, Du magst ihn schon recht?“ sagte die Majorin, die in dem Papagei einen glücklichen Vorwand ersah, um das gewünschte Kapitel zu eröffnen.

„Ja,“ erwiederte Virginie, „er macht mir unbeschreiblich viel Spaß!“

„Und wie rein er Deinen Namen ausspricht! Das war keine Kleinigkeit für Den, der ihn ihm in so kurzer Zeit einübte.“

„Das war wirklich recht hübsch von dem Grafen!“

„Recht hübsch? Wie magst Du eine so abgenützte Phrase gebrauchen, mein Virginchen? Findest Du es denn nicht weiter als recht hübsch?“

„Freundschaftlich also, wenn Mama meint, daß das besser klinge. Aber das glaub' ich durchaus nicht, daß mein kleiner schöner Gei so schwer lernt. Jetzt werde ich ihn das Wort Fressen sagen lernen. Er kann mir dann selbst sagen, wenn er Hunger hat; und ich freue mich schon im Geiste bis ich ihn rufen höre: Virginie — Fressen!“

Die Majorin erröthete beinahe für ihre Tochter. Das war doch gar zu einfältig, selbst für ein Mädchen

vom Lande. „Meine liebe Virginie," sagte die Mutter, und sah gerade aus, als ob sie sich bemühte, eine gewisse Verwunderung durchscheinen zu lassen, „ich hoffe, Du begreifst, daß es sich keineswegs schickt, das Wort „Fressen" gleichsam in Zusammenhang mit dem zu setzen, was der Graf Deinem Günstling gelernt hat!"

Jetzt war die Reihe des Verwundertscheinens an Virginien. „Wie so, Mama?"

Dieses „Wie so?" verlangte eine Erklärung, die nicht ganz leicht zu geben war; aber die Majorin fand sich immer zurecht.

„Wenn," sagte sie, einiges Gewicht auf die Worte legend, „ein Herr den Namen eines Mädchens so oft auf seine Lippen nimmt, dann kann ..."

„Dann kann man sicher seyn," unterbrach sie Virginie schelmisch, „daß er ihn gewiß nicht im Herzen trägt; denn das, wovon das Herz voll ist, fließt nicht über die Lippen."

„Nein, das muß ich sagen," rief die Majorin mit großen Augen, „das Fräulein spielt ein wenig Komödie mit ihrer Mutter! Aber Scherz bei Seite, das, wovon das Herz voll ist, kann allerdings, wenn man allein ist, sich auch einen Weg zu den Lippen suchen. Graf M— ist unläugbar ein Mann von großem Verdienst; aber bedenke einmal, wenn er fände, daß auch Du, Virginchen, einige kleinen Verdienste besäßest, was würdest Du dazu sagen?"

„Ich würde sagen, daß Mama sehr artig wäre, wenn sie keine solche Fragen an mich machen würde!" antwortete Virginie, indem sie die Arme um den Hals der Mutter schlang und sie herzlich küßte.

„Nein, so darfst Du mir nicht entschlüpfen, Virginchen! Dieß ist ein zu wichtiges Kapitel, als daß es scherzhaft behandelt werden dürfte!" Und statt weiter nachzuforschen, hielt es die Majorin für besser, ganz offen zu sprechen. „Ich möchte um Alles in der Welt nicht," sagte sie, „daß Graf M— die Art und Weise, wie wir

ihm anfangs begegneten für Aufmunterung nähme, und sich doch nachher bei einer näheren Erklärung getäuscht sähe. Ich bin daher der Ansicht, daß, wenn Du nicht die geringste Neigung für ihn fühlst oder später eine solche fühlen zu können glaubst, wir seinem Wunsche eines näheren Umgangs nicht mehr so vertraulich entgegenkommen, seinen Vorschlägen zu den immerwährenden Reisen nach Svärtsö nebst vielen andern derartigen Dingen nicht immer unsere Zustimmung schenken dürfen, sondern diese Vertraulichkeit auf eine edle und artige Manier zu vermeiden suchen müssen."

„Aber, Mamachen," fragte Virginie und stützte den Kopf sinnend auf die Hand, „verzeihe mir, daß ich so sage, aber wäre das nicht ein wenig lächerlich, da Graf M— niemals durch etwas Anderes als diese kleinen Artigkeiten zu der Vermuthung Veranlassung gegeben hat, daß ... daß das vorhanden sey, was Mama meint?"

„Mein Virginchen, das heißt eigentlich mit einer neuen Frage antworten; allein ich will der Erklärung über diesen Punkt nicht ausweichen, wenn Du mir zuerst gesagt hast, was Du mir über den andern mitzutheilen hast?"

„Liebe Mama, ich habe kein Wort darüber mitzutheilen," erwiederte Virginie mit ungewöhnlicher Bestimmtheit, „kein Wort!"

„Keines?" versetzte die Majorin mit einem feinen Lächeln. „Nun, in diesem Falle werden wir der Sache ihren Gang lassen!"

Erröthend wandte sich Virginie gegen das Käfig; die Mutter aber ging, von heitern Ahnungen beseelt, an ihre häuslichen Geschäfte. Die kluge erfahrene Frau wußte wohl, woran man ist, wenn die Töchter auf so mütterliche Fragen „nichts" antworten wollen. Indessen war die Majorin vergnügt darüber, daß ihre Virginie sich so gut aus dieser Verlegenheit herausgearbeitet hatte, wobei sich manches andere Mädchen gewiß verrathen hätte. Wie nun auch die Sache enden mochte, so konnte

man sich keine Ahnung darüber erlauben, in wie fern ihre Gefühle dabei interessirt gewesen waren oder nicht.

Während Graf M— seine Besuche in aller Ruhe fortsetzte, nahte allmählig die Zeit der Rückkehr der Baronin und Isabellens heran; und die Majorin, die der Meinung war, daß eine beinahe zwei Monate lang fortgesetzte Huldigung, da die betreffenden Personen einander schon vorher gekannt hatten, hinreichend seyn dürfte, um Beider Urtheil zu befestigen, fühlte sich nachgerade über diese Verzögerung beunruhigt. Nicht daß sie fürchtete, die Liebe des Grafen für Isabellen möchte aufs Neue aufflammen; aber nach Isabellens Rückkehr mußte Virginie beinahe immer in Tyringsholm seyn, und dort unter den Augen seiner früheren Geliebten konnte der Graf seine Werbung doch nicht wohl mit Vortheil weiter betreiben.

Während sich die Majorin ihre G.danken machte, that dieß der Graf gewiß auch, und es mag jetzt in der Ordnung seyn, davon nähere Kenntniß zu nehmen.

In der ersten Zeit nach der von Isabellen erhaltenen abschlägigen Antwort fühlte er sich gekränkt und niedergeschlagen; und da es eben so unangenehm als mißlich gewesen wäre, unter diesen Verhältnissen den Umgang im Hause des Obersten fortzusetzen, verließ der Graf lieber auf einige Monate sein angenehmes Svärdsö. Wäre es indessen zu dieser Zeit nicht mit seiner öffentlichen Laufbahn ausgegangen, so würde der Ehrgeiz wahrscheinlich seine Gefühle vernichtet haben; mit jener Laufbahn stand es aber jetzt so, daß der Graf nicht, ohne sein zartes Ehrgefühl zu verletzen, wieder darin eintreten konnte. An Reisen hatte er keine Freude. Er war seiner Zeit so viel gereist, daß der bloße Gedanke ihn in Angst versetzte, all den „Komfort," den er besaß und so sehr liebte, verlassen zu müssen, um ihn gegen die Mühe und Beschwerlichkeiten zu vertauschen, welche auch die möglichste bequeme „große Tour" mit sich bringen mußte.

Dazu kam das nun einmal angewöhnte und ange-

nehme Luftschloß einer Heimath und eines jungen, schönen, liebenswürdigen Weibes, welche sich darin mit der Bereitung seines Wohlseyn beschäftigte, ein, wie es ihm schien, gerechter Lohn für die unter vielfältigen Mühen und Mißgeschicken verflossenen Jahre, und ohne welchen das Land, wo er sich für die Zukunft niederzulassen beabsichtigte, gar zu einförmig seyn würde. Nun war freilich der erste Versuch mißlungen; aber Graf M— war nicht der Mann, der wegen eines Unfalls einen ganzen Lebensplan bei Seite legte. Früher hatte er keine Zeit zum Heirathen gehabt; jetzt hatte er nichts Anderes zu thun; und er mußte heirathen, um Gedeihen in seiner Heimath zu finden.

Am liebsten hätte er die schöne Isabelle heimgeführt; aber da sich dieß nicht thun ließ, fing er allmählig an, die Sache von einer lichteren Seite anzusehen, und dieß gelang ihm nun, bei seiner Rückkehr nach Svärdsö so gut, daß der Graf sich vollkommen überzeugt fühlte, Isabelle mit all dem Glanz und all den Reizen, die sie umgaben — ja trotz ihrer vollkommenen Eleganz, was doch die schwache Seite des Grafen war — würde wahrscheinlich nicht recht zu einer Frau gepaßt haben.

Es ist ein verwünschtes Ding, sein fünfzigjähriges Phlegma in der einen Waagschale ruhen zu sehen, während in der andern eine unerwiederte Liebe liegt. Schon ehe der Graf zurückkehrte, war die neue Wahl ziemlich entschieden; denn die Erinnerung zeichnete ihm ein sehr liebliches Bild, dessen Werth er wohl kannte, und Graf M— bereute fast nichts so sehr, als daß er nicht von Anfang an seine Gedanken nach dieser Richtung gewendet hatte, wo er sich wahrscheinlich eine abschlägige Antwort hätte ersparen können.

Die störenden Begebenheiten, die sich in Tyringsholm ereigneten, veranlaßten ihn jedoch, seinen Aufenthalt in der Hauptstadt zu verlängern; aber sobald er erfahren hatte, daß wieder eine gewisse Ruhe eingetreten sey, richtete er sogleich seinen Lauf nach Svärdsö, wo

er unter andern Neuigkeiten auch die traf, daß das Fräulein von Tjällstorp einen vornehmen und reichen Freier gehabt habe, der einen Korb bekommen. Dieß war etwas, was die sonst ziemlich ruhigen Gefühle des Grafen für Virginie bedeutend steigerte. „Bedenke, wenn man sie Dir schon weggeschnappt hätte!“ Dann wäre es wahrhaftig sehr die Frage gewesen, auf wen die Wahl des Grafen zunächst gefallen wäre. Und dann gefiel es ihm über die Maßen, daß Virginie nicht gleich bereit gewesen war, den ersten Besten zu nehmen. Vielleicht hätte sie hierin jedoch anders gedacht, wenn seine eigene Werbung vor der des Kammerherrn gekommen wäre.

Das Resultat dieser ganzen Berechnung war jetzt, daß der Graf von seinem ersten Besuche an in seinem Benehmen gegen das Fräulein eine Aufmerksamkeit und eine Galanterie legte, die verbunden mit einer gewissen herzlichen Offenheit, wie er meinte, seine Absichten verständlich machen mußten. Gleichwohl wollte er, ehe er den entscheidenden Schritt that, die Gewißheit haben, daß er reussiren würde; und im Laufe all der kleinen Versuche, die er zu dem Ende anstellte, geschah es allmählig, daß seine Gefühle einen Grad von Lebendigkeit erhielten, die das weit überstieg, was er vordem für Isabelle empfunden hatte. Das war auch ganz natürlich, wenn er, was oft der Fall war, Virginiens herzlich gutes Wesen, ihr einfaches, angenehmes Benehmen im Umgang, das nie auf irgend Etwas Anspruch machte, mit Isabellens stolzer Sicherheit und ihrem freien selbstständigen Tone verglich, unläugbar Eigenschaften, die für eine Frau nicht so gut passen wie jene.

Er hatte auch Gelegenheit, noch einen andern Vergleich anzustellen, der von der größten Wichtigkeit war, da er ihn selbst betraf. Er hatte nämlich immer, auch wenn er ganz bezaubert gewesen war, in Isabellens Nähe eine gewisse unruhige Beängstigung gefühlt, die seiner Liebe eher den Anstrich der Ehrerbietung als des warmen Opfers des Herzens gab. Es war etwas so Großartiges

und Vollendetes in Isabellen, etwas so Magnetisches, daß er während der Periode seines Geblendetseyns unmöglich im Stande war, den vollkommenen Mangel an Sympathie zu bemerken, der zwischen ihnen herrschte. Wie ganz anders war es jetzt! Bei Virginien empfand er einen Reiz, ein Wohlseyn, eine Zufriedenheit ohne Gleichen. Er war in ihrer Nähe so glücklich, daß der Wunsch: „Möchte ich sie gewinnen!" bald sich in den vielsagenden verwandelte: „Möchte ich ihre Liebe gewinnen!" Und diese Veränderung in den Worten beweist am besten die Beschaffenheit seiner Gefühle. Als er um Isabellen warb, würde er sich auch mit der ruhigsten Zuneigung begnügt haben; jetzt wollte er geliebt seyn.

Wenn die gute Majorin nur einen kleinen Theil davon gewußt hätte, so hätte sie sich nicht zu beunruhigen gebraucht; aber Mütter sind oft von einer derartigen Unruhe geplagt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Die kleine Familie von Tjällstorp saß bei Tische.

„Weißt Du, mein Lieber," sagte die Wirthin, während sie sehr lebhaft mit einer ziemlich zähen Rindsbrust kämpfte, „weißt Du, daß ich bestimmt glaube, daß unser Nachbar von Svärdsö krank seyn muß, da wir seit mehreren Tagen nichts von ihm gehört haben?"

„Wohl möglich." erwiederte der Major.

„Wohl möglich! Du bist auch gar zu gleichgiltig!"

„Gleichgiltig — was willst Du denn, daß ich sagen soll? Ich habe den Mund voll heißer Erbsen."

„Ich meine, Du könntest ihm einmal einen freiwilligen Besuch machen und nach ihm sehen."

„Nein, wahrhaftig, mein Ebbchen! wie magst Du nur von Höflichkeitsbesuchen sprechen, da die Pferde so mit Fuhren überhäuft sind? Es hat auch gar keine Noth mit unserm liebwerthen Grafen; ich erinnere mich jetzt,

daß ich vorgestern von dem Verwalter von Tyringsholm hörte, er habe M — auf dem Wege nach der Stadt begegnet."

„Du bist doch zu böse," sagte die Majorin, ein wenig scheltend, aber immer mit lächelndem Munde, „daß es Dir nie einfällt, von etwas zu sprechen, wenn Du nicht zufällig daran erinnert wirst. Wahrhaftig mein Lieber, Du wirst mit jedem Jahre fauler!"

„Die Sache war ja auch nicht sonderlich wichtig!" meinte der Major, über den Verdruß seiner Frau lachend. „Oder was sagst Du dazu, Virginie, hältst Du es für so außerordentlich wichtig, zu wissen, ob der Graf zufälligerweise fort ist oder nicht?"

„Nein, das ist nicht sehr wichtig! Aber es ist doch so, wie Mamma sagt: Papa erzählt uns nie etwas Neues, wenn er etwas außer dem Hause erfährt."

„Pardon, meine Damen — einer gegen zwei, das ist ungleich! Bedenkt übrigens, wenn ich euch durch eine echte Neuigkeit, eine Neuigkeit erster Klasse versöhnen könnte?"

„Ja, das wäre etwas! Auf diese Art kann Papa an uns die glänzendste Rache wegen unserer Anklage nehmen."

Die Majorin sagte nichts, aber ihr Gesicht hatte eine gewaltige Aehnlichkeit mit einem Fragezeichen.

„Die Sache betrifft eben den Grafen von Svärdsö!" sagte der Major, und bemühte sich, durch die Annahme einer sehr wichtigen Miene die Neugierde der Damen zu steigern.

„Den Grafen?" wiederholten Beide auf einmal.

„Ja, eben den; da es mir aber nie einfällt etwas zu erzählen, und da ich von Jahr zu Jahr immer fauler werde, so kann ich ja meine Neuigkeit recht wohl auf eine andere Gelegenheit aufsparen!"

„Nimm es nicht übel, mein lieber Alter!" fiel die Majorin ein. „Ich sehe, daß Du etwas Erfreuliches erfahren hast."

„Davon weiß ich, meiner Seel', nichts; denn man kann's nehmen, wie man will. Ich für meine Person sehe die Sache für eine Art Zuckerkandis an, den man, ohne einen Vergleich machen zu wollen, kleinen Kindern in den Mund stopft, wenn man ihrer los werden will."

„Du hast da sonderbare Gleichnisse, mein Lieber! Sollte ihm vielleicht ein vortheilhafter Posten angetragen worden seyn, der ihn nöthigte, unsere Gegend zu verlassen?"

„O nein, bewahre, es handelt sich durchaus um keinen Posten, und ich glaube auch nicht, daß er einen solchen möchte. Doch da habt ihr die Herrlichkeit!" Und nun zog der Major die Tageszeitung aus der Tasche, und suchte einen Artikel auf, wo erzählt war, daß Graf Pontus von M— zum Hofmarschall ernannt worden sey.

„Hofmarschall — nun, ich danke!" sagte die Majorin mit einem Lächeln, das wirklich ihr Entzücken kund gab.

„Mir kommt der Titel entsetzlich steif und vornehm vor!" sagte Virginie. „Das wird ja ganz unerträglich seyn, wenn wir bei jedem Wort Herr Hofmarschall sagen sollen!"

„Wohl gesprochen, mein Mädchen! Diese Aeußerung freut mich von Dir; denn siehst Du, Dein Vater ist kein Freund von einem solchen leeren Zierrath, der nur Geld kostet, ohne den geringsten Werth zu geben. Und ich wünsche von ganzer Seele, wir erlebten einen Reichstag, wo die Motion vorgebracht würde, das ganze Titelwesen abzuschaffen, das, hol mich der Henker! zu Nichts taugt, als um Neid und Zwietracht unter die Leute zu bringen, welche thöricht genug sind, um sich über diese Narrethei herumzuzanken."

„Mein Bester," begann seine Frau leicht erröthend, „Du hast wahrhaftig etwas einseitige Ansichten. Nimm die Titel und die Rittersterne weg, und sag' mir dann,

wodurch der König ausgezeichnete und verdiente Männer belohnen sollte?“

„Du sprichst, Du sprichst, wie, wie — wie — ein Weib!“ brach der Major etwas heftig aus, bald setzte er aber in weniger strengem Tone hinzu: „aber nicht wie ein verständiges Weib, was Du doch sonst zu seyn pflegst, meine liebe Ebba. Glaubst Du denn, daß auch nur der sechzehnte Theil von den Männern, die diese Spielsachen erhalten haben, durch eigenen Werth, durch an Tag gelegten Eifer in ihrem Dienste oder durch ausgezeichnete Eigenschaften dazu berechtigt waren? Ja, den Teufel auch! Titel und Orden werden heut zu Tage ausverkauft, wie ich meinen Roggen auf dem Markte verkaufe; aber dabei ist noch der wesentliche Unterschied, daß ich zehen Scheffel Korn von einem erndte, zehen Sterne oder zehen Titel aber nicht einen einzigen Scheffel Korn geben.“

„Nirgends Maß und Ziel, — mein Herr und Gemahl!“ lächelte die Majorin. „Und überdies vergaßt Du auf meine Frage zu antworten: womit willst Du, daß Seine Majestät die belohnen soll, die sich verdient gemacht, und ein Recht haben, eine Auszeichnung von der königlichen Gnade zu erwarten, wenn man diese ‚Spielsache‘ wegnimmt?“

„Darauf antworte ich, daß Niemand ein Recht hat, einen Lohn dafür zu erwarten, daß er auf seinem Posten seine Schuldigkeit gethan hat; und ist er wirklich ein rechter Mann, so wird er sich gewiß nicht sonderlich durch diese Gunstbezeugungen geschmeichelt fühlen, die er mit . . . doch gleichviel, ich sage nichts weiter. Ich vermuthe nur, daß es ihm besser schmecken würde, ein Stück Brod zu bekommen, so lange noch einige Andere auf jene Geschichtchen eine Anwartschaft hätten!“

„Mein Lieber,“ sagte die Majorin, indem sie freundlich ihre Hand auf den Arm ihres Mannes legte, „Du bist gar zu stark in Deiner Opposition. Ich möchte hören, was der Oberst darauf geantwortet haben würde,

wenn er noch gelebt hätte! Ich glaube, wenn es nach Dir gänge, würden die Grafen- und Baronentitel, ja vielleicht der ganze Adel abgeschafft?“

„Man könnte vielleicht auch ohne die seyn! Aber gib die Erbsenschüssel her ... ich sitze ja hier und esse mein trockenes Fleisch über dem vielen Geschwätze.“

Nach Tische saß Virginie an ihrem Webestuhl, und rasselte und wetterte rechtschaffen zu. Sie wollte durchaus das Stück Leinwand an diesem Abend fertig bringen. Des Fräuleins Webestuhl stand im Vorzimmer, und das eine Fenster des Vorzimmers ging gegen den Hof, weßhalb Jedermann, der über den Hofplan ging, durch das unverhüllte Fenster — sie hatte die Jalousien zuzuziehen vergessen — sehen konnte, wie das Fräulein mit einer Emsigkeit arbeitete, die nur mit dem Fleiß einer raschen Viehmagd verglichen werden konnte, wenn diese ihre Streu macht.

Es war nicht möglich, daß Virginie bei einer solchen Bewegung hören konnte, wie ein Wagen im äußern Hofe hielt, und Graf M—, dessen Schritte doch so bekannt waren, in den innern eintrat. Natürlich ahnte sie auch nicht, wie genau sie durch das offene Fenster beobachtet wurde, noch daß der Graf, nach einem kurzen Zögern unter der Hausthüre anstatt die Saalthüre, die in das Webezimmer selbst öffnete.

Hatte aber Virginie schon vorher Farbe, so bekam sie jetzt noch mehr, als sie den Grafen erblickte, und zugleich an ihre aufgestülpten Kleidärmel, an ihren kurzen Rock, ihre Toffeln, den bloßen Hals und gar — die drei offenen Haken auf dem Rücken dachte.

„Ich sollte zwar den Herrn Grafen eigentlich willkommen heißen,“ sagte sie mit einem etwas mißlaunischen Blicke; „aber die Wahrheit zu sagen, kann ich es jetzt eben nicht thun, da ich hier so überrascht worden bin. Papa erzählte heute Mittag, Graf M— sey nach der Stadt gereist.“

„Aber ich kam heute Vormittag heim und meinte

da, ich müßte mich sogleich für die versäumten Tage schadlos halten. Indessen bitte ich um Verzeihung, wenn ich dem Fräulein durch die Freiheit mißfallen habe, womit ich hier hereinsah; aber ich war wahrlich höchst verwundert, als ich Fräulein Virginie so fleißig sah! Möchte aber das vielleicht nicht eine etwas schwere Arbeit für eine junge Dame seyn — ich fürchte, es ist so?"

Der Ton des Grafen verrieth deutlich eine gewisse Besorgniß; er schien höchst unzufrieden mit der Probe, die er von Virginiens Emsigkeit gesehen hatte.

„Ich werde sogleich die Ehre haben, hinein zu kommen," erwiederte unser Fräulein, indem sie ihr kleines, allerliebstes Air annahm und dazu eine so ungnädige Miene machte, daß Graf M— einsah, er müsse den geweihten Raum des Webezimmers nothwendig verlassen.

„Aber, meine Allergnädigste, ist es möglich, daß das Fräulein die Erlaubniß erhalten hat, sich auf eine solche Art zu belustigen?"

So ungefähr lautete die Antwort auf den artigen Glückwunsch der Majorin zu dem Hofmarschallstitel.

„Auf welche Art belustigt sie sich denn?" erwiederte die etwas verwunderte Wirthin. „Ich glaubte, sie säße am Webestuhl?"

„Nun ja, das ist es eben; aber natürlich sitzt sie dort blos zu ihrem Vergnügen?"

„Freilich auch, denn Virginie hat ihre Arbeit stets mit einer Lust und einem Leben verrichtet, die derselben einen schnellen Fortgang gewährte; aber natürlich ist der Nutzen hier der überwiegende Theil: das fragliche Stück Leinwand sollte schon längst fertig seyn."

„Sie sitzt also da und muß arbeiten wie eine Sklavin?" versetzte der unruhige Liebhaber, der sein Mißvergnügen mit dieser Art Beschäftigung nicht länger zu bergen vermochte, da er es nicht für möglich hielt, daß ein so fein gebautes Mädchen, oder vielmehr richtiger — denn Virginie war gerade nicht aus Luft und Duft

gewebt — ein feines Fräulein, das zur Gräfin v. Svärdsö bestimmt war, es aushalten könnte.

„Nein," sagte die Majorin mit einem herzlichen Lachen, „das heißt wirklich gar zu viel aus der Sache machen! Virginie ist kräftig, hat eine ganz gute Gesundheit, und ist überdieß von Kindheit an zwar nicht zur Sklaverei, aber doch so einfach erzogen, wie ich es für ein armes Mädchen für nothwendig erachtet habe. Das Weben ist jedoch eine Arbeit, womit sie sich am wenigsten befaßt hat, und sie bekam auch nie etwas Anderes, als solche leichte Sachen, wie das Gewebe, an dem sie eben jetzt ist."

„Und das wird das letzte seyn, nicht wahr?" Der Graf küßte mit schmeichelnder Artigkeit die Hand der Majorin. „Wenn sie auch noch so kräftig wäre, würde sie es doch nicht auf diese Art aushalten können. Ich betheure Ihnen, daß sie die Lungenschwindsucht bekommt, wenn sie sie nicht gar schon hat!"

„O damit hat es meiner Seele keine Gefahr!" scherzte die Majorin. „Ein wenig Motion ist immer zur Gesundheit junger Mädchen nöthig."

„Das geb' ich gerne zu; aber sie muß anderer Art seyn. Fahren, Reiten, Spazierengehen u. s. w., das gewährt Bewegung genug."

„Aber nicht eine halb so nützliche; und ich hätte mir viel vorzuwerfen, wenn ich Virginien nicht zu einer thätigen Hausfrau ausgebildet hätte. Wer weiß, was sie künftig nothwendig haben kann, mein Virginchen! Die häuslichen Kenntnisse sind nie verloren."

Jetzt war der Graf nahe daran, mit Worten zu verrathen, was sein Eifer schon verrathen hatte; aber er überwand die Begierde, sich jetzt schon auszusprechen, um von Virginiens eigenen Lippen die Entscheidung zu hören, und das noch ehe eine Vorbereitung vorangegangen wäre. Graf M— erinnerte sich noch wohl, wie unglücklich es bisweilen ausfallen kann, wenn man sich Gesandter bedient.

„Und der Herr Graf war abwesend?" sagte die Majorin, die es in der Ordnung fand, von einem andern Gegenstande anzufangen.

„Ja, ich mußte selbst nach A—, um nachzusehen, wie es mit dem Einpacken von einer Menge Sachen ginge, die ich schon längst aus Stockholm zur Möblirung von Svärdsö erwartet hatte.

„Nun, es ist aber doch Alles jetzt schon so vortrefflich!"

„Das kann die gnädige Frau nicht aus Ueberzeugung sagen, denn es fehlt in der That noch sehr viel. Aber jetzt hoffe ich, soll es recht werden; und mehr als nur recht könnte es werden, wenn ich es wagen dürfte, mir an Ort und Stelle das Urtheil der gnädigsten Majorin über einige Anordnungen auszubitten, über die ich noch sehr in Noth und Zweifel bin."

„Der Herr Graf schmeichelt mir und ich komme gerne einem so angenehmen Wunsche entgegen. Doch muß es vor Schluß der nächsten Woche geschehen; denn wir haben dieser Tage die frohe Nachricht erhalten, daß meine Schwester und Isabelle gegen Ende Oktobers in Tyringsholm eintreffen werden."

Nun hielt sich die Majorin für höchst glücklich, daß sie diesen Umstand so ganz natürlich hatte anbringen können; und ihr Beobachtersblick gewahrte mit heimlicher Freude, daß ein kleiner Schatten über das Gesicht des Grafen flog. „Aha," dachte unsere Gnädige, „das gefällt Ihnen nicht? Nein — nein, Tyringsholms düstre Stille ist nicht Tjällstorps Gemüthlichkeit!"

„So! wir können die Damen schon bis dahin zurückerwarten? Es wird mir ein großes, obschon immerhin ein trauriges Vergnügen seyn, sie wiederzusehen. Hat die Baronin im Sinne, sich den Winter über in Tyringsholm niederzulassen?"

„Freilich — das ist ja ganz natürlich!"

„Ich möchte glauben, es wäre beinahe noch natürlicher, wenn sie es nicht thäte. Mir wenigstens scheint

es, daß es ihr ein täglich erneuerter Schmerz seyn müßte, dort zu wohnen, da das Gut in andere Hände übergegangen ist, und der Lieutenant oder sein Bevollmächtigter es wohl schon vor dem Neujahre in Besitz genommen haben wird!"

Es war das erste Mal, daß sich der Graf so vertraulich in die Angelegenheiten der Familie einließ. Die Majorin hielt es nicht für passend, dabei eine fremde Miene anzunehmen, sondern erwiederte in demselben Tone: „Richard kommt erst nächsten Sommer oder Herbst zurück, und nur auf seine dringenden Bitten ließ Eugenie sich bereden, dort zu bleiben. Doch glaube ich, daß sie dieses Opfer — und ein Opfer ist es wirklich — am meisten Isabellen zu Liebe bringt, die sich so an Tyringsholm gewöhnt hat, daß sie lieber den Winter dort zubringen will, als, was ein Mal zur Sprache kam, die Reise nach Paris fortzusetzen, wohin sich eine gute und angenehme Reisegesellschaft darbot."

Der Eintritt des Majors unterbrach das Gespräch. Indessen fühlte der Graf, denn hierin sympathisirte er mit der Majorin, die Nothwendigkeit, seine Werbung noch vor Isabellens Wiederkehr ins Reine zu bringen. Als Verlobter Virginiens konnte er, so oft es ihm beliebte, in Tyringsholm weilen; aber unter andern Verhältnissen war dieß ein mißlicher Fall. Ein natürliches Zartgefühl ließ ihn überdieß wünschen, daß er und Isabelle einander erst als künftige Verwandten wiedersähen.

Jetzt überdachte der Graf zum ersten Male, wie er eine Unterredung unter vier Augen mit Virginien bekommen könnte, da er sich mit der Bitte darum keineswegs an die Eltern wenden wollte. Der Garten war jetzt zu kühl und unangenehm auch für eine so warme Scene, und im Hause ließ der Major und seine Frau sie nie so lange allein, daß ein derartiges Unternehmen in Ruhe hätte ausgeführt werden können. Nein, eine Fahrt nach Svärdsö war ohne Zweifel besser, aber

bei dem möglichen Falle eines Korbes doch auch nicht ganz gut. Vielleicht wäre es am besten, wenn er schriebe; da sprach man freier und bekam wenigstens eine bestimmte Antwort. Aber dabei ging wieder ein Vortheil von nicht geringem Gewichte verloren, nämlich die kleinen Hülfstruppen der Blicke und Geberden.

Doch der Graf kam nicht weiter in seinen Bemerkungen: Virginiens Ankunft machte allen ein Ende.

Die Majorin merkte sogleich, daß das junge Fräulein ein etwas verlegenes Aussehen hatte, daß sie den Grafen nicht recht anblickte, wenn er mit ihr sprach, und daß sie, sobald es die Höflichkeit erlaubte, den Platz verließ, den sie beim Stehen inne gehabt hatte.

Sie nahm ihre Arbeit und setzte sich an das Fenster.

Virginie war etwas beleidigt über die wohlgemeinte Einmischung des Grafen in ihre Webekunst; aber gewiß war es auch noch etwas Anderes, was sie bei der Vertraulichkeit dieser guten Absicht beunruhigte.

Fräulein Virginie von X— hatte das neunzehnte Jahr erreicht, ohne daß einer der jungen Männer, die sie zu sehen Gelegenheit gehabt, ihr Herz in Flammen gesetzt hätte. Es war wohl wahr, daß sie gegen alle Gewohnheit in diesem Alter keine sonderlich starken Versuchungen gehabt hatte; denn mit Ausnahme einiger kleinen Hofmachereien war ihr Niemand näher getreten. Die Ursache hievon läßt sich mit Grund darin suchen, daß sie nicht nur arm war, sondern auch vornehme Anverwandte hatte. Es gab wenig reiche Junggesellen in der Umgegend, und diese Wenigen sahen sich nach einer in ökonomischer Hinsicht passenden Parthie um. Die Halbbemittelten, gute, rechtschaffene Leute, z. B. ein junger Pfarrer, ein ditto Steuereinnehmer und ein ditto Landkämmerer, die alle drei wirklich ein ernstes Auge auf die hübsche und häusliche Virginie hatten, ließen sich sämmtlich von der entsetzlich stolzen und hohen Familie zurückschrecken. „Gott bewahre uns, in Verwandtschaft mit dem Obersten zu kommen!" Nein, nein, daran

wagte sich keiner von ihnen. Eine dritte Klasse, einige arme Fähnrichs und Lieutenants, die nicht ohne das heftigste Herzklopfen in Virginiens schöne Augen schauen konnten, waren ebenfalls genöthigt, alle Hoffnung auf eine ernste Verbindung aufzugeben; denn beide Theile hatten nichts, wovon sie leben konnten, und in der gegenwärtigen Zeit wird es immer seltener, daß junge Leute sich mit einer Hütte und einem Herzen begnügen. Ja sogar die Liebe hat heut zu Tage mit wenigen Ausnahmen, ihre lautere Prosa. Wir leben im Zeitalter des Verstandes!

Aber wo waren wir doch? Richtig, bei Virginiens neunzehn Jahren! Neunzehn Jahre ohne einen Liebhaber — das ist denn doch ein recht schauerlicher Gedanke; und deßhalb war es, daß der selige Oberst, als sein wohlgemeinter Plan mit dem Kammerherrn mißglückt war, im Aerger ausrief: „Gott sey Dank, man kann jetzt wenigstens sagen, daß sie einen Freier gehabt habe!" Ja, Gott sey Dank, sie hatte einen Freier gehabt, und die ganze weite Umgegend verwunderte sich höchlich, daß sie ihn nicht nahm. Aber da sehe man, so launisch sind die Mädchen; doch nicht Alle, es wäre eine Sünde, wenn wir das sagen wollten, denn ein großer Theil bekümmert sich wenig darum, ob die Welt sagt: „sie war froh an dem ersten Besten" oder nicht. Und hierin thun sie sehr recht, da es bisweilen geschieht, daß die, welche das Vergnügen hatten, ein gutes Anerbieten verwerfen zu können, nicht immer Gelegenheit fanden, es wieder herein zu bringen. Wir dürfen übrigens unserer kleinen anspruchslosen Virginie keine so kindische und einfältige Eitelkeit zutrauen, und können noch viel weniger denken, daß ihre abschlägige Antwort gegenüber dem Kammerherrn sich aus einem so kleinlichen Grunde herleitete, wenn wir uns ihres Erröthens erinnern, als die Mutter zu ihr sagte: „Ich kenne in dem

ganzen Kreis unserer Bekanntschaften keinen Mann, der deine Neigung gewonnen haben könnte."

Das Erröthen ist ein wichtiges Zeichen, und bei solchen Worten hätte Virginie gewiß nicht ohne Ursache erröthen können. Es würde vielleicht etwas lächerlich klingen, wenn wir offen die Vermuthung aussprechen, daß Graf M—, ein Mann, der nahe zu seine fünfzig Winter zählte, in dem neunzehnjährigen Mädchenherzen ein Gefühl erweckt haben könnte, das sich auf diese Art kund gäbe. Diese Vermuthung ist auch noch keine Gewißheit; aber der Graf war ein stattlicher Mann, der noch gar nicht so alt aussah. Ueberdieß hatte er eine Zeitlang vor seiner Werbung um Isabellen Virginien eben so viel Aufmerksamkeit erwiesen, wie ihrer Cousine, und kurz: man darf es für kein so großes Wunderwerk ansehen, wenn ein junges Mädchen, das noch nie einen Liebhaber gehabt hat, zumal in unserer Verstandeszeit eine gewisse Zuneigung zu einem Manne in des Grafen Alter faßt.

Und so müssen wir annehmen, daß es wirklich der Fall war; denn eben in der Minute, wo sich Graf M— neben sie ans Fenster setzte, erröthete sie recht gründlich, das heißt, noch ein gutes Stück über die Stirne hinaus.

Der Graf seiner Seits bemerkte diesen günstigen Vorboten eines guten Schlusses mit einem Entzücken, das einem zwanzigjährigen Liebhaber angestanden wäre; und mit einer Behendigkeit, die man einem so alten Herrn nicht zugetraut haben würde, paßte er die Gelegenheit ab, wo der Major in sein Schlafzimmer ging, um die Pfeife zu holen, und die Majorin am andern Fenster dem Spiel der Jungens im Hofe zusah, und faßte Virginiens Hand, indem er ihr zuflüsterte: „Ich wollte nicht förmlich um die Erlaubniß bitten, in einer Sache sprechen zu dürfen, über die ich zuerst die eigene Entscheidung des Fräuleins hören möchte — darf ich hoffen, daß Fräulein Virginie mich errathen hat?"

So sehr unser Fräulein durch die Hast dieser Aufforderung auch überrascht wurde, so gefiel es ihr doch sehr, daß sich Graf M— zuerst an sie gewendet hatte; und da sie sah, wie kurz die Zeit war und auch nicht weiter brauchte, um über eine Antwort nachzudenken, die sie selbst schon lange in sich gefühlt hatte, sprach sie leise und in züchtiger Anmuth: „Ich sehe keinen Grund, es zu verneinen?“

„Darf ich diese Worte deuten, wie ich es wünsche? Virginie wird also mein Herz und meinen Namen nicht verschmähen?“

„Ich will versuchen, mich beider würdig zu machen!“ war Virginiens gerührte und herzliche Antwort, und der Blick, der sie begleitete, überzeugte Graf M—, daß er jetzt das schönste Ziel seines ganzen Lebens erreicht habe.

Tief über die Hand seiner jungen Braut sich herabbeugend, drückte er einen warmen und dankbaren Kuß darauf.

„Beliebt Ihnen nicht eine Abendpfeife?“ fragte der Major, der eben eintrat.

Der Major wußte recht wohl, daß sein Gast nicht rauchte, aber er kannte auch seine gewöhnliche Antwort: „Nein, ich danke; aber ich hoffe, der Major genirt sich nicht, sondern raucht allein.“ Dießmal erfolgte dieß jedoch nicht, sondern anstatt dessen erhob sich der Graf, und sagte einfach und ohne weiteres Vorspiel: „Ich habe eben ein Bekenntniß gewagt, das mir schon lange auf dem Herzen lag; und Virginie hat mir eine Antwort gegeben, die, falls sie von ihren Eltern bestätigt wird, mir das höchste Glück schenken kann, das ich noch in meinem Leben genossen habe.“

Es ist leicht zu begreifen, daß diese Bestätigung nicht verweigert wurde. Die Freude war nicht laut, aber innig; und so hatte denn Virginie in Gottes Namen zwei Freier gehabt, und war jetzt ordentlich verlobt.

Ob der Oberst sich nicht wohl ein weinig vor Ent-

zücken drunten in der Familiengruft regte, als Virginie, für die er so geringe Aussichten sah, nun eine der glänzendsten Parthien machte — und zwar in Graf M— selbst und noch dazu einen Hofmarschall? Ja gewiß nickte der Oberst seinen Beifall, er hatte ja stets das Ansehen seiner Familie und hohe Verbindungen so hoch gehalten.

Der Major besaß in dieser Beziehung keine sonderlichen Sympathien mit seinem seligen Schwager. Aber vielleicht war er, wenn er es auch nicht eingestand, doch nicht gefühllos für das Vergnügen, eine Person als seinen Schwiegersohn begrüßen zu dürfen, der der Oberst selbst so gerne diesen Namen gegeben hätte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Während man in Tjällstorp das frohe Fest feiert, und das Wohl der Verlobten in dem besten Weine, den der Major daheim hat, trinkt, wird auch im Meßnerhause ein zwar minder wichtiges, für seine Bewohner aber eben so theures Ereigniß gefeiert, nämlich die Ankunft eines Briefes von Marien, die jetzt von ihren Eltern als eine Art höheres Wesen betrachtet wurde, nachdem sie für würdig befunden ward, nicht allein die Braut des jungen Barons zu heißen und als solche aufzutreten, sondern auch unter der Baronin und Fräulein Isabellens Schutz in deren täglicher Gesellschaft zu leben.

Freilich hatte Mutter Christine im Anfang nach dem großen Unglück in Tyringsholm zu ihrem Alten gesagt: „Ja, ja, jetzt ist es auch kein so entsetzlich großes Glück, das Weib eines Verrückten zu werden, der Namen und Güter verloren hat, und nicht zwei Stüber besitzt, womit er sie versorgen könnte! Jetzt wird wohl der Hochmuth von Ihro Gnaden in die kleine Zehe herabgekrochen seyn; jetzt spricht man aus einer andern Tonart, als damals, wo sie hier war und uns nöthigen wollte, Marie

mit des Kommissärs Kalle zu verheirathen. Wenn es drauf und dran kommt, so muß wohl Marie ihr Lebenlang als Krankenwärterin dasitzen — oder noch schlimmer, sie muß hergehen und ihm aufpassen wie einem kleinen Kinde, denn er weiß ja weder rechts noch links, oder ob er essen oder nicht essen will; und vielleicht bringen sie ihn am Ende gar in ein Spital, und wollen haben, Marie soll mit. Ja es kann sogar recht wohl geschehen, daß er sich einmal nicht mehr Baron heißen darf!"

Auf diesen Erguß erwiederte der Kapellmeister, der die Sache mit ruhigerem Blute betrachtete; „Er ist und bleibt Baron, so lange er lebt; und wenn er auch durch die schlimmen Stückchen seines Vaters das Fideikommiß und den neuen Namen verloren hat, so wird er wohl den alten wieder annehmen dürfen, und ist ein eben so rechtschaffener Mann wie vorher. Jede Christenseele begreift wohl, daß Niemand etwas für das kann, was geschiebt, ehe man noch geboren wurde. Mit dem Reichthum hat es wohl auch keine so große Gefahr. Der Oberst hinterließ auch einiges; und dann that die Baronin auch noch ihre Erbschaft von dem alten Baron. Und Fräulein Isabelle, glaubst Du, sie würde ihren Bruder mit leeren Händen ausgehen lassen, da sie selbst so viel hat?"

Da Mutter Christine dieß einsah, so nahm sie allmählig einen weniger hohen Ton an; und als sie erfuhr, daß der Baron gesund sey und ins Ausland reisen wolle, ward sie von der tödtlichen Angst ergriffen, ihre thörichten Worte könnten bestraft werden, und die ganze Hoffnung, die sie auf Mariens Erhebung gebaut hatte, verloren gehen. Aber als Marie am Abend desselben Tages, wo Baron Klas abreiste, auf Besuch heimkam und erzählte, was sich Alles am Morgen zugetragen habe, wie der Baron sie in Gegenwart der ganzen Familie seine Braut genannt, und ihr einen Ring gegeben habe, und wie die Baronin und das Fräulein gesagt

hätten, daß sie während der Abwesenheit des Barons bei ihnen wohnen sollte, und daß es ihnen ein Vergnügen machen würde, sie zu einem für Klas passenden Weibe zu bilden — da, bei diesen gewaltiggroßen Neuigkeiten, faltete der alte Alsing die Hände, um ein stilles Gebet für die Zukunft seiner geliebten Marie emporzuschicken. Aber Mutter Christine neigte sich mit einer vornehmen Biegung des Kopfes einmal über das andere vor Marien und sich selbst. „Nein, was man nicht erlebt! Ja, so gehört es sich — wirklich anerkannt! Schwägerin, wahre leibliche Schwägerin von Fräulein Isabellen werden, zur gnädigen Frau Mama sagen dürfen, und Tante zur Majorin in Tjällstorp und Du zur Fräulein Virginie! Ei, ei, ei, Marie, Du wirst so vornehm, daß ich ganz außer mir komme!“

Und noch höher stieg Mutter Christines Entzücken, als es kund wurde, daß Marie, die jetzt Mamsell Alsing genannt wurde, der gnädigen Frau und dem Fräulein auf einer Reise nach Kopenhagen Gesellschaft leisten sollte. An dem nämlichen Tage, wo die Mutter Meßnerin diese Nachricht erhielt, wurden die Mutter Deputirtin und die reiche Mutter Besitzerin von Björkö zum Kaffee eingeladen; und als alle Herrlichkeit aufgestellt und der hochgethürmte Teller mit den Hippen unter wohlmeinendem Zusprechen zwanzig Mal zwischen der Mutter Deputirtin und der Beisitzerin hin und her gegangen war, sagte die letztere, indem sie noch einmal Bescheid that: „Was das für feine Hippen sind, nein, wie delikat! Die Mutter Meßnerin ist doch das Muster für uns Alle; sie ist in Allem zu Hause, im Feinen wie im Groben. Aber ist es erlaubt zu fragen, wie es gegenwärtig mit Marien steht? Man hat so hübsche Dinge in der Gegend gesagt.“

„Liebe Mutter Brigitte, Ihr dürft nicht fragen, wie es mit Marien, sondern wie es mit Mamsell Alsing steht!“ berichtigte sie die Mutter Deputirtin etwas verächtlich.

„Ich danke der Nachfrage,“ erwiederte Mutter Christine, die that, als höre sie das Höhnische in den Worten der letztern nicht, „sie befindet sich wohl, meine Mamsell. Sie war erst heute früh da und sprach davon, daß sie mit ihrer Schwiegermutter und Schwägerin nach Kopenhagen reisen werde. Sie ist so entsetzlich wohl daran bei der gnädigen Frau und dem gnädigen Fräulein, daß diese nicht eine Stunde lang ohne sie seyn können. Und Gott sey Dank, Marie weiß sich auch zu benehmen, als sey sie ihrer Lebetage zur Baronin erzogen worden.“

Die beiden fremden „Mütter“ machten jetzt große Augen. „Ei,“ ließ sich Mutter Brigitta hören. „ist es denn so gewiß, daß der Baron sie heirathet! Es wird nicht wenig angenehm für die Mutter Meßnerin seyn, einen so vornehmen Schwiegersohn zu bekommen. Es wäre aber auch gewiß anders gekommen, wenn er einen Namen mit Ehre hätte führen können! Aber man kann sich wohl denken, daß der arme Mensch, seit er so um Grund und Boden kam und so verschrien ward, sich wohl nicht mehr um ein Fräulein umschauen durfte, denn die Beste wie die Schlimmste legt immer noch Gewicht auf einen ehrlichen Namen. Ich verheirathe meine Anna Lena mit einem Bauern; aber Gott sey Dank, er besitzt ein paar Hufen, die sein sind, und Haus und Hof, und ich möchte den sehen, der ihm seinen Namen nehmen wollte!“

„Ich für meine Person,“ setzte die Mutter Deputirtin mit ihrem etwas spitzigen Wesen hinzu, „halte es auch so, besser Wenig mit Ehre, als Viel mit Schande — aber so denkt man eben verschieden auf der Welt!“

Was hatte jetzt Mutter Christine davon, daß sie sich rühmen und prahlen wollte, was hatte sie für all ihren guten Kaffee und ihre herrlichen Hippen!. Nun, nachdem Alles verzehrt war, bekam sie Schmach und Aerger zum Dank. Das war eine schwere, eine bitter strafende Stunde für ihren hochmüthigen Sinn; aber als die hochmüthigen Bauernmütter fort waren, tröstete sich

Christine damit, daß Alles, was ihre bösen Zungen gesagt hatten, nur aus Neid und hämischer Schadenfreude herkam, über was sie sich ja wohl hinwegsetzen konnte. Sie brauchte jetzt keine weitern Komplimente zu machen, denn die Zeit war schon längst vorüber, wo sie sich darum bemüht hatte, Köchin bei ihren Schmausereien seyn zu dürfen. Jetzt war sie selbst so gut als irgend eine; und sie konnten meiner Seel' warten, bis sie sich wieder so gemein machte, eine von ihnen einzuladen!

Beruhigt durch die Gemüthsstärke, die sie in diesen Trostgründen entwickelte, setzte sich die Mutter Meßnerin in der That auf ihr hohes Roß; und da einige Zeit nachher von beiden Seiten Winke zur Versöhnung gemacht wurden, that sie, als ob sie sie nicht merke, sondern saß so steif und vornehm auf der Kirchenbank, daß wohl nie eine gnädige, eine Stockholmer Bürgersfrau vielleicht ausgenommen, sich aufgeblasener und affektirter benommen hatte. Und man mußte mit Wort und That ein bedeutendes Wesen machen, bis Mutter Christine sich bewegen ließ, bei der Hochzeit im Beisitzerhofe in der Küche Hand anzulegen.

In ihrem kleinen häuslichen Kreise dagegen war die Mutter Meßnerin desto freundlicher. Sie und ihr Alter schwebten beständig im Himmel; denn neben dem, daß Marie so glücklich wurde, war es wohl Jedermann begreiflich, daß auch aus dem Schwager etwas werden mußte. Gustav war auch bereits fortgeschickt, um an einem entfernten Werke den Betrieb zu erlernen, und in Gedanken sah ihn die eitle Mutter schon als Bergverwalter, und dann weiter hinaus als Selbstbesitzer eines kleinen Werkes, denn er würde schon Unterstützung von der vornehmen Familie erhalten, die ganz gewiß ihrer eigenen Ehre halber etwas aus ihm würde machen wollen.

Jetzt aber setzen wir uns mit dem Kapellmeister und seiner Hausehre an den Tisch. Der Alte zieht die Brille

hervor und erbricht Mariens Brief. Mutter Christine nimmt eine horchende Stellung an, und läßt den Strickstrumpf unberührt zwischen den Fingern ruhen, während sie mit ihrer Linken mechanisch die Katze streichelte, die zu ihrem Schooße hinaufgekrochen ist, und dazwischen mit der Rechten dem Vater das Grogglas zuschiebt, daß er sich an Leib und Seele gleich sehr erquicke. Da ist nun Mariens Brief:

Meine theuern, geliebten Eltern!

Wie glücklich bin ich, und wie dank ich Gott für all das Gute, das er an mir gethan hat! Ich kann nicht sagen und nicht beschreiben, wie ganz die Baronin Mutterstelle bei mir vertritt. Ach, ich bin den geringsten Theil dieser Güte nicht werth, die ich einst so gar nicht erwartet hatte; und doch, möge Gott es mir verzeihen, rührt dies mich weniger, als die herzliche Vorsorge, die Fräulein Isabelle mir erweist. Wer das Fräulein nicht kennt, hält sie für hochmüthig und vornehm, und wenn man sie nur so sieht, scheint sie es allerdings zu seyn. In allem, was sie thut, liegt eine so unbegreifliche Feinheit; wenn man sie aber nur ein wenig kennen lernt, merkt man bald, daß sie durchaus nicht vornehm seyn will, und von Hochmuth ist nun vollends gar keine Rede. Und obwohl sie Etwas an sich hat, was Jedermann einen großen Abstand bis zu ihr fühlen läßt, so spricht sie doch so freundlich und vertraulich mit mir, wie wenn ich ihres Gleichen wäre; und oft wenn wir aus waren, und dieses oder jenes von den vielen großen, wundervollen Dingen gesehen haben, die sich hier befinden, läßt sie sich herab, mein großes Erstaunen anzuhören, und entlockt mir Worte, die ich gar nirgends anders her haben kann, als von ihr. Aber gewiß ist, daß sie Gedanken in mir hervorzurufen versteht, die ich früher nie gehabt habe, die mir dann aber ganz klar werden. Doch über diese Gedanken und Sachen will ich jetzt nicht sprechen; denn meine liebe Eltern würden dann gewiß glauben, ich sey nicht mehr, wie ich war. Das Fräulein

wollte mir allerhand Lehrer halten; aber Klas Malchus hat geschrieben und gebeten, mich so zu lassen wie ich bin, und da er es so will, bin ich auch damit zufrieden. Ich glaube aber doch, er wird der Meinung seyn, daß ich etwas besser geworden bin, als ich war, da wir fort reisten.

Das Fräulein hat öfters Besuche von einem Professor, der Doktor ist. Ich sehe wohl, daß er nicht des Spasses halber hieherkommt, und ich fürchte, es ist mit der Gesundheit des Fräuleins nicht ganz in Ordnung, obschon es Niemand erfahren soll. Daß sie nicht ganz gesund ist, das ist gewiß, denn ich habe bemerkt, daß sie beinahe jeden Abend Arzneimittel einnimmt; auch ist ihre Gesichtsfarbe etwas verändert. Ach, ich weiß nicht, was ich darum geben wollte, wenn ich sie fragen dürfte, oder wenn sie mir selbst etwas darüber sagen wollte; aber in einigen Dingen ist sie so verschlossen, daß man durchaus nicht an sie kommen kann. Vielleicht — aber das sind nur so meine Gedanken, und ich weiß nicht einmal, ob ich ein Recht habe, sie auszusprechen — vielleicht ist sie darüber betrübt, daß sie den Lieutenant ausschlug, und wüßte sie erst, was ich weiß, so würde sie noch betrübter werden. Aber Gott sey Dank, sie hat noch nie die Briefe zu sehen begehrt, die Klas Malchus an mich schreibt.

Euch, Vater und Mutter, die die Sache nicht so nahe betrifft, die ihr aber doch eine große Theilnahme für den braven und guten Lieutenant habt, will ich jedoch erzählen, was Klas mir schreibt. Aber laßt es nur um Gotteswillen nicht nach Tjällstorp kommen; denn aus dem, was in dem Briefe stand, den die Baronin von der Majorin erhielt, habe ich ersehen, daß sie meinen, es stehe alles gut. Sie glauben, was er schreibt; und um sie zu trösten und zu erheitern, sagt er, was gewiß nicht wahr ist.

Samstags bekam ich einen neuen und lieben Brief von meinem theuren Klas. Ach, wie mir das Herz klopft, wenn ich die Worte mit der Feder hinzeichne! Es ist

nicht wenig süß und erfreulich, wenn man sagen darf: „mein theurer Klas!“ Aber das zu schreiben, gefällt mir noch besser, es sieht so bestimmt und glaubwürdig auf dem Papiere aus. Jetzt sollte ich also eigentlich sagen, was er erzählt; aber es ist besser, ich schreibe nur Wort für Wort ab, was er über den Lieutenant sagt:

„So ruhig und zufrieden ich mich selbst befinde, so bekümmert bin ich um meinen armen Richard. Mit jedem Tage, der vergeht, nimmt er immer mehr ab. Ja, meine theure Marie, seine früher so gesunden und vollen Wangen sind jetzt zusammengesunken und welk, wie gefallenes Herbstlaub. Sein Haar, das wie Du weißt, so wohl geordnet war, und auf das er einen kindischen Stolz hatte, ist jetzt vernachläßigter und wirrer als das meinige, welches ich der Bequemlichkeit und des Wohlseyns halber wieder nach seiner alten Weise habe wachsen lassen; was ist aber der Verfall des Gesichts und Haares gegen den des ganzen Menschen? Ich meine nicht nur den traurigen Anblick seiner veränderten Gestalt — und die ist bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt — sondern sein ganzes Wesen. An Leib wie an Seele ist er nur noch ein Schatten von dem was er war, als wir von der Heimath fort reisten. Zwei Monaten vermögen viel über ein Ding, wie der Mensch ist.

Und doch darf ich mit Stolz von ihm sagen, daß er Alles thut, um sich oben zu erhalten und das Uebel zu überwinden; aber wenn ich nach dem urtheilen darf, was ich täglich sehe, so fürchte ich, daß es ihm nicht gelingen wird. Noch mehr, ich fürchte beinahe, daß er hier bleibt, und daß Tyringsholm, dieses Unglücksnest, auf diese Art wieder an mich fällt. Er hat sich jetzt, obgleich ein ernstliches Unwohlseyn seinen Plan um mehrere Wochen verzögerte, in den Kopf gesetzt, eine Reise nach der Schweiz zu unternehmen; und da ich schon längst seinen geheimen Wunsch merkte, allein seyn zu dürfen, um seine Gefühle nicht zurückhalten zu müssen, habe ich ihm gesagt, daß ich mich nicht von Berlin trennen könne.

Ich bleibe also hier, bis er wieder kommt; denn ich befinde mich hier recht wohl und habe mich auf eine Art eingerichtet, die mit meinem Charakter und meinen früheren theuren Gewohnheiten vollkommen übereinstimmt. Ich gehe selten aus, lebe aber doch nicht einsam. Meine Bücher und ein geachteter Freund, den ich mir hier erworben habe, sind für mich unerschöpfliche Quellen des Vergnügens, und ich würde nichts vermissen, wenn ich nicht diesen Kummer um Richard hätte, und wenn ich dann Dich, meine süße gute Marie, um mich sähe. Vielleicht glaubst Du jetzt — aber dieß darfst und kannst Du nicht glauben — daß ich lediglich um meiner selbst willen hier zurück bleibe, und nicht wegen Richard. Nein, Marie, so selbstsüchtig bin ich nicht! Es ist wahr, ich befinde mich hier sehr wohl; wäre ich aber nicht fest überzeugt, daß es Richard gut thun wird, wenn er sich selbst überlassen bleibt, so würde ich gerne meine Bequemlichkeit und meine Bücher bei Seite legen, und ihn bis an das Ende der Welt begleiten. Aber es gibt hie und da Fälle, die den besten Freund überflüssig machen können, Fälle, wo uns dieser seine Freundschaft am besten dadurch beweist, daß er uns in Frieden läßt." — —

Alles, was ich nun da geschrieben habe, steht gerade so in meines geliebten Klas Malchus' Brief, und ich habe es auf mein Papier abgeschrieben, einmal weil es mir Freude macht, all die Buchstaben, die aus seiner Feder — ja ich darf wohl sagen aus seinem Herzen — geflossen sind, zu wiederholen, und damit ihr sehen möget, daß er an mich schreibt, wie man an eine rechte Braut und eigentliche Dame schreibt. Dieß letztere meine ich jetzt auch gewissermaßen zu seyn; das erstere ist Gott sey Dank ohne alle Frage. Aber ich möchte doch, daß ihr, meine theuersten Eltern, mich, eure Marie, einmal im Wagen sitzen sähet, gerade über von dem Fräulein oder neben ihr, wenn die Baronin nicht mitfährt, und dann habe ich ein schwarzes oder braunseidenes Kleid an, ich wechsle damit ab, und einen großen, weißen und

prächtigen Shawl, und einen weißen Strohhut, und Sonnenschirm und Beutel, und Gott weiß was Alles! Es ist mir gerade, als ob man mich schon „Ihro Gnaden" nennen könnte, und ich kann auch schon ein klein wenig ein vornehmes Gesicht machen; aber da kommt mir denn doch hie und da ein herzliches Lachen, denn ich bin ja doch nur die Marie vom Meßnerhofe. Und so bitte ich denn Gott täglich, mich vor Hoffarth und Eitelkeit zu bewahren; denn ich weiß, daß Klas dieß mehr haßt, als alles andere Uebel. Ich habe mir auch vorgenommen, niemals stolz und übermüthig gegen die zu seyn, die unter mir sind; denn ich denke noch so wohl daran, was ich fühlte, als die Baronin mich damals fragte: „auf was ich denn warte?" Aber ich will nicht daran denken; denn diese Worte hat die gnädige Frau durch ihre Güte und Freundlichkeit schon tausend Mal wieder gut gemacht und ich erwähne sie nur, damit ich mich selbst erinnere, daß ich nie großartige Mienen annehme, wenn ich die Frau eines Barons bin.

Obgleich ich Klas Malchus die Freude, die er an seinem jetzigen Aufenthaltsorte genießt, nicht verbittern möchte, so ist es doch gewiß, daß ich mich mehr nach ihm sehne, als nur irgend Etwas hier ersetzen kann. Aber ich bringe meine Sehnsucht znm Schweigen; denn wenn er glaubte, daß mich seine Abwesenheit sehr schmerzte, so würde er gewiß früher zurückkommen, und ich will durchaus, daß er mit seinen Büchern so lange draußen bleiben soll, bis er es selbst für Zeit hält, heim zu kommen. Aber bedenket nur, wenn sich etwas so Schauerliches ereignete, wie daß der Lieutenant stürbe und Klas Tyringsholm wieder bekäme! Ach, davor soll uns Gott bewahren! Es wäre Klas' Unglück, und des Lieutenants Tod machte viele Traurige. Ich muß weinen, wenn ich nur daran denke, Aber erinnert euch vor Allem, daß das unter uns bleibt, und daß wir dem Lieutenant keine größere Unannehmlichkeit bereiten könnten als wenn wir die Ruhe seiner Eltern auch nur mit einem Worte störten.

Ich hoffe, die Mutter ist so lieb und sieht nach den Tauben? Ich denke jeden Tag an sie.

Die Baronin und das Fräulein haben mich gebeten alle Freunde und Bekannte zu grüßen — und ich selbst grüße sie um so mehr. Es war recht schön, daß die Mutter den kleinen Zwist mit der Mutter Beisitzerin nicht so wichtig nahm, sondern bei der Hochzeit mithalf. Herr Gott, wenn wird wohl die Mutter bei meiner eigenen helfen?

Fräulein Isabelle empfängt viele Fremde; aber Gott mag wissen, wie sie das unterhalten kann oder warum sie es überhaupt thut; denn daß dieß Alles ihr Schmerzen macht und sie niemals ein Vergnügen dabei hat, das merke ich ihr an, wenn sie gegangen sind und sie im Sopha sitzt und so sonderbar aussieht. Sie ist nicht glücklich, so gefeiert und angebetet sie auch ist. Aber jetzt zum Schlusse! Dieß ist mein letzter Brief, denn in der nächsten Woche werden wir heimreisen. Eure stets gehorsame Tochter Marie."

Als der alte Alsing die Lektüre des Briefs beendigt hatte, der natürlich schon unter dem Lesen durch verschiedene Bemerkungen erläutert worden war, sagte Mutter Christine, indem sie die Katze hinunter ließ und die Schürze abschüttelte: „Was sagst Du dazu, Vater! Es kommt jetzt Marie doch zu gut, daß Du sie so gut schreiben lerntest, als sie noch klein war. Und wie fein sie das Alles zusammensetzt! Dem Herrn sey Dank für alle seine Gnade! Aber guter Gott, wenn es das Unglück wollte — was ich der braven Majorin zu Liebe gewiß nicht wünschen möchte — wenn es aber (denn wir vermögen ja nichts, sondern der, der am Höchsten ist, lenkt Alles) doch so geschähe, sage ich, daß der brave, gute Lieutenant im Ausland stürbe, dann wäre es doch kein so großes Unglück für unsern Schwiegersohn, sondern im Gegentheil ein großer Triumph, wenn er auf diese Art mit Recht und Ehren Tyringsholm wieder zurückbekäme."

„Ei nun, Christine," sagte der Kapellmeister und

legte den Brief zusammen, „ich denke es wäre doch eines; denn dann könnten wir vielleicht erfahren, daß der Kummer über den Tod des Lieutenants und den andern Unsinn, der mit dem Fideicommiß zusammenhängt, ihm Unruhe in Kopf und Herz pflanzen würde. Es würde ihm in Tyringsholm nie wohl seyn, und er würde nie einen frohen Tag dort haben. Und deßhalb, Mutter, wollen wir beten: Herr, führe uns nicht in Versuchung! Es wäre eine große und recht gemeine Sünde, wenn wir mit dem Gedanken umgingen, daß das Gut einen neuen Besitzer bekommen möchte. Nein, laß uns lieber aus allen Kräften, von ganzer Seele und mit vollem Gemüthe beten, daß der, der Alles vermag, dem Lieutenant wieder Gesundheit und frohen Muth schenke; denn es wäre ein Herzstoß für mehr als einen, wenn er hinginge. Christine, Du bist selbst Mutter und hast Deine Kinder herzlich lieb; denk' also an die brave Majorin von Tjällstorp, und nimm Dich in Acht vor der Sünde!"

„Gott soll mich behüten, Vater, ich versündige mich gewiß nicht, wenigstens nicht so, wie Du es meinst. Und aufrichtig will ich beten, daß unsre gute Majorin von einer so großen Betrübniß verschont bliebe! Aber weißt Du, mein Alter, ich habe schon oft darüber nachgedacht, wie gut es war, daß ich bei Mariens Taufe nicht meinen Willen bekam, als ich sie Sara Britta nach der Gevatterin nennen wollte. Das würde jetzt gar übel klingen, da sie Baronin werden soll. Aber Du hast immer einen wackern Verstand gehabt, Vater!"

Der Kapellmeister lachte. Wir hatten eine Prima Donna bei unserer Truppe, die mir nicht ganz gleichgültig war, das darfst Du glauben, und deßhalb wollte ich, daß das Mädchen nach ihr genannt würde. Marie ist ein schöner Name. Aber schenke mir noch einen Tropfen ein, Mutter, und sieh' nicht so sauer drein! Ich war doch glücklicher mit Dir, als wenn ich die Prima selbst genommen hätte, so geschminkt und fein sie auch war."

Freundlich holte die Mutter die Rumflasche aus dem Schrank, und der Alte feierte das Ereigniß des Abends mit noch etwas Grog.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Schon hatten die Herbstwinde das letzte Blatt von den kahlen Zweigen gestreift und fuhren jetzt wie auf den Schwingen des Sturmes durch Tyringsholms öde Mauern. Der Schneeregen schlug an die Fenster, der Orkan brauste durch die Schornsteine herab, und schwer und grau hing der Herbstnebel über der ganzen Landschaft. Die Natur hatte bald den großen Kampf ausgekämpft, welcher der Ruhe unter der Schneedecke vorangeht.

An einem jener unfreundlichen und naßkalten Vormittage, wie der Nachherbst so viele darbietet, finden wir in dem blauen Zimmer mit den Spiegelpfeilern zwei Personen auf dem alten Sopha mit Goldzierrathen sitzen: es war ein Herr und eine Dame. In jedem Pfeiler können wir ihre Bilder sehen. Es ist ein alter Mann mit einer rauhen und doch gutmüthigen Physiognomie, und noch ganz so gut erhalten wie damals, wo wir ihm zuletzt begegneten; aber dieß können wir nicht auch von ihr sagen. Wohl bewahrt ihre edle Gestalt noch immer die angeborene Würde, und noch liegt jene reine Grazie in jeder Bewegung; aber dessen ungeachtet werfen alle diese Spiegel ein ganz anderes Gesicht zurück, als das war, welches wir auf derselben Stelle beim vorjährigen Balle sahen. Es war zwar auch damals bleich, aber das weiße Eis des Marmors schien jetzt einen leichten Zusatz von Olivenfarbe erhalten zu haben, und der feine blaue Rand unter dem Auge schwoll größer und dunkler hervor. Ein halb offenes schwarzseidenes Kleid fiel in weiten Falten herab und bedeckte beinahe die kleinen Füße, die auf einem der blauen Seidenpolster des Sophas ruhten. Ihr Haar, nicht mehr in Locken geordnet,

war bis zur Hälfte der Wange glatt herabgekämmt, und dann in einen reichen Kranz geflochten, den eine große Goldnadel zierlich zusammenhielt; ihre rechte Hand hielt den wieder in Gebrauch gekommenen rothen Shawl über einander, der über die Schultern zurückgeworfen war, während die linke mechanisch mit ein Paar Geraniumzweigchen spielte, die auf einem kleinen Tische neben ihr lagen.

So sehen wir Isabellen wieder. Aber was wir nicht malen können, das ist der namenlose Ausdruck in ihren Zügen, ein Ausdruck, der zugleich eine demüthige Ergebung und einen unendlichen Schmerz enthält. Der Kampf war noch nicht beendigt, das erschien deutlich; aber er wollte zur Ruhe kommen. Es ging gegen Sonnenuntergang.

„Vier bis fünf Monate," sagte Doktor Manning mit beinahe weicher Stimme, „können freilich eine Krankheit von dieser Beschaffenheit um vieles weiter bringen; doch sage ich noch einmal, daß ich mit Schrecken die Wirkung sehe, welche diese Zeit hier zu Stande gebracht hat. Seit wie lange hat die Haut diese Farbe angenommen? Sie gefällt mir nur gar nicht."

„Ich bemerkte diese Veränderung schon in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Kopenhagen; aber während der sechs Wochen, die ich nun zu Hause bin, hat sie sichtlich zugenommen."

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Wie war die Gemüthsstimmung des gnädigen Fräuleins unterwegs."

„Meine Gemüthsstimmung ist sich stets gleich; ich überlasse mich nicht gerne heftigeren Ausbrüchen der Betrübniß und der Freude. Doch nahm ich in Kopenhagen an so viel Zerstreuungen Antheil, als meine Gesundheit und das eingezogene Leben meiner Mutter erlaubten."

„Und wurden die Leiden des Fräuleins durch diese Mittel jemals geringer?"

„Nein, weit entfernt," sagte Isabelle, und eine matte Röthe glühte über ihre Wange hin; „aber bei zu großer Ruhe und Stille erfaßt mich eine Angst, die ich vertreiben muß. Hier zu Hause ist es mir besser; hier sehne ich mich nicht nach einer andern Gesellschaft, als wie sie meine angenehme Umgebung mir darbietet."

„Und noch kennt Niemand die Krankheit des Fräuleins." Wieder ein Kopfschütteln. „Ich fürchte, das Fräulein treibt diese Hartnäckigkeit zu weit. Gott weiß, daß es mich freut, wenn sich die Frauenzimmer bei den mancherlei körperlichen Leiden, denen sie unterworfen sind, stark und muthig zeigen; wenn aber diese Anstrengung auf die Spitze getrieben wird, so kann man sich leicht schaden, und gerade das meine ich, daß das Fräulein thut, indem Sie hier durchaus nicht für eine zärtliche und sorgfältige Pflege sorgen."

„O nein, mein bester Doktor, glauben Sie nicht, daß das etwas zu bedeuten habe? Wollen Sie mir denn anrathen, daß ich den Meinen schon so frühzeitig diese Trauerbotschaft gebe, da noch eine so lange Zeit des Leidens vor mir liegt? Ueberdies habe ich ja schon vorher gesagt, daß ich eine Reizbarkeit des Gemüthes besitze, die zu einer unerträglichen Höhe getrieben würde, wenn ich immer und ewig genöthigt wäre, mich ihren wohlmeinenden, aber langweilenden Fragen zu unterwerfen."

„Aber sie sind doch wohl auch nicht blind, und ich muß offen sagen, daß das Aussehen des Fräuleins ziemlich viel sagt!"

Isabelle schlug die Augen auf und heftete sie auf einen der Spiegel. „Es ist wahr, ich sehe nicht gut aus," sagte sie leise; „aber die Düsterheit dieses Zimmers trägt auch dazu bei. Wenn ich mich übrigens zusammennehme, was ich stets thue, wenn ich bei ihnen bin, so zeigt sich dieser kränkliche Ausdruck auch nicht so auffallend. Ich bin auch noch nicht so mager!"

„Hm, hm,“ sagte der Doktor, und in diesem Tone lag eine ganze Legion Widersprüche.

„Nun wohl, es sey so; ich will also gelb, mager und abgefallen seyn, aber dennoch werde ich mich aufrecht erhalten, und meinen Platz in unserem kleinen Gesellschaftskreis behaupten, bis ich nicht mehr kann! Denn sagen Sie mir einmal, wie werden denn meine Tage verfließen, wenn ich das Bett eingenommen habe; für mich noch langsamer als vorher, für meine Umgebung in einem peinlichen Warten, das sie in jedem Zimmer einen Leichengeruch empfinden läßt. Nein, so darf es nicht seyn, mein lieber Doktor! Selbstbeherrschung und ein fester Wille vermögen viel, auch über den schwächsten Körper. Ich gebe nicht nach, bis der Tod mich auf das Lager niederdrückt, von dem Niemand mehr aufstehen kann.“

Es lag eine solche Festigkeit in Isabellens Stimme, daß man keinen Zweifel darein setzen konnte, eine Seele, wie die ihrige, müßte viel über den Körper vermögen. Mit stiller Bewunderung betrachtete der alte Arzt das junge muthvolle Weib. Er hatte viele Patienten gehabt, aber einen solchen noch nie. Auch bewahrte er ihr Gedächtniß als eines der schönsten Blätter in der Geschichte menschlichen Elends, die seine Praxis zusammen flocht.

Nachdem Beide einige Augenblicke stille geblieben waren, sprach Manning, indem er sich vom Sopha erhob: „Erlaubt das gnädige Fräulein, daß ich ihr noch einmal beschwerlich falle?“

„Gerne, besonders wenn der Herr Doktor mir eine etwas befriedigendere Antwort geben kann.“

„Das kann ich nicht versprechen, aber erlauben Sie es doch!“

Dabei ergriff er ein auf dem Tische liegendes Instrument. Isabelle lehnte sich ohne Ziererei zurück, öffnete das Kleid und schob das Hemd zurück, worauf der Doktor das Hohlinstrument an eine Stelle auf der Brust

setzte, die sie bezeichnete, und dann sein Ohr daran legte. So horchte er eine Weile, so lange er in der schwierigen Stellung zu verharren vermochte.

„Nun,“ brach Isabelle aus, indem sie das Kleid wieder übereinander zog und den Shawl umhüllte, „seyen Sie jetzt ein wenig offenherziger, mein bester Herr Doktor! Glauben Sie ja nicht, daß ich nicht so viel Stärke besitze, als eine vollständige, aufrichtige Mittheilung erfordern kann! Es würde mich schmerzen, wenn der Herr Doktor glaubte, mein Bemühen, mich aufrecht zu erhalten, fließe aus dem kindischen Glauben her, daß ich dadurch mein Daseyn verlängern könne. Nein, verstehen Sie mich recht, ich habe zu viel und zu lange über den Tod nachgedacht, um ihn jetzt zu fürchten. Ich möchte sogar sagen, — wenn dies nicht eine Sünde wäre — ich sehne mich nach seiner Ankunft; da mein ganzes, kurzes Leben nur ein fortgesetzter Todesseufzer ist, so läßt sich das wohl erklären, und mein Wunsch, vor andern Leuten stark zu erscheinen, kommt nur davon her, weil ich will, daß die Seele lebe. In einer ewigen Krankheit und Todesluft wird diese gedrückt, und indem ich sie so viel als möglich von einer solchen Atmosphäre entfernt halte, gewinne ich an Körper und Geist. Habe ich mich jetzt deutlich genug erklärt, und will der Herr Doktor jetzt ganz wahr gegen mich seyn?“

„Ich versichere Sie, gnädiges Fräulein, daß ich nicht zögern würde, Ihrem Wunsche zu entsprechen, wenn es in meiner oder irgend eines Arztes Macht stünde, ein solches Vertrauen zu gewähren, wie das Fräulein wünscht. Aber für mich und für Alle ist es eine vollkommene Unmöglichkeit, die Zeit zu bestimmen; und Alles was ich mir auf meinen Eid zu sagen getraue, ist, daß die Krankheit in höherem Grade, als ich es je für möglich gehalten hätte, in diesen letzten Monaten vorangeschritten ist. Aber es ist noch zu weit entfernt, um bestimmen zu können, wann das Uebel für ewig aufhört; doch könnte ich möglicherweise nächstes Frühjahr eine ge-

nauere Erklärung darüber geben, sofern das Fräulein dann meine Gegenwart wünscht."

„Erst im Frühjahr!" wiederholte Isabelle mit einem halben Seufzer. „O, ich glaubte, bis dahin sollte Alles aus seyn?"

„Nein, gewiß nicht, nach aller menschlichen Berechnung wenigstens. Wenn ich aber zu dem ärztlichen Rathe, den ich dem Fräulein geben werde, noch einen andern beifügen dürfte, so wäre es der: Schrauben Sie Ihre Seelenkräfte nicht weiter, als sie nach den Gesetzen, denen auch diese Kräfte unterworfen sind, gehen können! Und ich möchte noch Etwas hinzusetzen, was ich als Arzt gewiß nicht beigefügt hätte, was ich mich aber als aufrichtiger Freund auszusprechen für verpflichtet halte, sofern mir nämlich das gnädige Fräulein eine solche Aufrichtigkeit erlaubt."

„Ich bin ganz Ohr!" sagte Isabelle und wandte sich gegen Manning, der wieder auf dem Sopha Platz genommen hatte.

„Nun wohl, mein bestes Fräulein, ich sage also ohne Umschweife, daß die Ursache, die das Uebel in so kurzer Zeit zu einer solchen Höhe treiben donnte, ein tiefer und verborgener Kummer ist, welcher ohne Zweifel das Fräulein ein Jahr früher in das Grab bringen wird, als es nach aller Berechnung dahin kommen könnte."

„Es ist so," erwiederte Isabelle, ohne eine bedeutende Gemüthsbewegung zu verrathen; „aber dem ist nicht abzuhelfen, ich muß mich unterwerfen."

„Ich wage noch weiter zu gehen, ich wage zu behaupten, daß dem abzuhelfen wäre."

„Wie!" und nun folgen hochrothe Wellen über Isabellens Wangen.

„Ich wundere mich nicht über das Erstaunen des Fräuleins; aber ein alter Praktikus wie ich, hat seine Augen an mancherlei Orten, und wenn ich je in meinem ganzen Leben etwas bereut habe, so ist es meine

Aufrichtigkeit bei unserer früheren Konsultation. Wenn mir das Fräulein nicht damals eine ehrliche Antwort entlockt hätte, so würde gewiß Vieles jetzt anders seyn."

„Mein bester Doktor, glauben Sie das nicht! Ich gestehe offen, daß ich damals ein wenig wegen der Durchführung einer Handlung zauderte. Aber auch ohne den Ausschlag des Herrn Doktors würde dieses Zaudern auf alle Fälle bald aufgehört haben; denn ich hatte in den Worten meines dänischen Arztes und noch mehr in meinen täglichen Leiden den unverwerflichsten Beweis von der Unmöglichkeit, daß ich durchkommen könnte."

„Das mag seyn; für mich aber bleibt es dennoch unbegreiflich, wie das Fräulein damals, wo es wenigstens noch auf zwei bis drei Jahre hoffen durfte, all das reine Glück wegwarf, das es während dieser Zeit hätte genießen können, und dafür Kummer und Sehnsucht erwählte, welche bestimmt Ihre Kräfte verzehren, und den Hingang beschleunigen."

„Die Worte des Herrn Doktors nehmen jetzt eine Wendung, die ich nicht verstehe!" sagte Isabelle, und ein Zug stolzen Mißvergnügens schwebte um ihre Lippen. „Verzehre ich mich vor Sehnsucht, und wäre ich über mich selbst bekümmert?"

„Gerade so mein' ich," antwortete der Doktor mit unerschütterlicher Kälte; „und ich wollte, das Fräulein gäbe zu, daß meine Behauptung alle Wahrscheinlichkeit für sich hat!"

„Der Herr Doktor wird beinahe unbegreiflich! Ich sollte doch glauben, daß es sich kaum der Mühe verlohnte, meinen Kummer zu verheimlichen: der bittere Schmerz über unsern schmachvollen Prozeß, und dann die Sorge um die Zukunft einer Person, die mich höchlich interessirt."

„Ja gerade auf diesen braven jungen Mann wollte ich kommen, auf ihn, der einen solchen Edelsinn, eine solche Entsagung zeigte, wo es ihn nur geringe Mühe gekostet hätte, die wahre Beschaffenheit seiner Rechte zu

ermitteln. Ich wage dreist zu behaupten, daß nicht zwei unter hundert dieses Opfer gebracht haben würden, das auch an sich selbst betrachtet, den Namen der größten Narrheit, um nicht zu sagen eines eigentlichen Wahnsinns verdient hätte, wenn nicht die Beweggründe dazu von jener reinen Art gewesen wären, aus welcher nur solche Thaten herfließen. Ich muß hinzufügen, daß er mir dieses Motiv nicht verheimlichte. Seither hab' ich nun erfahren, wie es belohnt wurde."

Isabelle schwieg.

„Das Fräulein hätte ihn glücklich machen können; es stand in Ihrer Macht, ihm den höchsten Lohn zu gewähren."

„Das stand nicht in meiner Macht, da ich ihn nicht liebte!"

„Das Fräulein mag immerhin so sagen; aber bis zu meinem letzten Athemzug bin ich von dem Gegentheil überzeugt. Kein Weib, und wenn sie auch das gefühlvollste Herz besitzt, gestattet den Leiden eines Andern so viel Einfluß auf sich, daß diese ihren eigenen Lebensfaden zernagen. Nur der Gram, der in unserem eigenen Herzen liegt, besitzt diese Kraft, und um eine solche Wirkung zu haben, muß er von großem Umfange seyn."

„Und wenn wir nun auch, da es der Herr Doktor nothwendig so haben will, annehmen, daß ein solches Verhältniß statt fand, wäre es denn ein so beneidenswerther Lohn, ein Weib zu bekommen, um dessen Hingang der liebende Gatte beständig in peinlicher Angst schweben müßte? wäre es denn so süß für ihn, immerdar von dem Gedanken gefoltert zu werden: jede Stunde, jede Sekunde nimmt dir ein Stück deines kurzen Glücks; wäre es so süß, wenn er sähe, wie der Tod ihre Züge mit seiner Farbe belegt, wenn er sähe, wie sie von Tag zu Tag schmäler und durchsichtiger wird, bis er am Ende nur noch ein lebendes Gerippe in den Armen hält? Und dann in diesem trostlosen Elend das Be-

wußtseyn zu haben, daß er mit all seiner unermeßlichen Liebe nicht ein klein wenig Mark in die vertrockneten Glieder, einen warmen Blutstropfen in die erstarrten Adern bringen kann? Ach mein theurer Doktor, eher als das, doch noch tausendmal lieber den ersteren Schmerz wählen, den man fliehen und heilen kann."

Nachdem Isabelle diese Worte mit Ruhe und Sicherheit ausgesprochen hatte, pausirte das Gespräch einige Minuten lang. Obwohl sie nichts Bestimmtes zugestanden hatte, ward sie doch von dem alten Arzte verstanden, und mit tiefer Theilnahme betrachtete er dieses Weib, das eines solchen Opfers für denjenigen fähig war, den sie liebte. Aber der Doktor wußte besser als jeder Andere, wie es jetzt mit Richard stand; und er fürchtete daß Isabelle das flüchtige Glück, das sie miteinander hätten genießen können, zurückgestoßen habe, ohne jenem dadurch zu nützen. Nachdem er die Wichtigkeit des Stoffes, auf den er jetzt kommen wollte, ernstlich erwogen hatte, sprach er behutsam: „Ich will gerne sagen, das Fräulein habe mich überzeugt, wenn es für unfehlbar angenommen werden könnte, daß das Resultat ein solches geworden ist, wie das Fräulein sich versprochen hat."

„Ja, das hoffe ich mit Gewißheit! Jeder seiner Briefe deutet auf eine verbesserte Gemüthsstimmung, und bis er wiederkehrt — ich glaube nicht, daß das sobald seyn wird, — ist die Ursache des Uebels verschwunden."

„Die Ursache mag verschwunden seyn," wiederholte der Doktor mit Nachdruck; „aber die Wirkung bleibt zurück!"

„Die Wirkung — o die stirbt mit einer unerwiederten Liebe."

„Hierüber kann ich nicht mit dem Fräulein streiten; aber verschiedene Fälle bringen immer auch verschiedene Wirkungen zum Vorschein. Lassen Sie uns deßhalb einen andern Fall annehmen. Wenn das Fräulein sich zum Beispiel getäuscht hätte, wenn das Fräulein den

unerwarteten Umstand erlebte, daß nicht er, sondern das Fräulein selbst die Erfahrung machen müßte, daß die Ursache dieses Kampfes nicht mehr vorhanden sey?"

Isabelle machte einen Versuch sich zu erheben, setzte sich jedoch wieder; denn ihre zitternden Füße wollten sie nicht tragen, und jede Spur von Lebensfarbe verschwand von ihrem Gesichte. „Sollte man mich betrogen haben?" sagte sie mit einer Stimme, die von großer Aufregung zeugte.

„Das Fräulein hat ja selbst seine Briefe gesehen!" erwiederte der Doktor mit jener ruhigen Fassung, die am besten der Furcht vor einem bevorstehenden Schmerze entgegen wirkt.

„Ja freilich — aber warum diesen Einwurf?"

„Hat man, wenn man sich über Personen und Dinge unterhält, nicht das Recht, Alles vorauszusetzen, was nicht gerade der Natur selbst widerspricht? Warum will das Fräulein in meinen Worten mehr finden, als sie enthalten?"

Isabelle schien einen Augenblick über die Bewegung verwirrt, die sie verrathen hatte; aber der einmal erweckte Argwohn schlummerte nicht so leicht wieder ein. „Verzeihen Sie, Herr Doktor," sagte sie, „wenn ich glaube, daß Sie nicht ohne einen besondern Grund das Gespräch auf diesen traurigen Gegenstand gebracht haben; und je mehr ich jetzt über die angegebene Zufälligkeit dieses Besuches nachdenke, desto mehr fürchte ich, daß er nicht zufällig war. Nein, er ist berechnet; den Herrn Doktor führt ein Geschäft hieher?"

„Nun ja, da das Fräulein Alles so gut errathen hat, so will ich nicht länger behaupten, daß der Zufall mich hieher brachte. Ich gestehe im Gegentheile, daß es in Folge eines dringenden Briefes vom Lieutenant Richard geschah, dem ich, da er eine vollkommene getreue Schilderung von dem Zustande des Fräuleins wünschte, diesen schmerzlichen Dienst nicht verweigern konnte."

„Guter, theurer Richard," sagte Isabelle leise, auch in der Ferne so viel Zärtlichkeit!"

„Lassen Sie ihn zurückkommen — und Alles wird besser werden!"

„Gedenken Sie nicht, mich in Versuchung zu führen, Herr Doktor; jetzt wäre es nicht nur ein theuer erkaufter Wahn, es wäre eine Thorheit, meiner und seiner unwürdig! Diese letzten Monate will ich mir selbst widmen. Mein Geist darf sich nicht mit Dingen beschäftigen, die... kurz und gut, Herr Doktor, es gibt nichts Fruchtloseres, als ein Versuch auf meine Standhaftigkeit in dieser Beziehung."

„So höre ich denn auf, eigensinnig zu seyn; allein ich thue nur meine Pflicht, wenn ich sage, daß das Fräulein durch diese Standhaftigkeit nicht nur ihr eigenes Leben verkürzt, sondern wahrscheinlich auch dazu beiträgt, das seinige zu zerstören, auf das man ohne Zweifel gegenwärtig nicht große Stücke bauen kann."

Isabelle schwieg, aber keine Miene, keine Bewegung verrieth Reue oder das Herannahen eines geänderten Beschlusses.

„Ich halte meine Handlungsweise für richtig," sprach sie, „und werde sie dafür halten, so lange ich lebe; und vielleicht kommt ein Tag, wo auch mein guter Doktor sie billigt, obschon jetzt eine zu große Theilnahme Sie daran hindert. Daß Richards Gesundheit so tief erschüttert wurde, läßt sich aus der Stärke und Heftigkeit seiner Gefühle und dem Feuer seines Charakters erklären! aber aufrichtig, mein bester Doktor, an der Liebe stirbt Niemand, wenn nicht eine andere Ursache dazu mithilft. Eine Stimme, der ich vertraue, sagt mir, daß Richard seine Leidenschaft überwinden wird; und dazu trägt das bei, was jetzt hart erscheint. Doch unser Gespräch hat sich erschöpft; lassen Sie uns schließen! Sagen Sie mir übrigens noch vorher, Herr Doktor, denn das wird mir wohlthun, sagen Sie mir, daß ich Ihre Achtung

besitze, wenn ich auch nicht Ihre vollkommene Billigung gewinnen kann."

Manning fühlte sich besiegt. Seit wenigstens zwanzig Jahren hatte der gute Mann keinem Weibe mehr die Hand geküßt, jetzt aber drückte er Isabellens mit Rührung an seine Lippen: „Ich bin gerührt, mein Fräulein, ich kann nicht mehr sagen! Ich glaubte nie, daß in der Handlungsweise eines Weibes eine solche Festigkeit und Konsequenz vorherrschen könnte; und ich glaube, daß das gnädige Fräulein in dieser Beziehung einzig dasteht. Gott segne das Fräulein, und lasse sie diesen Muth auch bis ans Ende behalten." Eine Thräne, etwas höchst Seltenes an dem abgehärteten Greise, stahl sich aus seinen Augen.

„Ganz gewiß wird er nicht gestalten, daß ich dann eine Schwachheit beweise, die mein Leben verläugnet hat; ich hoffe es wenigstens! Aber noch ein Wort, mein bester Doktor! Vergessen Sie nicht, das Geheimniß wohl zu bewahren, das ich Ihnen nach und nach anvertraut habe, vergessen Sie nicht, daß mein Entschluß auf einer langsam gereiften Ueberzeugung beruht, und daß der Herr Doktor mir keine größere Qual anthun könnte, als wenn er erriethe, was ich selbst vor der ganzen Welt und vor Allem vor ihm verborgen gehalten! Uebrigens schreiben Sie Alles, was Ihr warmes Herz Gutes und Tröstliches hat!"

„Nie," versetzte Manning, indem er aufstand, „werde ich einen unwürdigen Gebrauch von diesem Vertrauen machen! Doch erlauben Sie mir ein Schlußwort: Das Fräulein muß Jemand in Ihrer Umgebung in das Geheimniß ihrer Krankheit einweihen. Glauben Sie mir, daß es nicht anders angeht!"

„Hierin füge ich mich, und meine Wahl kann dann nur auf meine gute Marie fallen; sie ist mir ganz ergeben."

„Gut! Es ist ein braves Mädchen; sie gefällt mir,

aber ich behalte mir vor, ihr morgen selbst noch einige Instruktionen geben zu dürfen, ehe ich abreise."

„Das mag geschehen!" Isabelle blieb allein.

Und nun sank ihr Haupt tief in die Kissen hinab. Heiße Thränen um den Fernen bedeckten ihre Wangen. Wie schmerzlich und doch wie süß war diese Botschaft von ihm, die so sehr von der Unruhe seines liebenden Herzens sprach! Doch glücklicherweise hegte sie einige Zweifel über die Wahrheit der Angaben, welche sie über seine Gesundheit erhalten hatte. Nicht daß sie dachte, Richard habe einen solchen Vorwand benützt, um von ihr eine Aufforderung zur Rückkehr zu erhalten. Nein — aber er übertrieb gewiß, ohne daß er es selbst wußte, das Uebel; er verwechselte die Schmerzen der Seele mit denen des Körpers. So mußte es sicherlich seyn.

Erst als ein Blick auf die Uhr ihr sagte, daß die Stunde des Mittagessens herannahte, stand sie auf und trat zu einem der Spiegel hin, worin sie sich lange und mit forschenden Blicken betrachtete. Der Doktor hatte den Kopf geschüttelt und jetzt schüttelte sie ihn selbst. „Dieß ist also meine gepriesene Schönheit!" seufzte sie. „Er hatte Recht, sie können nicht blind dafür seyn; aber doch wagt Niemand, es mir zu sagen. Aber wird es denn nicht bald besser werden?" Sie ordnete die Falten ihres Kleides, warf den rothen Shawl um, und nahm jene ruhige und freie Haltung an, die mit einem nicht unbedeutenden Zusatz von eleganter Nachläßigkeit ihre gewöhnliche Art sich zu tragen bezeichnete. Bis auf die geringste Kleinigkeit erstreckte sich ihre Umsicht, was am besten daraus hervorging, daß sie jede Linie, die in Unordnung gerathen war, bemerkte und zurecht legte — und dieß unter Verhältnissen, wo es vielleicht nur großen Seelen gegeben ist, ihre Gedanken so geringen Dingen zu widmen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Im Zimmer der Baronin war die übrige Familie versammelt. Beide Schwestern saßen jede in ihrem Lehnstuhl, Kopf und Hände über einem kleinen Nähtischchen vereinigt, und schwatzten eifrig über die Vorkehrungen zu Virginiens Hochzeit, deren Feier man auf die Zeit gleich nach Weihnachten bestimmt hatte. Der Sopha war von dem Grafen und seiner jungen Braut in Beschlag genommen. Der Erstere war jetzt beinahe täglicher Gast in Tyringsholm, welches Svärdsö um die Hälfte näher lag als Tjällstorp. Es traf sich also ganz vortrefflich, daß Virginie beinahe immer bei ihrer Tante verweilte, und da der Major und seine Frau das Fideicommiß jetzt für so ziemlich eigen ansahen, hatten sie ihre Heimath ebenso viel dort als in Tjällstorp. In der Fensternische saß Marie, die Augen auf ihrer Näherei, aber die Ohren horchten beständig nach der Thüre, ob sie nicht Isabellens Schritte vernähmen.

„So viel habe ich in meinem ganzen Leben nicht herumgestreift!“ sagte der Graf, der vertraulich Virginiens Arm unter den seinigen geschoben hatte, wodurch all ihre Arbeit aufhörte.

„Ich habe schon daran gedacht, daß Dir dieß in die Länge nicht gut bekommen könnte,“ erwiederte Virginie mit ihrer herzlichen Schelmerei; „und wollte Dich eben bitten, wenigstens einen Tag zu Hause zu bleiben!“

„Recht artig! Aber warte nur, ich werde einen und acht Tage zu Hause bleiben, wenn ich mein Weibchen dort habe, die nach mir sieht und mir Gesellschaft leistet! Wir werden doch nicht viele Besuche machen, oder wie?“

„Wir dürfen uns nicht einsperren; es möchte sonst geschehen, daß uns unser ehliches Glück bald entleidete!“ meinte Virginie.

„Entleidete? — welch' ein Ausdruck!“

„Nun, nun, sieh nur nicht so strenge drein, wir können doch nicht wie Eremiten leben!“

„Aber was willst Du denn anfangen, wenn der Herbst mit seinen schönen Straßenanstalten meinem Ueberredungstalente zu Hülfe kommt? Wirst Du Dich dann in der Einsiedelei nicht wohl befinden?“

„O ja, vielleicht! Es gibt im Verlauf des Jahres eine ganze Menge Zufälligkeitstage, wo man für sich allein seyn muß; aber siehst Du, gerade um diese Zufälligkeitstage zu den besten und schönsten von Allen zu machen, muß man mit dem beständigen Zusammenseyn haushalten. Man muß seinen ganzen Gefallvorath nicht erschöpft haben, ehe er recht in Anspruch genommen wird.“

Es lag eine so innige und heitere Unbefangenheit in Virginiens Geplauder, daß der glückliche Bräutigam ihren Arm mit Wärme an sich drückte. „Gleichwohl,“ sagte er leise, „können wir nicht halb so oft, wie jetzt in Tyringsholm seyn.“

„O,“ lächelte Virginie, „die Hälfte wird gewiß nicht zu viel seyn! Wir dürfen in unserem Glück nicht egoistisch werden. Man sieht ja wohl,“ und Virginiens Ton wurde auf einmal ernst, „was Isabelle, obschon sie Alles in sich verschließt, an Körper und Seele leidet. Sie dürfen wir nicht allein lassen!“

„Sie kann zu uns kommen; warum muß sie durchaus in Tyringsholm wohnen? Hier wird es ja immer öder. Wir werden sie wohl überreden, wenigstens von Zeit zu Zeit in Svärdsö zu verweilen.“

„Ach wenn wir das könnten! Aber ich möchte doch wissen, wo sie heute so lange bleibt?“

„Ich möchte es auch wissen,“ sagte der Graf, der Virginien bei den letzten Worten einen fragenden Blick zuwarf. „Sie ist nicht wie gewöhnlich in dem rothen Kabinete.“

„Worüber wundert Ihr Euch?“ fragte die Majorin, und ergriff die niedergelegte Näherei wieder.

„Daß Isabelle nicht kommt, Mamachen! Auch ist der Doktor nicht zu sehen; vielleicht — ich weiß nicht, wie ich dazu komme, an Beide zugleich zu denken?“

„Mariechen, geh einmal und sieh nach, aber vorsichtig!“ sagte die Baronin mit einem belehrenden Blicke, Marie kam jedoch nicht weiter als bis zur Thüre, wo ihr der Doktor entgegentrat.

So sehr auch Baronin Eugenie sich anstrengte, gegen Doktor Manning artig zu seyn, so war ihr doch schon der bloße Anblick dieses Mannes äußerst peinlich. Auch er fühlte sich in der Gesellschaft der Baronin etwas genirt; und nur das Interesse, welches Richard und Isabelle ihm eingeflößt hatten, konnte ihn vermögen, sich diesem gemeinschaftlichen unangenehmen Eindrucke auszusetzen.

Ihren Widerwillen gegen ein Gespräch mit ihm überwindend, sagte die Baronin, sobald Manning seine Verbeugung gemacht hatte: „Wahrscheinlich findet der Herr Doktor Isabellen sehr verändert?“

„Ich kann es nicht läugnen.“

„Aber nicht gefährlich, hoffe ich?“

„Ich hoff' es auch.“

Der Doktor nahm hier ungefähr denselben lakonischen Ton an, dessen er sich bei gewissen Gelegenheiten gegen seine Frau bediente. Wenn die Baronin ihn unter vier Augen und in einem Tone mütterlicher Bekümmerniß um Rath gefragt hätte, so würde seine Antwort ganz anders ausgefallen seyn; aber diese Fragen auf diese Art in Gegenwart mehrerer Personen an ihn gestellt, mißfielen ihm, und er kümmerte sich nicht darum, ob man ihm dieß ansah oder nicht.

„Ich wundere mich nicht sehr, daß er so kurz angebunden ist, flüsterte Virginie ihrem Nachbar zu, als der Doktor sich abwendete, um ein Gemälde zu betrachten. „Die Fragen hätten auf eine andere Art gethan werden sollen!“

Der Graf nickte ihr leicht Beifall zu, und erhob

sich rasch, um mit seiner gewöhnlichen Galanterie Isabellen entgegenzugehen, die eben unter der Thüre erschien, und selbst der Braut zum Trotze, eine gewisse Macht über den Grafen behielt.

Isabelle grüßte ihn mit leichter Anmuth, scherzte mit Virginien, welche erklärte, daß sie eifersüchtig auf sie sey, und warnte den Grafen, ja einen so gefährlichen Fehler bei seiner künftigen Frau nicht aufkommen zu lassen. Dann plauderte sie ein wenig mit ihrer Mutter und der Majorin über die Muster zu Virginiens Brautpantoffeln, die sie sticken wollte, forderte Marien auf, ihren Geschmack in der Wahl der Garnfarben zu zeigen, und stellte sich dann neben dem Doktor, auf dessen Gesichte jetzt ein lichterer Ausdruck lag.

Jetzt kam auch der Major und gleich darauf das Mittagessen.

Abends sah man in Tyringsholm den ersten Spieltisch seit dem Tode des Obersten. Die drei Herren waren sämmtlich zu glücklich hierüber, als daß sie das Vergnügen aus den Händen gegeben hätten. Sogar der Bräutigam entsagte freiwillig dem Reize des Hofmachens, um ein paar Stunden lang seine Huldigung einzig der Karodame darzubringen.

Am folgenden Morgen hatte der Doktor, ehe er abreiste, noch eine lange Unterredung mit Marien, die jedes Wort mit der größten Aufmerksamkeit hörte und nicht eine von den Vorschriften zu vergessen gelobte, die sie erhielt.

„Zeigen Sie sich jetzt vor Allem nur nicht empfindsam,“ sagte der Doktor zum Abschied; „denn dann kommt die Mamsell mit dem Fräulein nicht zurecht, und darf vielleicht am Ende nicht einmal bei ihr seyn. Um ihr Vertrauen vollkommen zu gewinnen, muß Mamsell Marie stark seyn, wie sie selbst ist. Kommen Sie nie mit Klagen daher, und machen Sie so wenig Fragen als möglich; aber im Uebrigen seyen Sie zärtlich und besorgt für sie, wie sie es verdient.“

„Der Herr Doktor kann sich darauf verlassen, daß ich mich benehmen werde, wie es mir zukommt! Ich will mich gewiß auf alle Art ruhig zeigen, obschon mein Herz vor Jammer brechen möchte, da ich jetzt all das Gräßliche kenne, das sie auszustehen hat."

„Ja, das muß man immer hören, obschon es ziemlich selten ist, daß das Herz denen vor Jammer bricht, die es selbst sagen. Doch werden Sie nicht ärgerlich; ich meinte es nicht böse, sondern bin vollkommen überzeugt, daß die Pflege des Fräuleins in keine bessere Hände gegeben werden kann. Aber vergessen Sie keinen Buchstaben von dem, was ich gesagt habe."

Marie wagte kein Wort mehr. Der alte derbe Doktor war gerade nicht ihr Liebling. Aber ihm gehorchen wollte sie dennoch, als ob jedes seiner Worte von Gott Vater selbst käme.

Die letzten Augenblicke des Doktors waren Isabellen selbst gewidmet.

„Und wenn Sie schreiben, Doktor, sprach sie mit nicht ganz sicherer Stimme, „so grüßen Sie ihn herzlich; aber seyn Sie nicht zu aufrichtig, was die Fortschritte meiner Krankheit betrifft."

„Ich werde wohl überlegen, wie viel ich sagen darf; doch halte ich mich nicht für befugt, ihn hinter das Licht zu führen. Und nun rufen mich andere Pflichten. Im Frühjahr werde ich, wenn das Fräulein es so wünscht, einen neuen Besuch abstatten. Bis dahin leben Sie wohl und seyn Sie überzeugt, daß Niemand eine tiefere Achtung für das Fräulein empfinden kann, als der alte Manning!"

Mit einem gegenseitigen warmen Händedruck schieden sie.

Immer schwerer und trüber wurden die Tage, immer länger und dunkler die Nächte. In Isabellens Schlafzimmer brannte während dieser langen Stunden die einsame Lampe, oft eine bleiche Gruppe beleuchtend: es

war Isabelle, die sich in ängstlicher Unruhe auf ihrem schmerzenreichen Lager hin und her warf, und Marie, welche halb entkleidet auf einem Schemel neben ihr saß, und ihr mit fester Hand, aber thränenden Augen die dunklen Tropfen reichte. Selten sprach eine von ihnen, aber ihre Blicke hatten eine vielsagende Sprache. Marie wurde Isabellen immer theurer, immer unentbehrlicher, und jene widmete ihr, die sie zugleich mit der unermüdlichen Zärtlichkeit einer Freundin und der Hingebung einer Sklavin bediente, ein an Anbetung grenzendes Gefühl.

Endlich kam ein strenger und beständiger Winter mit herrlichen, sternhellen Nächten. Da wollte Isabelle die Gardinen aufgezogen haben; und wenn der breite Silberstrom des Mondes in das finstere Gemach hereinfloß, wenn er ein schimmerndes Tuch über Isabellens Bettdecke warf, und ein paar zerstreute Strahlen mit ihren gelblichen Wangen und den dunklen schönen Haaren, die fessellos über das weiße Nachtgewand herabfielen, spielten, da beugte Marie in brünstiger Andacht die Kniee, und Isabelle, die ihre Gefühle verstand, sah empor zu dem glänzenden Sternbild des Bären und meinte auf seinen blassen Strahlen über die Wolken hinzufahren, und dann hielt sie bei der luftigen Fahrt an den Alpen, wo sie unter den Hütten am Fuße derselben diejenige aufsuchte, wo er jetzt ruhte. Sie sah ihn und küßte die Schweißtropfen hinweg, die ein angstvoller Traum auf seine Stirne gerufen hatte.

Welche große Gegensätze zeigen sich oft nicht in dem beschränktesten Raume! Isabelle und Virginie — hier eine Braut, die sich für die Bahre bereitet, dort eine andere, die sich zum Altare schmückt! Aber Virginie ahnte nicht, daß ihre Wege so getrennt von einander lagen; sonst hätte sich eine unendliche Bitterkeit mit ihrer Freude gemischt.

In der Mitte des Januars wurde die Hochzeit in Tjällstorp gefeiert. Sie war nicht glänzend; es hatten

zu viele und zu traurige Begebenheiten erst neulich Statt gefunden, um eine lärmende Lust zu gestatten, und überdieß fehlten zwei geliebte Gäste, Richard und Klas. Nichts desto weniger lachte doch ein Geist der Gesundheit und des Gedeihens aus allen Anordnungen hervor; und wenn auch die Majorin ungeachtet ihrer Zufriedenheit immer wieder hie und da einen sehnsüchtigen Seufzer in die Ferne sandte, so wirkte doch ihre wehmüthige Stimmung nicht auf das Brautpaar ein, das der Umgebung den schönen Anblick zweier überseliger Menschen darbot, die glücklich genug waren, um Alles entbehren zu können, nur sich nicht.

Als die Majorin mit zitternden Händen die Krone in das von Isabellen geschmackvoll frisirte Haar einflocht, ließ sie eine Thräne fallen, die zwischen zwei Locken hindurch sich auf Virginiens Stirne stahl. „Ach liebe Mama," sagte die junge Braut und küßte innig die Hand der Mutter, „ich bitte Dich, laß keine Thränen in meine Brautkrone fallen; denn ich fühle in mir, daß es die Krone meines zukünftigen Glückes ist."

„So glaube auch ich fest und vollkommen, mein geliebtes, theures Kind; und sey gewiß, daß das Gebet einer Mutter, das in der Brautkrone der Tochter fließt — nicht auf Felsen fällt! In diesem Augenblicke kann ich Dir nur sagen, daß ich Gott bat, Du möchtest eine ebenso gute und würdige Gattin werden, als Du eine zärtliche und liebevolle Tochter warst, und verzeih' mir nun, wenn ich heute nicht so heiter bin, als ich seyn könnte! Hier," sie legte die Hand aufs Herz, „sitzt eine Sehnsucht, die meine Virginie mir erlauben wird."

Zärtlich legte die Tochter ihre Wange an die der Mutter, ihre Thränen vermischten sich. Isabelle wandte sich ab; Niemand gewahrte die Thräne, die ihre Lippe auffsog.

Am dritten Tage nach der Hochzeit wurde der Einzug in Svärdsö gehalten. Da war es, wo Virginie, die seit zwei Monaten nicht mehr dort gewesen war, Gelegenheit

bekam, die unendliche Sorgfalt zu bewundern, die ihr Gatte angewendet hatte, um ihr all die Annehmlichkeiten zu bereiten, welche eine Heimath darbieten kann.

„Hier fehlt nichts, was zur Bequemlichkeit des Lebens beitragen kann," sagte sie, als sie allein mit ihrem Gatten die Herrlichkeit beschaute, die sie umgab, „und mit Gottes Hülfe wird es hier auch nicht an dem Besten mangeln: an glücklichen Herzen! Und auch ein dankbares Herz gibt es hier; denn jetzt, wo ich, ohne zu erröthen, mit Dir darüber sprechen kann, muß ich sagen, daß die arme Virginie wirklich eine sehr einfache und armselige Parthie für den reichen Hofmarschall war."

„Erst in Dir erhielt ich den edelsten Schatz; aber da Du jetzt so offenherzig bist" — der Graf zog sein junges Weib neben sich auf den Sopha nieder — „so sage mir, ob es wirklich möglich war, daß Du mich vor unserer Verlobung liebtest?"

„Wenn das nicht der Fall gewesen wäre," versetzte sie lachend, „so wären wir wohl nicht verlobt worden. Aber seitdem hab' ich Dich immer mehr geliebt, und von jetzt an werde ich es ganz unendlich thun; denn ich bin gewiß, daß Du mir nie eine Seite offenbaren wirst, die den Eindruck benimmt, den ich jetzt von Dir habe."

„Nein, gewiß nie, so weit es in meinen Kräften steht! Aber vergiß nicht, meine Virginie, daß Du einen alten Mann geheirathet hast! Ich hoffe zwar, daß meine Laune nie mürrisch werden wird; aber die Gesundheit kann desto übler werden, und dann mußt Du Nachsicht mit mir haben, und mir Deine Liebe nicht entziehen."

„Gewiß!" fiel sie herzlich ein und erwiederte seine freundliche Liebkosung. „Du mußt mich nicht mißverstehen! Ich weiß wohl, daß auch das glücklichste Leben seine Schattenseiten hat; aber die müssen wir mit Ergebung ertragen. Was ich sagte, bezieht sich auf Deinen Charakter und Deine Zärtlichkeit gegen mich, und beide werden unverändert bleiben. Wenn dagegen Laune und Gesundheit mit den Jahren etwas schlimm werden, so

werde ich die erstere schon aufmuntern und die letztere pflegen! Ich denke, ein Weib, das ihren Mann innig liebt, muß ihn fest ans Leben ketten; es soll ihm keine Zeit lassen, daß er merken kann, er werde alt."

Die Antwort des Grafen lag in seinem Blick, in seinem Handdruck. In diesem Augenblicke zeigte sich Isabelle unter der Thüre. Sie lächelte ihnen zu und wollte sich zurückziehen; aber beide gingen ihr rasch entgegen, und indem der Graf ihre Hand faßte und sie ehrerbietig küßte, sprach er mit bedeutungsvoller Stimme:

„Was Gott thut, das ist wohl gethan!"

„Wollte Gott," setzte Virginie heiter hinzu, „daß alle verabschiedeten Liebhaber Isabellens dasselbe sagen könnten!"

„Laß Du meine Liebhaber für sich selbst sorgen," erwiederte Isabelle in demselben Tone, „und preise dafür meine Sehergabe! Erinnerst Du Dich noch, daß ich es war, die im vergangenen Jahre das Looszziehen vorschlug, als es sich darum handelte, wer Wirthin in Svärdsö seyn sollte, und indem dieses Loos auf Dich fiel, nahm sich die Göttin des Schicksals diesen Wink zu Papier."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Januar und ein Stück vom Februar waren verflossen. Oft kam Graf M— mit seiner jungen Gräfin auf der klingenden Schlittenbahn nach Tyringsholm auf Besuch; aber es war doch ein getrenntes Leben gegen das, was es gewesen war, denn oft ist doch nicht immer. Es war ihnen so wohl zu Hause und Isabelle ließ sich nicht ferner überreden, Tyringsholm zu verlassen.

Die strenge Kälte, die auf der Reise zur Hochzeit und zum Einzugsschmaus und wieder zurück geherrscht hatte, hatte Isabellen, welche die Miene haben wollte, als könne sie jede Veränderung ertragen, in der Wirklichkeit aber nur sehr wenig ertrug, sehr wehe gethan.

Ein scharfer, kalter Nordwind erstarrte ihre Glieder und machte ihr Blut zu Eis; und kaum ein wenig Lebenswärme war noch darin, als sie, auf dem Sopha in dem rothen Kabinete liegend, hinausschaute, wie der tanzende Sonnenstrahl die rothe Gardine küßte, hinter deren Falten Richard so oft verborgen gewesen war. Ach, diese Zeit war längst dahin! aber noch lebten die Bilder, die sie in den entflohenen Tagen der Wonne gesammelt hatte, in ihrem Gedächtnisse.

Seit Ende Januars hatte sich ein stärkerer Druck auf ihr Herz gelegt, eine heimliche Unruhe, welche ihr oft von dem umschleierten Auge der Majorin wieder zurückgespiegelt wurde. Es war lange her, daß Briefe von Richard gekommen waren. Die Zubereitungen zur Hochzeit hatten das mütterliche Herz die Zeit weniger genau rechnen lassen; aber nun, da dieses Wesen vorüber war, und das heimathliche Leben wieder seinen gewöhnlichen Gang angenommen hatte, fühlte sie mit jedem Posttage, der ihre Hoffnung täuschte, eine immer fürchterlichere Angst. Doch schwieg sie, um sie nicht auch bei den Anderen zu erwecken. Der Major und auch Virginie theilten sie aber dennoch; allein keines hatte den Muth, seine Besorgniß auszusprechen, weil es ja durchaus nichts Wichtiges sey, wenn ein Brief zufällig verzögert würde.

Auf Isabellens geschwächten Kräfte mußte dieses lange Schweigen, das sie mit ernster Beredsamkeit an Doktor Mannings Aeußerung erinnerte, höchst gefährlich einwirken. Auch ließen sich die abgezehrten Züge, der starke Ausdruck eines unterdrückten Schmerzes nicht länger verbergen; doch obschon Alle sahen, daß sie hinwelkte, hielt sie gleichwohl ihre Theilnahme dadurch zurück, daß sie beständig in ihrem Wesen jene einnehmende, aber kalte Freundlichkeit zeigte, die alles Vertrauen zurückweist. Niemand wollte oder wagte sie zu fragen; denn bei der geringsten Anspielung auf ihren Gesundheitszustand, runzelte sie ihre schönen Augenbraunen auf eine Art, die

deutlich ihr Mißbehagen mit derlei Unterhaltungen aussprach.

Eines Tages sagte jedoch die Baronin mit dem Rechte, das eine Mutter hat, sich nicht abweisen zu lassen (obschon, was die Baronin betrifft, dieses mütterliche Recht etwas spät in Anspruch genommen wurde): „Liebes Isabellchen, wir müssen einen Arzt holen lassen, oder vielmehr wir müssen nach einer Stadt ziehen, wo Du täglich diejenige Pflege erhältst, welche Deine geschwächten Kräfte erfordern. Wahrhaftig, das muß geschehen! Mein Gewissen erlaubt mir keine längere Nachgiebigkeit."

Es lag eine so herzliche und ängstliche Unruhe in diesen Worten der Mutter, daß sie sogar einigermaßen auf Isabellen einwirkten. „Meine beste Mama," sagte sie tröstend, „ich brauche hier zu Hause Arzneimittel. Aber glaube mir, ein Zug jetzt mitten im Winter würde mir sehr schädlich seyn. Im Frühjahr kommt Doktor Manning hieher, und falls er mir eine Aenderung des Aufenthaltorts anräth, so werde ich gewiß nicht dagegen seyn. Aber jetzt ist es unmöglich, und deßhalb, Mamachen, wollen wir weder von dem einen, noch dem andern sprechen!"

Die Baronin, die sich niemals durch Hartnäckigkeit in Ausführung ihrer Entschlüsse auszeichnete, und überdies fürchtete, daß eine Winterreise Isabellen wirklich schädlich seyn könnte, gab endlich nach, indem sie sich mit der Ueberzeugung tröstete, daß sie wenigstens gethan habe, was ihre Pflicht erforderte, und daß weiter nichts zu thun sey, da Isabelle gewiß die verordneten Heilmittel mit der größten Genauigkeit gebrauche. Im Frühjahr wollte sie sie jedoch bestimmt zu einem Zuge bereden.

Inzwischen wurde Tyringsholm immer einsamer. Während des Winters selbst, wo die landwirthschaftlichen Geschäfte ruhten, fand es der Major angenehmer, auf seinem kleinen Tjällstorp zu sitzen. Die Majorin zog wohl hin und her, und bisweilen kamen auch Nachbarn

auf Besuch, die der Oberst während seiner Glanzperiode kaum über die Achsel angesehen hatte; aber dessen ungeachtet gab es viele Tage, wo die Baronin und Isabelle in vollkommener Einsamkeit lebten; denn der Vorschlag der Ersteren, daß ihre Tochter eine Gesellschaft dann nehmen oder eine von ihren alten Stockholmer Freundinnen auf einen längeren Besuch einladen sollte, war von Isabellen durchaus zurückgewiesen worden. In den letzten Wochen hatte sie sogar nicht die geringste Lust nach irgend einer Gesellschaft vermerken lassen; und obschon sie weder mißtrauisch erschien, noch sich genirt zeigte, wenn die Einförmigkeit unterbrochen ward, so las doch Marie in ihrem Blick eine größere Zufriedenheit, wenn sie sich keinen Zwang auferlegen durfte. Sie brachte beinahe ganze Tage in dem rothen Kabinete zu, und hatte sich ein Zimmer in der Nähe als Schlafzimmer einrichten lassen.

Es war den achtzehnten Februar Abends gegen sechs Uhr. Die Baronin war in Gesellschaft der Majorin nach Svärdsö gereist, und Marie auf ihr eigenes Zimmer gegangen, um eine Weile mit ihrer Mutter zu sprechen, die auf Besuch angelangt war. Ein Bedienter, der sich im äußern Zimmer aufhielt, hatte lange Zeit vergebens gewartet, ob das Fräulein nach Licht schellen würde. Schon war völlige Dämmerung eingetreten, ohne daß dieses Signal gegeben ward, und ungerufen — Isabelle genoß eine tiefe Achtung von dem Dienstpersonale — wagte er es nicht, einzutreten.

Den Kopf auf den Ellbogen gestützt, lag Isabelle auf dem Sopha, in Gedanken versunken, deren Tiefe und Ernst sie die Zeit und die Finsterniß um sie her hatte vergessen lassen. Es war einer jener naßkalten Winterabende, wo der Mond, obschon neu, kaum seinen grauen Mantel abwirft. Doch gewährte er jetzt einen hinreichenden Lichtschimmer, um die Gegenstände gewahr werden zu lassen. Auf dem Tische vor Isabellen lag das neue Testament aufgeschlagen; und in den Blicken, die sie hie

und da durch das Fenster hinauf nach dem umschatteten Firmamente warf, lag jener denkende Ausdruck, der zwar eine starke Spannung der Seele, aber kein kränkliches Brüten verräth. Isabelle hatte sich besonders in der letzteren Zeit, wo die Stürme der Leidenschaften in immer entfernteren Abständen erdröhnten, viel mit dem Nachsinnen über die religiösen Wahrheiten beschäftigt, die den Grund ihrer Hoffnung für eine Fortdauer des Lebens bildeten; und wenn sie auch manchmal den Weg in dem endlosen Labyrinthe verlor, zündete sie doch bald wieder an der Flamme des Glaubens ihre Fackel an, und drang mit dieser immer tiefer, bis sie mit bebendem Schauer sie wieder verlor, und in einem endlosen Dunkel dastand. Aber sie blieb nicht stehen. Sie suchte immer fort, und noch einmal rollten die Nebel hinweg, und sie fand ihre leitende Leuchte wieder, um sie immer erlöschen zu sehen. Ihre Gedanken waren jetzt ruhig und befriedigt; sie wußte, was sie glaubte, was sie hoffte, und sie hätte die ganze volle Seligkeit genießen können, die einem gläubigen Christen bei seiner Vorbereitung zum Tode sich darbietet, wenn nicht ein irdisches Band, trotz all ihres Bemühens, sich davon los zu reißen, ihre Seele noch gefesselt gehalten hätte.

Allmählig gingen Isabellens Gedanken von der Religion auf den einzigen Gegenstand über, der zunächst ihre ganze Aufmerksamkeit in Beschlag nahm.

Noch einmal erlaubte sie sich die Wonne, in Gedanken all die heitern Stunden zu durchgehen, wo er dort auf dem Tabourete neben ihr oder auf dem Schemel zu ihren Füßen gesessen war. Sie sah ihn, wie er war, als das Leben sich ihm noch in lachenden Farben zeigte, sie hörte ihn von der Freude sprechen, der „rosigen, herrlichen Gabe,“ die er so sehr, so warm liebte. Ach, seine eigene Seele war ja auch so fröhlich, er liebte das Leben, bis das Leben ihn um alle seine Hoffnungen betrog! Aber bei der Zeit der Betrübniß weilte Isabelle nicht lange; sie sah Richards Bild in seiner

schönsten Zauberkraft, frisch und strahlend. Da fiel zufällig ihr Blick auf die halbgeschlossene Thüre, und mit Empfindungen, die Isabellens starker Seele sonst fremd waren, meinte sie eine Gestalt wahrzunehmen, die in dem schwachen Mondlicht zwar wie Richards aussah, aber es doch nicht war; denn das Gesicht, auf das ihre Augen, wie festgeheftet, schauten, hatte keine Lebensfarbe. Ueberzeugt, daß die Einbildungskraft, der sie stets mißtraute, ihr hier ein Trugbild vorgaukelte, schloß sie die Augen; aber auch durch die gesenkten Wimper sah sie denselben Gegenstand. Ein tiefer Seufzer entfuhr ihren Lippen, und unbeschreiblich war ihr Gefühl, als dieser Seufzer in einem noch dumpferen Tone erwiedert ward. Indem sie sich anstrengte, vermochte sie den Blick fest nach der Thüre zu richten, und es war ihr nicht länger möglich, an eine Täuschung der Phantasie zu glauben; die Gestalt stand da, aber die eingesunkenen Augen, die bleichen Lippen, gehörten dem Tode an. Das Blut erstarrte in Isabellens Adern; sie hatte nur Einen Gedanken: Richard war ihr vorangegangen, und sein Geist war gekommen, sie zu besuchen. Unwillkührlich streckte sie die Arme aus, und flüsterte leise: „Richard!“

Aber o Gott, ihre Sinne schwindelten! Dieses Wesen, das nun hervorstürzte, das sie an ihr Herz drückte, war kein unkörperliches Ding. Nein, es war wirklich Richard, Richard, mit dem in sieben Monaten diese unglaubliche Verwandlung vor sich gegangen war.

„Richard, bist Du es, Du — ja, Du bist Richard!“ Isabelle bekämpfte ihren Schmerz beim Wiedersehen des Geliebten nicht.

„Ja, Isabelle, hier hast Du mich wieder! Ich stand unter der Thüre, denn ich glaubte, Du schliefest. Ein Mal, es ist schon lange her, fand ich Dich auch in diesem nämlichen Zimmer schlafend, aber da war Vieles anders, vor Allem Du! Vergib, vergib, wenn ich Dich erschreckte, aber ich ward von einer tödtlichen Angst er-

griffen, als ich sah... Isabelle, Du bist nicht mehr Du — und doch noch immer Du für mich!“

„Mich ergriff ein gleiches Gefühl, Richard! Wir können uns in einander spiegeln!“

„Und das wollen wir auch thun, denn es ist jetzt am besten, allen andern Spiegeln zu entsagen. Ich war so lange fort, als ich vermochte; laß uns jetzt diese letzte Zeit noch zusammen seyn! Sage, daß Du mich hier duldest? Willst Du mich nicht sehen, so laß mich doch wenigstens auf Deiner Schwelle liegen und nach Deinem Athemzug lauschen! Ich bin nicht im Stande zu leben, wenn ich ihn nicht bisweilen hören darf, und ich habe keine Lust am Sterben, so lange Du noch hier bist.“

„Bleibe, Richard, bleibe jetzt immerhin bei mir! Wir werden einander trösten! Aber ach, wie sehr hatte ich mich nicht bei dem Gedanken gefreut, daß Du Deinen Kummer männlich trügest!“

„Männlich!“ wiederholte Richard, und über seine Lippen flog ein Lächeln, das weder bitter noch schmerzlich, aber voll tiefen Vorwurfs, und beredter als jede andere Vertheidigung war. „Weißt Du wohl, Isabelle, wie ich gekämpft habe? Nein, das weißt Du nicht, und brauchst Du nicht zu wissen. Aber nur dies will ich Dir sagen: ich wäre nicht wieder gekommen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Sturm meiner Liebe Deine Ruhe nicht mehr stören wird. Ich kann Dir jetzt nahe seyn, ohne daß Du je davon reden hören sollst, daß es einmal eine Zeit gab, wo ich der Sklave einer wahnsinnigen Leidenschaft war. Jetzt bin auch ich ruhig.“

Und es war Ruhe in seinem Tone, Ruhe in seinem Aeußern; aber er that wohl daran, nicht zu erwähnen, wie es innen aussah. Er wollte vor ihren Blicken diese Welt der Leidenschaften verbergen, und er würde sich selbst verachtet haben, wenn er gekommen wäre, um einen Blick des Mitleids zu erbetteln. Nein, das war es nicht, was er wollte. Er wollte nichts, als ihr beim letzten Kampfe nahe seyn.

„Vergib mir, Richard! Ich fühle, daß ich Unrecht hatte,“ flüsterte Isabelle mit weicher Stimme; aber Du kannst auch jetzt ganz ohne Gefahr bei mir seyn. Hast Du mich recht betrachtet?“ Es war ein verzweifelter Versuch zu scherzen, und er mißlang auch vollkommen. Sie wandte sich weg, und der Mond vertheilte seinen blassen Schein über diese zwei Wesen, die bei seinem Lichte übereinander weinten. Er sank am Sopha auf die Kniee nieder, und lehnte sein Haupt an ihre Schulter, und sie, der qualvollen Seligkeit der Minute nachgebend, ließ ihren Arm um seinen Hals sich schlingen. Wenn sie ihn betrachtete, meinte sie gewiß zu seyn, daß ihre Nähe ihm nicht mehr Schmerzen bereiten könnte, als ihre Abwesenheit. Schlimmer als es war, konnte es nicht werden; und warum also ihnen Beiden die kurze Glückseligkeit einiger flüchtigen Stunden versagen?

Fast eine Viertelstunde verging so, ohne daß Eines den Muth hatte, den Frieden des Augenblicks durch eine Erinnerung an die Vergangenheit oder die Zukunft zu stören. Da regten sich leichte Schritte auf dem Fußteppich, und ein Ausruf von Marien sprach ihre Bestürzung darüber aus, einen Mann in dieser Stellung an Isabellens Seite zu finden; und ihr Erstaunen, obwohl sie es zurückhielt, vermehrte sich noch, als sie fand, daß es Richard war, aber mehr einem Gespenst, als einem Menschen ähnlich.

„Kennt mich Marie nicht mehr?“ sagte er und ging ihr entgegen.

Die wohlbekannte Stimme und der Druck seiner Hand erhöhten noch Mariens schmerzliche Rührung: „Ach,“ erwiederte sie leise, „der Herr Lieutenant war nicht gut wieder zu erkennen! Was wird die Frau Majorin sagen!“

Richards überreizte Gefühle, die sich bisher an einen einzigen Gegenstand festgebunden hatten, erhielten durch diese Worte einen neuen Berührungspunkt. „Meine Mutter, meine gute Mutter, ist sie hier?“

„Nein, aber sie kommt heute Abend, mit der Baronin; sie sind jetzt in Svärdsö."

Richard schien eine große Last dadurch abgenommen zu seyn, daß er nicht gleich im Augenblicke den ängstlichen Blick der zärtlichen Mutter begegnen mußte.

„Gott sey Dank," sagte er; „ich bekomme so doch ein wenig Zeit, um mich zu erholen! Virginie kommt wohl auch mit?"

„Vielleicht weiß der Herr Lieutenant nicht, daß das Fräulein schon vermählt ist? Bis morgen erwarten wir hier den Grafen und die Gräfin. Wie werden die überrascht seyn! Doch jetzt laufe ich nach Licht; es ist recht unheimlich hier innen. Und darf ich nicht auch den Thee hereinbringen?" Diese Frage wurde an Isabellen gestellt, mit der Marie aus einem gewissen Zartgefühle oder Instinkt nicht früher hatte sprechen wollen, als bis sie sich auf die, wie Marie meinte, unangenehme Störung erholt hätte.

„Ja wohl, Mariechen, Du hast recht! Mondschein und Finsterniß machen uns schauerlich. Komm Du mit Beleuchtung und Thee. Ich will Richard selbst bedienen."

„Verzeihen Sie," fragte Marie, und blieb erröthend an der Thüre stehen; „der Herr Lieutenant hat wahrscheinlich nicht" ...

„Nein, Mariechen, ich habe Klas Malchus nicht begegnet, seit wir uns vor meiner Schweizer Reise trennten; aber seine Briefe sagen mir, daß er sich vollkommen wohl befindet."

„Nun, Gott sey Dank!" sagte Marie, und eilte hinaus.

Mit gekreuzten Armen stand Richard jetzt vor dem Sopha. Isabelle sah nicht auf; aber sie fühlte dennoch den mächtigen Einfluß seiner Nähe, und vor diesem Einflusse zitternd, bemühte sie sich, das Gespräch von Allem abzuwenden, was ihr eigenes Verhältniß berührte. „Du siehst in Marie," sprach sie, „die Theilhaberin an

meinen Geschäften, meinen Schmerzen und meiner Freude. Sie ist eine passende und glückliche Gesellschaft für Jemand, der ein solches Halbleben führt, wie ich.“

„Sie besitzt Dein ganzes Vertrauen?“

„Vollkommen!“

„Gott sey Dank, daß Du Jemand gestattet hast, Dich zu pflegen! Aber von nun an werde ich dieser Jemand seyn! Diesen traurigen Trost darf mir Niemand nehmen; denn wisse, Isabelle, auf der langen, oft schweren Hinreise habe ich nur von dieser Hoffnung gelebt.“

„Und doch, mein theurer Richard, siehst Du aus, als ob Du ebenso sehr, wo nicht mehr, eine Pflege bedürftest als ich. Du mußt durch die Fahrt in der kalten Jahreszeit gräßlich gelitten haben?“

„Ich erinnere mich dessen nicht mehr; und wenn ich eine Zeit lang bei Dir gewesen bin, werde ich wieder ganz recht werden.“

Marie trat mit dem Lichte herein, und gleich darauf stand die einladende Theeplatte auf dem Tische zwischen Isabellen und Richard. Beider Gesichter kamen Marien, wenn sie sie von der Seite betrachtete, beim Kerzenschein noch abgefallener vor. Und sie selbst mußten dasselbe gefunden haben, denn kaum hatten ihre Blicke einander gesucht, als sie sich wieder scheu senkten.

„Wie kamst Du so unbemerkt herein, hörte Dich Niemand?“ fragte Isabelle, während sie die Tassen ordnete.

„Ja, Stensson war außen; aber ich behielt es mir vor, mich selbst anzumelden. Hier ist es ja überdieß so menschenleer, daß man nicht fürchten darf, irgend Jemand zu begegnen. Tyringsholm ist schon sehr verändert; bald wird es wieder so seyn, wie es beim Tode des seligen Großvaters war, und die lange Reihe von Prachtzimmern, die der Onkel so wohl ordnete, wird wohl lange in ungestörter Ruhe schimmeln und modern,

ehe sie noch einmal von frohen Menschenstimmen bei einem muntern Gelage belebt wird."

Ein leiser Seufzer von Isabellens Lippen beantwortete seine Vermuthung. Dann herrschte ein paar Minuten lang Stillschweigen.

„Trinke Deinen Thee, guter Richard" — sie kostete ihre eigene Tasse — „er wird Dich erwärmen und Dir gut thun!"

„Das glaub' ich kaum," meinte er, und betrachtete sie mit einem unsäglich traurigen Blicke. „Ich kann nicht anders, ich muß daran denken, wie oft Du mir in demselben Kabinete zu einer andern Zeit den Thee einschenktest. Wie schmeckte er nicht damals! Ein fröhlicher Scherz lag in jedem Tropfen. Ach, Isabelle, sind es denn heute dieselben Personen, die in demselben Zimmer an demselben Tische sitzen? Scherz und Freude sind erfroren, und doch willst Du, daß der Thee mir schmecken, daß er mich wärmen, mir gut thun soll!"

„Bin denn nicht ich es, die Dich auch jetzt bedient?" sagte sie mit sanftem Vorwurf.

„Ja, das ist wahr, und deßhalb muß wohl auch der Thee noch eine seiner alten Eigenschaften haben."

Aber aller Wahrscheinlichkeit nach waren diese Eigenschaften für immer zur Ruhe gegangen; denn beide tranken schweigend den gedächtnißreichen Trank, und als Richard die Tasse zurückstellte, ward er von Gefühlen ergriffen, die ihm nicht länger erlaubten, sich zu beherrschen. Er trat hinaus in das andere Zimmer, schloß die Thür, und warf sich auf den Sopha nieder.

Wo war jetzt Richards scheinbare Ruhe? Weit, weit von ihm entfernt! Und was war diese Ruhe an sich selbst anders als ein neuer Beweis für den Satz, daß hunderttausend gute Entschlüsse nicht fähig sind, einer einzigen Stunde der Versuchung zu widerstehen. Sieben Monate lang hatte Richard mit festem Willen und beharrlicher Kraft dem Vorwärtsschreiten des Ue-

bels entgegen zu arbeiten gesucht und endlich sich überzeugt, daß er jetzt mit hinreichender Kraft für ein Wiedersehen ausgerüstet sey, ein Wiedersehen, das dauern sollte bis zur langen Trennung. Doktor Mannings Antwort auf seinen Brief, worin dieser Isabellens gefährlichen Zustand nicht verheimlicht hatte, befestigte seinen Entschluß heimzukehren. Das Ziel dieses unruhigen Strebens war jetzt erreicht; er hatte sie wieder gesehen, nicht mehr die blendende, aber die noch immer schöne Isabelle, immerhin sie, und die erste Viertelstunde, die er in ihrer Gesellschaft zugebracht hatte, war schon mehr als genug, um ihn zu überzeugen, daß sie selbst noch im Tode dieselbe Gewalt über ihn ausüben würde.

Aber ihre Ruhe durfte nicht gestört werden. Er hatte sich selbst getäuscht, sie durfte jedoch nicht auch getäuscht werden; denn im ersten Momente des Wiedersehens hatte er sie ja versichert, daß er nicht gekommen sey, um durch den wahnsinnigen Ausbruch seiner Leidenschaft ihren Frieden zu erschüttern, und jetzt galt es Wort zu halten. Lange war sein Kummer ein tiefer und verborgener gewesen; jetzt wurde er laut. Er unterhandelte mit dem Herzen, und das Herz wehrte sich nicht sehr dagegen: es war beinahe zu Asche verbrannt.

Und was sollen wir jetzt von Mutterfreude, von Mutterangst erzählen? Beide spiegelten sich mit lebendigen Farben in den Zügen der Majorin, als sie stumm vor Schreck und Erstaunen den Sohn an ihre Brust drückte. Wie süß war es ihr, ihn nahe zu haben, und wie schrecklich bitter, zu sehen, wie diese kurze Zeit sein äußeres sowohl als inneres Leben verheert hatte! Eine Mutter, die ihren hoffnungsvollen, gesunden, frohen und lebenswarmen Sohn in einen Schatten verwandelt, diese junge Kraft, auf die sie so manche schöne und reine Hoffnung gebaut hatte, in ihrem Entknospen gebrochen, sein ganzes Vermögen, all' seine Kräfte, die Seele seines Wesens, ja sogar die Lust am Leben, vernichtet und von einer einzigen Leidenschaft verschlungen sieht — eine

Mutter, die all' das mit ansehen muß, leidet bittre, verzehrende Qualen — Qualen, mit denen nur wenige sich messen können.

Am folgenden Morgen kamen Vater, Schwester und Schwager. Alle suchten ihr Erschrecken zu verbergen; aber Keinem gelang es recht, denn die Tagesbeleuchtung war für Richards Aussehen nicht vortheilhafter als der Mondschein und die Dämmerung. Ein Kummer zuckte durch Aller Herzen; und da er freundlich, aber bestimmt die dringenden Bitten sowohl der Mutter als Virginiens abschlug, daß er in Tjällstorp oder Svärdsö ausruhen möchte, wurden ihm ein Paar Gastzimmer hergerichtet; denn er wollte die im Flügel nicht mehr haben, welche er früher bewohnt hatte.

„Du hast uns noch keinen freundlichen Glückwunsch geschenkt!" sagte Virginie und führte ihn an ein Fenster.

„Dieses Versäumniß mußt Du verzeihen, gute Virginie! Ich habe mich in all diese neuen Verhältnisse noch nicht recht finden können. Aber Du wirst doch gewiß nicht bezweifeln, daß in meinem Herzen schon längst das wärmste Gebet für Dein und Deines Gatten Glück gehalten worden ist?"

„Und doch willst Du nicht kommen und unser Glück sehen! Brächte ich Dich nur mit nach Svärdsö — hier ist es nicht gut für Dich!"

„Tyringsholm ist meine Heimath, Virginie, und darum will ich hier seyn; aber bald werde ich auch die Deinige sehen."

„Nun, so versprich mir, morgen mit uns zu gehen!"

„Nein, nicht so schnell, meine geliebte Schwester! Du wirst wohl bemerken, daß Isabelle" — er flüsterte leise — „nicht mehr viel übrig hat. Wie magst Du also begehren, daß ich, nachdem ich diesen ungeheuren Weg zurückgelegt habe, um bei ihr seyn zu dürfen, aus freien Stücken sie wieder allein lassen sollte?"

„Was um Gottes Willen sagst Du?" stammelte

Virginie. „Sie hat nicht mehr viel übrig? O es ist zu seltsam, daß ein Weib so seyn kann wie sie! Glaubst Du, wir erfahren etwas von dem, was ihre Seele verbirgt? Und ich meine doch, sie sollte in dieser Beziehung nicht eigensinnig seyn. Wir hätten mehr Vertrauen verdient!" Virginie trocknete schnell einige hervorquellende Thränen.

„Du beurtheilst sie falsch!" sagte Richard. „Sie hat Euch und sich selbst den Schmerz solcher Geständnisse ersparen wollen, die zu weichlich und weibisch für ihr starkes Gemüth gewesen wären. Ich habe lange ihren Zustand gekannt, lange ehe ich abreiste, und mit dieser zehrenden Angst in meiner Brust, mit dieser Furcht, der Tod möchte sie vor meiner Rückkehr hinraffen, habe ich mich umhergeschleppt, und niemals, Virginie, habe ich eine Sekunde Ruhe genossen."

Von düstern Ahnungen ergriffen drückte Virginie seine heiße Hand zwischen den ihrigen. „O, wenn ich ihr Herz verstünde!" sagte sie.

„Das stolzeste und schönste, das noch je in der Brust eines Weibes lebte!"

„Aber ist es auch warm?" hätte Virginie gerne gefragt; aber sie schwieg. Weder sie noch Richard wußte, wie warm dieses Herz schlug.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Und die Sonne ging auf und die Sonne sank nieder, und mit jedem Male, daß sie kam und ging, nahm sie einen Lebensfunken aus der immer bläßer werdenden Isabelle mit fort, die jedoch noch immer, als das Laub schon wieder neue Knospen trieb, auf ihrem rothen Sopha saß, und die wiederkehrende Jugend des Frühlings begrüßte. Und wer saß den langen Winter über treu und unermüdlich ihr zur Seite, wer anders als Richard, der nicht mehr von Liebe sprach, aber in jeden Blick, in

jede Bewegung einen Funken dieser mächtigen Flamme legte, die selbst am Rande des Grabes nicht erlöschen konnte!

Aber Niemand möge mit dem Gedanken an diesen Winter die Vorstellung von einem dumpfen, düstern und beängstigenden Krankenzimmer, von Arzneigeruch, Seufzern und Klagen verbinden — o nein! Isabelle wollte ein frisches Leben um sich sehen, so lange sie selbst zu fühlen vermochte, daß sie darinnen stand. In ihrem rothen, luftigen und sonnenhellen Kabinete umgab sie sich mit allem Andern, nur nicht mit dem, was Todesbetrachtungen hervorrufen konnte; diese behielt sie für ihre einsamen Stunden auf, für ihre schlaflosen Nächte. Sie selbst war jeden Tag mit einer beinahe größeren Sorgfalt gekleidet, als damals, wo sie zum ersten Mal nach Tyringsholm kam, und in der Wahl ihrer Farben sah sie stets sehr darauf, daß sie so wenig grell als möglich gegen den veränderten Ausdruck ihrer Schönheit abstachen, denn die Schönheit war nicht fort, obschon sie einen andern Charakter angenommen hatte. Die Fenster in ihrem Lieblingszimmer enthielten einen ganzen kleinen Garten von allerlei herrlichen Blumen, unter deren duftenden Blättern ein Paar Kanarienvögel spielten und ihre muntern Gesänge anstimmten. Sie waren ein Geschenk von Richard, und machten, wenn er einmal fort war, ihre liebste Gesellschaft aus.

Das Verhältniß zwischen Richard und Isabellen selbst hatte das Düstere und Wehmuthsvolle abgelegt, was den ersten Abend ihres Wiedersehens bezeichnete, als die schmerzliche Ueberraschung durch ihre gegenseitige Veränderung so gräßlich auf ihre Herzen einwirkte. Bei dem täglichen Anblick verschwand jedoch dieser Eindruck; und wie Isabelle unvermerkt die alte scherzhafte Vertraulichkeit wieder annahm, die früher zwischen ihnen Statt gehabt hatte, so trat auch Richard wieder in jenen glücklichen Charakter eines „Alles in Allem" zurück, in jenes Mittelding zwischen Vetter, Freund, Bruder und

Liebhaber, jedoch ohne daß eine dieser Rollen sich eines Vorzugs vor der andern rühmen konnte; und es gab Augenblicke, wo Beide sich glücklich fühlten, ungeachtet der Gewißheit dessen, was ihnen bevorstand, Etwas, wovon sie jedoch nie sprachen.

Isabellens letzte Arbeit war eine Reiseschärpe für Richard, und während sie daran band, unterhielt er sie mit Beschreibungen von dem, was er sich von seinem Aufenthalte in der Schweiz erinnerte, oder las er ihr vor, wobei er sich jedoch oft die Freiheit nahm, die Kissen glatt zu streichen, gegen die sie sich bisweilen zurücklehnte. Wenn aber dieses Glätten etwas gar lange dauerte, sagte Isabelle lächelnd, fast mit ihrer alten, kleinen Koketterie: „Seyn Sie so gut, mein feiner Herr, und streichen Sie nicht alles Haar von den Kissen weg, sondern schieben Sie dafür den Schemel mehr her, und lesen Sie dann ohne Unterbrechung weiter!"

Richards Blick strahlte bei solchen Worten von einer Flamme, die an die hingeschwundene Zeit seines Glückes erinnerte. Er sah nicht, wie durchsichtig die Hand war, die er ergriff und mit seinen Küssen wärmte.

Er hatte die Augen zu und merkte nicht, wie die Sonne aufging und niedersank.

Wieder säuselte es in den Kronen der Linden, und noch spann Isabellens Norne an dem Faden zwischen dem Traume des Lebens und dem des Todes; aber Alle sahen, daß die Spindel bald voll war.

Die zunehmenden Leiden wollten sie immer mehr beherrschen, und noch widerstand sie ihnen; denn wenn sie für immer genöthigt war, ihren Sopha in dem rothen Kabinete zu verlassen, dann mußte sie auch Abschied von Richard nehmen, und wenn der Augenblick kam, wo der Körper die Herrschaft über den Geist erhielt, da wollte Isabelle von Niemand gesehen werden, der unter ihren Qualen mitzuleiden hätte.

Seit drei Tagen litt sie fürchterlich. O es war so schwer, diesem so unaussprechlich geliebten Freunde Lebe-

wohl zu sagen, dessen angstvoller Blick sie bat: „Geh' nicht, geh' nicht!" Und sie zögerte, zögerte um seinetwillen, um durch diese grenzenlose Anstrengung seine Stärke zu belohnen, eine Stärke, die ihn während dieses ganzen zugleich so seligen und furchtbaren Winters nicht verlassen hatte, und ihm noch jetzt Kraft gab, die Qualen zu bergen, die seine Seele durchglühten.

Aber jetzt fühlte Isabelle ihre Stärke erschöpft. Am vierten Tage, als Doktor Manning, durch Briefe herbeiberufen, sich einfand — es war sein zweiter Besuch seit dem Herbste — vermochten ihre zusammengepreßten Lippen kaum den Ausbruch des Schmerzes zurückzuhalten.

„Jetzt wird es doch ausgehen?" sagte sie zu dem Doktor, und ihre Blicke flehten um Bekräftigung dieser Hoffnung.

Sie waren allein.

„Und das Fräulein wünscht es aufrichtig?" Manning faßte gerührt ihre feine, kraftlose Hand.

„Von ganzer Seele!"

„Dann kann ich dem Fräulein auch den Trost geben, daß nur noch wenige Zeit übrig ist. Bald ist nichts mehr zum Abzehren da."

„Sagen Sie mir, wird dieser Zeitpunkt ebenso schrecklich seyn, wie es jetzt ist — vielleicht gar noch schlimmer?"

Der Doktor schüttelte schweigend den Kopf.

„Seit zwei Jahren," sagte sie, „habe ich gelitten und in der letzten Zeit mehr, als ich beschreiben kann. Wissen Sie nichts, Doktor, das diesen Schmerz betäuben könnte? Geben Sie mir nur einen Tag Ruhe, damit ich klar zu denken vermag!"

„Das will ich thun! Es ist ja doch alle Hoffnung vorbei!" Der Doktor sagte das Letztere gleichsam für sich selbst.

Isabelle drückte ihm mit einem dankbaren Blicke die Hand. „Also bald!" flüsterte sie.

In der Nacht, die auf diesen Tag folgte, schlief

Isabelle ruhig, nachdem sie das zubereitete Arzneimittel eingenommen hatte, und erwachte in einem Zustande, der im Vergleich mit dem der vorhergehenden Tage himmlisch genannt werden konnte. Sie wollte aber auch die Ruhe dieser Stunden wohl benutzen, zuerst zu einer Unterredung mit ihrer Mutter und dann zum Abschied von ihm.

„Meine gute Marie," sagte Isabelle, als ihr diese wie gewöhnlich beim Flechten des reichen, weichen Haares half, „ich will heute zum letzten Male Toilette machen! Ziehe mich gut an, und bringe eines von meinen weißen Kleidern, das mit der schönsten Spitzengarnirung! Vielleicht sollte ich eigentlich kein weißes nehmen" — sie warf einen prüfenden Blick in den Spiegel — „aber es paßt doch am besten. Wie meinst Du, daß ich heute aussehe?"

Marie wandte sich um, und that, als sey ihr der Kamm hinuntergefallen, um ihre Thränen zu verbergen.

„Mache Dir nicht so viel Mühe, Marie, ich sehe doch im Spiegel, was Du verheimlichen willst. Du meinst also wohl, ich sehe ungefähr aus wie eine wandelnde Leiche? Ja, ich bin sehr blaß; aber wenn ich spreche, findet wohl hie und da ein Blutstropfen den Weg nach der Wange. Liebes Mariechen, streiche das Haar besser nieder! Gib mir den Kamm, so kann ich es selbst frisiren, wie ich es haben will! Siehst Du, jetzt ist es besser — jetzt zeigt sich der gelbe Fleck nicht so viel."

Der Haarputz war vollendet, und dann zog sie ein weißes Unterkleid an, und darüber den offenen, weiten Rock, der sich in luftigen, weichen Falten um die noch immer graziöse und hochgestaltete Figur schmiegte.

„Diesen Anzug," sagte sie, „sollst Du zu meinem Gedächtnisse bewahren, Marie: er ist Dein! Aber da ich jetzt noch über Alles zu sprechen im Stande bin, was mir am Herzen liegt, so fordere ich Dir ein Versprechen, ein heiliges Versprechen ab, das Du nicht

brechen darfst. Deiner Obhut vertraue ich meinen Leib an, wenn der Geist dahin ist, und Du wirst dieses Vertrauen dadurch vergelten, daß Du von dem Augenblicke an, wo meine Augen sich schließen, Niemand erlaubst, mich zu sehen, außer dem Doktor und Deiner Mutter. Die Wissenschaft verlangt es, daß Manning ein Paar Stunden mit mir sich abgeben darf; aber wenn Du dann den weißen Schleier über mein Gesicht gebreitet hast, so soll ihn Niemand mehr lüften, vor Allen Richard nicht! Ich verbiete Dir, ihm eine Gelegenheit zu lassen, wo er mich todt sehen könnte!"

„Ach Herr Gott, fordern Sie kein soches Versprechen von mir! Wie kann ich ihn davon zurückhalten?"

„Nein, liebe Marie, das erlasse ich Dir nicht! Du sollst den Schlüssel zu dem Leichenzimmer haben, und sage ihm, daß es mein Wille gewesen sey! Ich glaube nicht, daß er ihn übertreten wird. Und laß uns jetzt von etwas Anderem sprechen, von Deinem Glück!"

„Ach!" fiel Marie ein, „wie kann ich jetzt daran denken!"

„Es wird durch meinen Hingang schöner aufkeimen. Ein Charakter wie Klas setzt keinen Werth in den Reichthum, bedarf ihn aber doch, da er sich nicht daran gewöhnen kann, sich mit dem Gedanken, den ein armer Mann mit Familie nie außer Augen lassen darf, näher zu befreunden, mit dem Gedanken nämlich: Arbeit um das tägliche Brod. Da er nun mein Vermögen erbt, wird er auch ohne das Fideicommiß ein wohlhabender Mann, und mit Dir, Marie, ein glücklicher Mann. Dein Herz ist so gut, Dein Verstand so ruhig und gesetzt. Du passest in der That so gut zu ihm, daß Niemand es besser könnte. Versprich mir auch, Nachsicht mit seinen Eigenheiten zu haben, die wohl mit den Jahren zunehmen werden, mache ihm das Leben theuer und froh, und erhalte mich in seinem Gedächtnisse!"

Maria war zu gerührt, um etwas erwiedern zu können.

„Und jetzt laß mich einmal Dir danken für das, was

Du mir seit einem ganzen Jahre warst! Du hast Dir meine ganze schwesterliche Liebe gewonnen, und ich bin gewiß, daß Du Dich in mancher mondhellen Nacht an die erinnern wirst, die wir mit einander durchwacht haben. Doch ich will Dich nicht weiter aufregen! Jetzt, Marie, wirst Du unserer armen Mutter Alles seyn, bis Klas kommt und euch Beide in seine Arme schließt... Aber geht nicht die Thüre außen? Ach, sie erwarten mich; es ist gewiß Richard! Gib mir meinen rothen Shawl!"

Und rasch goß sie, dieß war immer das Letzte, ein Paar Tropfen einer wohlriechenden Essenz in ein mit Wasser gefülltes Krystallgefäß; und nachdem sie ihre weißen Hände darin gebadet hatte, empfing sie von Marien die blitzenden Ringe, und es machte ihr sogar bei dieser letzten Toilette Vergnügen, sie zierlich zu ordnen.

Einige Zeit später, an demselben Vormittage, finden wir sie wieder auf ihrem Lieblingssopha liegend, und übergossen und verklärt von dem magischen Schimmer, den die Sonne durch die herabgelassenen rothen Vorhänge warf. Ihr blasses Gesicht strahlte von einer Klarheit, schöner als Worte es ausdrücken können. Es war der hohe Frieden der Seele, der sich in dem Himmel des Auges, in dem sanften Lächeln der Lippen offenbarte; und ihre Freundlichkeit gegen Alle, die ihr nahten, war so wärmend, so fesselnd, daß sie zum ersten und letzten Male zu einer innigen, aufrichtigen Vertraulichkeit einlud. So erschien sie ihnen vollkommen. Sie liebten sie doppelt, um sie doppelt vermissen zu müssen.

Richard war noch nicht erschienen. Er war eine Stunde ausgegangen, um sich Muth zum letzten Streite zu erkämpfen. Isabelle benützte seine Abwesenheit zu einer offenen und zärtlichen Besprechung mit ihrer Mutter.

Auf diese wollen wir jedoch nicht horchen; es sey genug, wenn wir sagen, daß die Baronin am Schlusse derselben sich tief überzeugt fand, daß sie erst in diesem Augenblicke das schöne Herz und den hohen Sinn ihrer

Tochter recht erkannt habe. Ihr Schmerz, diesen theuren Schatz verlieren zu müssen, war erschütternd; aber Isabelle zeigte eine Beredtheit, welche die blutende Wunde süß linderte, wenigstens so lange die theuren Laute dem mütterlichen Ohre nahten. Nachher — doch nachher war sie ja nicht die Einzige, die das Leben schwer und finster fand, nicht die Einzige, die ihren heißen Schmerz im Thaue der Thränen abkühlte. Glücklich die, welche weinen können!

Als Isabelle allein war, wandten sich ihre Gedanken ausschließlich auf ihn, der so unumschränkt in ihrer Seele geherrscht hatte, und der auch in diesem Augenblicke, wo sie an der Gränze zwischen dem Erdenleben und der Ewigkeit stand, ihr Herz mit einer Heftigkeit pochen machte, die den ganzen Rest ihrer Lebenskraft verzehrte. Ihre Hände zum Gebete faltend, flüsterte sie in ihrer Seele: „Möchte ich mich jetzt nicht verläugnen! Die Trennung wird eine lange seyn; aber ich will nicht sterben wie eine Romanheldin, ich werde nicht all diese Gefühle zusammengespart haben, um ihn zum Schlusse damit zu überschwemmen — nein, diese Augenblicke sollen Etwas gewidmet werden, das meiner und seiner würdig ist. Gott, mein Vater, jetzt danke ich Dir inbrünstig, daß Du mir Muth gegeben hast, um der irdischen Glückseligkeit entsagen zu können! Wie viel bitterer wäre nicht die Trennung gewesen, wenn…"

Richards Hand pochte leicht an die Thüre. „Herein!" bebte es leise über ihre Lippen, und in einem Augenblicke saß er auf der Sophakante an ihrer Seite, mit ihrer Hand in der seinigen. Sein Auge überflog ihre lichte, schöne Gestalt, und vielleicht gewährte es ihr noch eine geheime Befriedigung, als sie die Bewunderung las, die sein lebendiger Blick aussprach.

„Ich habe schon lange hier außen gewartet!" seufzte er.

„Mein guter, theurer Richard," sprach sie süß und mit jenem unbeschreiblich schönen und heiligen Tone, der

uns den Harfenklang aus höhern Welten ahnen läßt, weißt Du nicht, daß wir uns oft nach etwas sehnen, auf etwas warten, was wir dann, wenn wir es erhalten haben, vergebens wieder zurückwünschen? Dieß ist unsere letzte Unterhaltung; ich fühle, daß ich morgen das Bett nicht mehr verlassen kann. Ich habe so lange dagegen gekämpft, als es möglich war, aber einmal mußte ich doch nachgeben."

„Unsere letzte Unterhaltung?" sprach Richard dumpf, und die herzzerreißende Angst, womit er seinen Arm um ihren Leib schlang, peinigte sie gräßlich.

„Nicht so! nicht so!" bat sie leise. „Jetzt gilt es, Stärke zu zeigen. Steh auf — Du darfst nicht so daliegen! Setze Dich neben mich!"

Er schob das Tabouret hin und that, wie sie sagte.

„Sage nur nicht, daß dieß unsere letzte Unterhaltung ist! Du kannst noch nicht sterben! Nein, nein!"

„Vielleicht, Richard, lebe ich noch einige Tage; aber unsere letzte Unterhaltung ist es doch auf alle Fälle, denn wer weiß, was ich dannoch vermag!"

Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen. „Ich bin dann allein! Du gehst — nie, nie mehr werde ich Dich wieder sehen, nie mehr Deine Stimme hören, und Isabelle, Isabelle, diese schöne Stimme, die mich mitten unter all meinen Leiden noch glücklich machte!"

„Höre denn diese Stimme, Richard, da sie noch einige Laute hervorzubringen vermag! Und Du wirst meine letzten Worte bewahren — ist es nicht so, Du guter, theurer Freund?"

„Ja, ich will sie bewahren, aber nur eine kleine Weile — denn Du weißt wohl, daß ich Dich nicht lange entbehren kann. Ach, Isabelle, sage mir doch, denn jetzt kann es Dir weder schaden noch nützen, wenn ich mir diesen Zwang auferlege, sage mir, wie Du mich einer so fürchterlichen Qual zum Raube lassen konntest? Oder meinst Du, meine Liebe sey während des Winterschlafs ruhig und lau dagelegen? So sieh mich denn

an, und sage, ob Du noch etwas Anderes als das Skelett von dem findest, der Dir einst sein lebenswarmes Herz opferte, ein Herz, das Du verschmähtest? Ich habe versucht, Dein Bild loszureißen, aber es ist in meiner Seele festgewachsen; und bisweilen ist wieder der Wahn über mich gekommen, den ich bei unserem Abschied im vorigen Sommer gegen Dich aussprach, der Wahn, daß Du trotz dem Schweigen Deiner Lippen mich dennoch auf eine andere Art liebtest, als Du zugestehen wolltest. Und wäre es so, Isabelle, wäre es so — schon der Gedanke daran macht mich wahnsinnig vor Wonne! Gib mir Gewißheit, und wir vereinigen uns schöner im Tode als im Leben!"

„Beruhige Dich, Richard, und beuge Dich nicht so über mich — Du erstickst mich!" flüsterte Isabelle, von einer tödtlichen Mattigkeit erfaßt. „Wie kannst Du so stürmen! Gib mir Zeit mich zu erholen!"

Er stand auf und ging ein Paar Mal auf und nieder; aber als ob die Bewegung selbst ihm eine Plage wäre, stützte er den Arm gegen den Thürpfeiler und lehnte seine brennende Stirne daran, während die Augen gleichwohl unaufhörlich Isabellens schwache Bewegungen bewachten.

Nach einigen Minuten winkte sie ihn wieder zu sich.

„Isabelle," bat er nun mit bebender Stimme, „jetzt bin ich nicht mehr heftig; nein, ich bin ganz stille! Sey jetzt gut gegen Deinen armen Richard! Gib ihm ein Wort des Trostes, der Heilung! Sage, daß Du ihn mehr als Alles geliebt hast?"

„Nein, Richard, gib diesen Wahn auf, den ich nicht bejahen kann! Ich habe Dich nicht mehr als Alles geliebt, Du warst mir theuer, mehr als ein Freund, mehr als ein Bruder — aber für mich gab es doch ein höheres Ziel."

Ein Seufzer tödtlicher Bitterkeit hob Richards Brust, aber er schwieg.

„Dein Ziel, Richard," fuhr sie nach einer kurzen

Pause fort, „liegt noch auf Erden, schön und glänzend; und wenn die Tage der Betrübniß entschwunden sind, wirst Du wieder aufleben, zu einem neuen Daseyn aufleben.“

Er schüttelte langsam den Kopf.

„Gewiß! Ich wage Dir zu sagen, daß die Kraft des Willens sowohl über Körper als Geist weit größer ist, als wir es je ahnen können, ehe wir ihre Wirkung versucht haben. Bisher hat eine, wenn auch thörichte, Hoffnung beständig Deiner Seelenkur entgegengewirkt. Wenn ich nicht mehr da bin, wenn Dir keine Hoffnung mehr übrig bleibt, dann, mein edler Richard, müßte ich mich sehr in Dir getäuscht haben, wenn ich nicht mit Gewißheit voraussetzen könnte, daß gerade aus der Trauer Deine Kraft sich herrlich entfalten wird. Jetzt, wo Deine Gefühle überschwellen, begehre ich nicht, daß Du mich verstehst; aber es kommt ein Tag wo Du das thust, o ganz gewiß! Da wird mein Andenken Dir nur noch seyn wie ein freundlicher Stern; und jedes Mal, daß Du zu ihm emporsiehst, meinst Du wieder, nicht im Rausche der Leidenschaft, sondern ruhig und stille meine Stimme zu hören, wie sie Dir einen heitern Beifall zuflüstert!“

„Das sind eitle Worte, Isabelle! Eine solche Zeit kommt nie!“

„Ja, sie kommt gewiß, wenn es auch lange ansteht. Um keinen Preis möchte ich die Hoffnung darauf verlieren. Und Du, der mich so herzlich lieb gehabt hat, Du willst doch nicht, daß ich mit dem schrecklichen Gedanken sterben soll, den Frieden Deiner Seele, Deine ganze Zukunft zerstört zu haben? Und darum nicht um Deinetwillen, Richard, sondern um meinetwillen gib mir das Versprechen, daß Du Dich nicht feig der Betrübniß hingeben willst, die Deiner wartet! Thust Du das nicht?“

„Und wozu nützt es? Ich würde Dir doch nur ein Versprechen lügen.“

„Nein, Richard, Du wirst mir nicht lügen. Aus

einem tiefen Schmerz keimt oft, vielleicht am öftsten, jene Charakterstärke empor, die dann im Laufe eines ganzen Lebens die auszeichnet, welche in ihrer Jugend viel gelitten haben. Du hast gelitten, Richard, und ganz gewiß wirst Du auch noch leiden; aber ich weiß so viel Edles und Schönes in Dir, das meine Hoffnung nicht sterben läßt. Wie oft hab' ich nicht mit Stolz an Deine Zukunft gedacht; auch sie wird mir nicht lügen. Und nun, mein theurer, theurer Richard, bitte ich Dich, so gewiß Du mich im Leben geliebt hast, meinen wärmsten Wunsch zu ehren, wenn meine Lippen stumm sind; und dieser Wunsch, diese Bitte, um deren Erfüllung ich Dich als den besten Beweis Deiner Liebe anflehe, und ohne welche ich nicht ruhig sterben kann, besteht darin, daß Du in meine Hand gelobst, männlich zu streiten und dem schwarzen Dämon der Verzweiflung nicht gestatten zu wollen, daß er meine Bemühungen vernichte, die alle nur Deinem zukünftigen Leben gewidmet waren!"

In Isabellens ganzem Vortrage lag eine Wärme und Stärke, die man diesen bleichen, feinen Lippen, diesem so abgezehrten Wesen gar nicht zutrauen konnte. Einen flüchtigen Augenblick lang schimmerte noch eine Rose auf ihren Wangen, und das Auge glänzte und brannte durch den durchsichtigen Thränenschleier. Sie streckte ihre Hand bittend aus gegen ihn, der, wenn er einmal dieses Versprechen gegeben hatte, wenigstens versuchen würde, es nicht zu brechen.

Wilder Kampf und Schmerz zeichnete jeden Zug in Richards Gesicht. Das Feuer in seinem Blicke war das eines halbverglommenen Brandes, das aufflammt und erlöscht und wieder aufflammt, doch immer matter und düsterer. „O laß mich sterben, vergönne mir zu sterben!" Aber als er jetzt ihre Hand kraftlos niedersinken sah, sah wie zwei stille Thränen von diesen geliebten Augen herabfielen, ohne daß ein Wort, ein Vorwurf über die geschlossenen Lippen ging, da glaubte er sich ihrer Bitte unwürdig, wenn er sie so leiden ließe.

Sollte er ihr selbst in der Todesstunde Thränen auspressen?

„Isabelle, Isabelle!" flüsterte er, und küßte die zwei Thränen hinweg. „Sieh, ich habe sie aufgefangen, Deine Thränen sollen nicht vergebens gefallen seyn: ich — will — ich will's versuchen!"

Da flog ein Strahl einer mehr als irdischen Liebe aus Isabellens Auge. „Mein Richard, mein geliebter, edler Richard, Du hast mir die Seligkeit des Himmels schon hienieden geschenkt! Jetzt sterbe ich vollkommen ruhig, vollkommen ergeben, und dort oben will ich für Dich um ein Herz bitten, das Dir das meinige ersetzen kann. Hier vermöchte ich es nicht; denn die Gewißheit, daß Du allein für mich lebtest, war mir so süß."

Der kniende Richard legte seinen Kopf neben den ihrigen auf das Kopfkissen. Ihre Arme flochten sich in einander, ihre Lippen begegneten sich: es war der letzte Kampf der Liebe mit dem Tode. Isabelle sank an Richards Brust in Ohnmacht. Ein leiser Schrei (er kam von ihm, der sie todt glaubte) rief den Doktor herein. Richard ward beinahe mit Gewalt von der Geliebten weggeführt; sie wurde zu Bette getragen — und stand nicht mehr auf.

Keine Schilderung von Isabellens letzten Stunden mögen hier einen Raum finden! Was es eigentlich war, das die Blüthe ihres jungen Lebens verzehrte, lassen wir unerklärt: wir ehren ihren eigenen Wunsch und lassen den Schleier unberührt liegen.

In der Nacht vorher, ehe ihr Staub mit der Erde vereinigt werden sollte, schlich eine Person über den Hof nach dem linken Flügel. Es war Richard, der diese ganze Zeit über in Isabellens Pavillon sich aufgehalten hatte, und jetzt kam, um einen schließlichen Abschied zu nehmen. Alle seine Bitten sie sehen zu dürfen, waren ihrem Befehle gemäß vergeblich gewesen. Jetzt hatte er

aus Mariens Kammer den Schlüssel zum Leichenzimmer gestohlen, und diesen Schatz in der Hand trat er aus der schönen, lauen Sommernacht in die dumpfe Wohnung des Todes.

Nachdem er den Schlüssel im Schlosse umgedreht hatte, blieb er stehen und wandte sich rückwärts. Eine erröthende Morgenwolke beleuchtete seine schauerlichen, blassen Züge; sie war Zeuge seines schweren Kampfes. Er schien sich zu besinnen. Sollte er ihr zum ersten Male ungehorsam seyn? Aber die Versuchung war zu stark. Er wollte hineingehen; aber er gelobte sich heilig, das Tuch nicht zu lüften, das ihr Gesicht bedeckte.

Anfangs ging es so sehr mit seinem wirren Kopfe herum, daß er die Gegenstände nicht unterscheiden konnte. Endlich faßte er eine Lampe, und beleuchtete die weiß eingehüllte Gestalt. Ein heftiger Schauer fuhr durch seine Seele, durch seine Glieder. Er setzte die Lampe weg, und beugte sich herab, herab über sie.

„Vergib, vergib," baten die zitternden Lippen, und seine Augen rollten so wild, daß man versucht war zu glauben, der Wahnsinn würde bald seine Decke über sie ausbreiten. „Vergib, Isabelle! Ich kam nur um Dir zu sagen, daß ich mich bemühen werde, mein Versprechen zu halten!" Bewußtlos griff er in der weichen Spitzengarnirung der Chemisette herum; wie er aber so wühlte, löste sich eine Stecknadel, und ein schwarzes Band, das wohl verwahrt zwischen den innern Falten lag, kam zum Vorschein. Er hob das Band herauf, und fand ein Medaillon daran befestigt. Was konnte es enthalten — ein Geheimniß? Wenn sie geliebt hätte, geliebt ehe sie ihn sah, wenn sie im Tode das Bild eines Mannes an ihrem Herzen barg, der sie im Leben verhindert hatte, die Flamme eines Andern zu erwiedern . . . Das Blut begann in Richards Adern zu kochen; er riß das Medaillon auf, kehrte ein Portrait gegen das Licht, und fand — sein eigenes Bildniß, und auf der Rückseite waren von

Isabellens eigener Hand die Worte gezeichnet: „Nicht im Leben, aber im Tode!“

Welch' ein Lichtstrahl fuhr jetzt nicht in Richards Seele! Erst nach dem Tode sollte er den hohen Geist ganz schätzen lernen, der noch kürzlich den leblosen Staub beherrscht hatte, vor dem er stand. „Isabelle, Isabelle!“ jubelte es in ihm, „Du liebtest mich doch, und gleichwohl verschmähtest Du die Seligkeit, um mich von einem tieferen Abgrunde zu retten! O Du Weib ohne Gleichen! Jetzt verstehe ich Dich, verstehe Dein Opfer. Es war Deiner würdig und auch ich will Deiner würdig werden! Sey jetzt nur nicht unwillig in Deinem Himmel, daß ein Hauch von Glückseligkeit auch mich berührt hat! Deine Liebe, ausgesprochen von Deinen lebenden Lippen, würde die irdischen Leidenschaften zur Wuth gesteigert haben; Deine Liebe, dem Tode geraubt, breitet Frieden und Versöhnung über das stürmische Herz!“ Und nun strömte ein reicher, warmer Perlthau über Isabellens eiskalte Glieder, während sich ein Ausdruck heiliger, starker Kraft über das Gesicht des Jünglings verbreitete.

„Lebe wohl, meine blasse Braut! Jetzt lasse ich Dich in Ruhe! Schlafe wohl, schlafe süß! Die Engel des Himmels lächeln Dir entgegen, wie Du mir einmal entgegen lächeln wirst, wenn ich Alles vollendet habe, was Du mir aufgetragen, und nun komme, um bei Dir meinen Lohn zu fordern! Leb wohl, leb wohl!“

Bei Sonnenaufgang erwachte Marie, und beim ersten Blick auf den Tisch neben ihrem Bette vermißte sie den Schlüssel zu dem Heiligthum, das ihr anvertraut worden war. Erschrocken, ahnend, daß nur Einer um diese Zeit ihn habe nehmen können, sprang sie auf, kleidete sich hastig an und eilte über den Hof nach dem Flügel. Die Thüre zu dem Zimmer, das sie suchte, stand halb offen; die Lampe war erloschen, es herrschte Dämmerung hier. Aber bei dem von Außen hereinströmenden Tageslicht sah Marie einen wunderbaren Anblick:

Richard, mit dem Kopfe über die Kante von Isabellens Sarg gebückt, saß in tiefem Schlafe auf dem Boden.

„O Gott, das Medaillon!" flüsterte Marie bestürzt. „Ich verbarg es doch ganz wie sie sagte!"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wir machen jetzt einen großen Schritt in unserer Erzählung und versetzen sie in eine andere Periode, acht Jahre nach jenem Morgen, mit dem wir unsere letzte Abtheilung schloßen.

Es ist jetzt nicht Morgen, sondern Abend, ein heiterer und schöner Sommerabend, kurz vor Sonnenuntergang. Wir haben ein Gemälde vor uns, dessen einfache Schönheit mit seiner lebendigen Gruppirung übereinstimmt. Umgeben von blühenden Syrinkenhecken liegt hier ein weißgetünchtes Häuschen, mit einem Taubenschlag an dem einen Giebel und einer Reihe Bienenkörben an dem andern. Aus einem nett angelegten Blumengärtchen murmelt ein Bach daher, der sich unten auf dem sandbestreuten Hofplane zu einem kleinen Teiche ausbreitet, auf dem ein Paar weißglänzende Gänse auf und nieder schaukeln. Der Weg, der eine unbedeutende Anhöhe hinauf zu dem Hause führt, ist keine breite Allee, sondern zeichnet sich nur durch einige Himbeerbüsche aus, und die fast verwachsenen Räderspuren beweisen, daß hier nicht sonderlich oft Fuhrwerke gehen. Die Natur des Orts, die in ihren eigenen Formen einen hinreichenden Reiz besitzt, um den Schönheitssinn zu fesseln, ist nicht durch Künstelei umgeschaffen worden: ein waldbedeckter Berg bildet gleichsam eine Mauer um das kleine Gut, und in der entgegengesetzten Richtung glänzt die Kirche des Sprengels neben einem klaren Binnensee hervor, der weiter im Hintergrunde von einer blauen Hügelreihe begrenzt ist.

Doch wir treten nun durch den rothangestrichenen Zaun, der den Hofplan umschließt.

Auf einer Bank vor dieser ländlichen Wohnung, an deren offenen Fenstern die weißen Gardinen zwischen hohen Geranien und Rosenbäumchen hin und her weben, sitzen zwei Männer in einem Gespräche begriffen. Der Eine, ein Greis zwar von dünnen Formen, aber doch in jeder Bewegung Kraft und Elastizität verrathend, nimmt die Pfeife — aus der er dazwischen behaglich schmaucht — bald in die rechte, bald in die linke Hand, um sie vor der Gefahr zu retten, welche ihr die Kollision mit einem kleinen Wildfang von Jungen bereiten könnte, der beständig an den Beinen des alten Herrn hinaufklettern will, während der Andere, ein noch junger Mann, obschon die nachlässig vorwärtsgebückte Haltung, verbunden mit einem gigantischen schwarzen Haarschopf, ihn älter erscheinen läßt, tüchtig aus einer Cigarre dampft, indem er sinnend mit den Fingern durch seinen beschattenden Schleier fährt.

In einiger Entfernung von den Herren sieht man einen kleinen Gartentisch, auf den kein Theeservice, sondern ein reelles ländliches Abendmahl gestellt ist. Vor dem Tisch, das Zubehör ordnend, steht ein junges, reizendes Weib, um deren Kniee sich zwei kleine, blondgelockte Engel in Mädchengestalten drängen, von denen jede zuerst eine geröstete Brodschnitte aus der Mutter Hand erhalten will. Um die lebhaften Kinder spielen ein Paar weiße Tauben, die, von den Brodkrumen herbeigelockt, ihre Wohnung auf dem Giebel verlassen haben.

„Liebe Ebba, liebe Klara," flüsterte die schmeichelnde Stimme der Mutter, „seyd nicht so unruhig! Ihr bewirthet eure Tauben gar zu gut. Aber stille, haltet euch ruhig; ich glaube Papa und Onkel kommen. Nein, sie fangen wieder an zu sprechen. So, da habt ihr ein kleines Apfelmuß mit einander auf dem Teller hier! Geht jetzt hübsch ordentlich und setzt euch dort auf die andere Bank, bis ich euch rufe!"

Mit dem Teller zwischen sich und ein Stück Brod

in der freien Hand gingen die Kleinen auf den angewiesenen Platz; und als ihnen die Mutter, freundlich lächelnd, ihren Beifall zugenickt hatte, verließ sie den Tisch und machte einen Gang an der ersten Bank vorüber.

Es war nicht schwer, die Hauptfiguren dieses Gemäldes wieder zu erkennen: Klas Malchus, jetzt ein glücklicher Gatte und Vater, umgeben von seiner kleinen Familie, zu der er auch seit einigen Jahren seinen alten berühmten Freund, den Lehrer O— von Upsala, rechnet, denselben, von dessen Rock er einmal seinem Vater schrieb, daß, „wenn er diesen im Testamente bekäme, er ihn für eine weit kostbarere Reliquie ansehen würde, als selbst Tyringsholm." Da nun Baron Klas von uns stets als eine Person erkannt worden ist, die nicht von Veränderlichkeit in den Neigungen geplagt wurde, so kann man sich leicht denken, wie glücklich er war, daß er jetzt nicht nur den Rock, sondern die geachtete Person selbst zu Erb' und Eigenthum erhalten hatte; denn nach einer mehrjährigen Unterhandlung hatte sich der gelehrte Herr endlich besiegt gegeben und überreden lassen, die letzte Periode seines Lebens in Klas Malchus' Hause zuzubringen, eine Nachgiebigkeit, die durch die achtungsvolle und herzliche Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er war, belohnt wurde.

Schwerlich gab es wohl zwei Charaktere, die mehr zur Gesellschaft für einander paßten, als Baron Klas und Magister O—. Dieselben Neigungen, dieselben Gewohnheiten, dieselben Studien, dieselbe Unlust an der Welt beseelten sie. Sie waren aber auch bei Anstellung ihrer Forschungen und ihren Gesprächen darüber so glücklich zusammen, wie zwei Menschen es nur je seyn können.

Aber sieh', da geht nun Marie hin und her, und sieht bald auf den einen, bald auf den andern der Herren, ob denn die Unterhaltung gar kein Ende nehmen will. Sie hat nicht das Herz, die gute Marie, die ihren Mann so innig liebt und verehrt, geradezu hinzugehen, und ihn mit der Ansage des Essens zu unterbrechen. Sie weiß zu wohl, welch' einen geringen Werth er darauf

legt, in Vergleich mit seinem Lieblingsvergnügen, und deßhalb sieht sie es lieber, wenn seine Aufmerksamkeit durch etwas Anderes erweckt wird, als durch eine bestimmte Aufforderung.

Es scheint ihr auch glücken zu wollen: er bemerkt sie und sieht an ihrem freundlich bittenden Auge, daß es Zeit ist, die Meditationen für diesen Abend einzustellen. Mit einem herzlichen Nicken beantwortete er das stumme Signal und wollte ihm eben Folge leisten, als zum Unglück für Mariens sichere Hoffnung, Magister O— einen neuen Gegengrund aufwarf, die auf einmal Baron Klas' ganzen Gedankengang wieder in den alten Kreis zurückzog.

Jetzt konnte Marie herumspazieren, so lange sie wollte, so freundlich und bittend aussehen wie nur immer möglich, Alles war vergebens; denn jetzt gab Klas auf Nichts weiter Achtung. Kräftiger noch als vorher wurde ein Zug um den andern aus einer frisch angezündeten Cigarre gethan, und erst als diese erloschen war, und des Magisters immer mattere Vertheidigung das Fortschreiten des Abends bezeichnete, sah Klas Malchus recht auf, fand jetzt aber, daß sein Weib und seine Kinder fort waren.

„Ei," sagte er etwas verdrießlich, „sie haben uns verlassen! Wir müssen zu tief in unsern Gegenstand gerathen seyn; es ist beinahe schon dunkel."

Der Magister beantwortete dieß nur durch Leerung des letzten Tropfens aus seinem Grogglase.

Da hörte man ein frisches, munteres Gelächter über dem Kopfe des Barons.

„Was gibt's? Was soll das seyn?" Und mit einem Blicke, worin sich die väterliche Herzlichkeit offenbarte, griff er mit beiden Händen über den Nacken zurück, und faßte dort einen kleinen Mann, der in aller Gemächlichkeit auf die Banklehne und von da auf die väterlichen Achseln gestiegen war.

„Du bist noch nicht zu Bette, Bursche?" sagte

Klas Malchus, und drückte einen herzlichen Kuß auf die Lippen des sechsjährigen Sohnes, indem er ihn mit einem raschen Purzelbaum auf den Boden stellte.

„O nein, ich sah wohl, wie Mama winkte, daß ich mit kommen sollte, deßhalb setzte ich mich auf Deine Achseln, Papa, denn da reite ich eben so gut, wie wenn mich Hans aufs Pferd nimmt; und ich wollte mich deßhalb nicht niederlegen, weil ich vorher den guten Reiskuchen versuchen möchte, den Mama nicht anschneiden wollte, bis Du und Onkel kämen... Aber sieh, da kommt Mama zurück!"

Marie sah auf den ersten Blick, daß sie sich jetzt nahen könnte. Mit einem gutmüthigen Lächeln ging sie entgegen, und empfing, und erwiederte seine freundliche Umarmung.

„Verzeih, meine Liebe," entschuldigte sich Klas, ich erinnere mich jetzt, daß Deine Augen mir schon lange das Signal geben; aber Du mußt jetzt wie immer Geduld haben, mein liebstes Mariechen! Sind die Kleinen schon zu Bette?"

„Ja, und wir thun wohl am besten daran, wenn wir sie schlafen lassen."

„O, sie sollen aber nicht schlafen, sonden den Kuchen versuchen. Richard war schlau genug, um sich nicht fangen zu lassen; er brachte seine Person in Sicherheit. Laß mich ein Stück herunter schneiden! es schmeckt uns eben so gut, wenn er nicht ganz ist! Und nun, den Reiskuchen auf einer Brodschnitte anstatt des Tellers, eilte Klas Malchus mit raschen Schritten über den Hof nach der Wohnung, wo er den Weg zu einer kleinen Kammer einschlug, in welcher zwei kleine Bettchen mit schneeweißen Umhängen neben einander standen.

So wie jetzt, wo er zwischen seinen zwei engelschönen Kindern stand, strahlte Klas Malchus Blick nie. Es war die Flamme der reinsten und heiligsten Wärme, und es that dem Herzen wohl, wenn man zu sah, wie er sich bald zu dem einen, bald zu dem andern nieder=

bückte und seinen Schatz zwischen Beide vertheilte, während er ihre Liebkosungen wechselweise empfing und erwiederte, die innigsten Küsse auf die kleinen weißen Hände und Arme drückte, die in seinen langen Haaren spielten.

Er liebte seine Kinder nicht gerade bis zur Schwachheit, aber doch gar sehr, und stand zu allen Dreien in dem innigsten und wärmsten Verhältnisse, das sich himmelweit von dem unterschied, in dem er selbst aufgewachsen war.

Aber jetzt hatte Klas Malchus auch das Glück erreicht, das ihm der höchste und beste Endzweck des Lebens war. Er genoß Frieden, Frieden mit sich selbst und der ganzen Welt; von dieser letztern wußte er jedoch nicht mehr als vorher. Seine Welt war seine Heimath und wie viel umfaßt die nicht: ein angebetetes Weib, das niemals seine Hoffnungen täuschte, ein geachteter und geehrter Freund, in welchem er die für ihn interessanteste Gesellschaft besaß, drei hoffnungsvolle liebliche Kinder, und endlich ein unabhängiges Vermögen, das bei den geringen Bedürfnissen der Familie beständig wuchs, ihn um der Zukunft und Erziehung der Kinder willen freute!

Nur ein einziger Kummer hatte ihn wärend der letzten sieben Jahre betroffen: der Tod seiner geliebten Muter; aber dieser Schmerz war jetzt geheilt.

Nach dem Abendessen, als Magister O — und Richard junior zur Ruhe gegangen waren, saßen noch Klas Malchus und sein Weib auf dem Sopha in ihrem nicht großen, aber doch gemüthlichen Wohnzimmer bei einander. Dieß waren Mariens seligste Stunden; da gehörte ihr Mann ihr ganz und gar an, und während dieser vertraulichen Augenblicke gingen sie oft in die Vergangenheit zurück, oder wechselten sie mit dankbarer Freude über die Gegenwart und hoffnungsvollen Blicken in die Zukunft ab.

„Heute," sagte Marie mit einem leichten Seufzer,

„sind es drei Jahre, daß der selige Vater hinging. Er konnte die Mutter nicht lange überleben; aber Gott sey Dank, sie hatten viel Freude im Leben!"

„Ja," erwiederte Klas, Mariens Hand streichelnd, die auf seinem Knie lag, „dieß ein ist denkwürdiger Monat."

„O ich weiß es wohl!" seufzte Marie und zerdrückte eine Thräne. „Isabelle" . . . „Ich hätte mögen daheim seyn, ich hätte sie sehen mögen!" fuhr Klas Malchus fort. „Sie war ein herrliches Weib; aber sie ward auch als ein solches beweint.

„Ja das weiß Gott, Richard trauerte gewiß tief um sie, wenn er je aufgehört hat, um sie zu trauern, obschon jetzt vieles anders ist. Ach wenn sie ihn sehen könnte, wie würde sie sich freuen, daß er ein herrlicher Mann geworden ist! Man sagt, er werde Kammerherr werden. Die Majorin selbst sprach davon als sie das letzte Mal hier war."

„Richard Kammerherr? Nun, liebes Mariechen, das war eben ein ächtes Frauengeschwätz! Nein! Gott sey Dank, daraus wird gewiß nichts. Du mußt wissen, daß seine glänzenden Reden im Ritterhause voll Selbstständigkeit sind; sie zeugen von einem tief gereiften Urtheil, und besonders zeugen sie von seinem warmen, menschenfreundlichen Herzen. Er spricht nicht für den Hof und Adel, und damit macht er sich gewiß nicht zum Kammerhern."

„Nein, das kann wohl seyn. Aber ich möchte doch wohl wissen, ob er nie sich zu verheirathen denkt? Es wäre recht hübsch, wenn er sich ein Fräulein in Stockholm droben suchte; denn wenn er zu Hause ist, lebt er doch sehr einsam in Tyringsholm."

„Wenn er eine solche suchen sollte, so möge Gott ihm denn ein wackeres Weib geben! Aber wer Isabelle geliebt hat, für den dürfte es schwer seyn, eine neue Wahl zu thun. Doch hast Du die Zeitungen erhalten, Mariechen? Obgleich Reichstags-Zänckereien das Lang-

weiligste sind, das ich kenne, so bin ich doch neugierig, ob seine letzte Motion durchgegangen ist."

„Die Zeitungen habe ich in meinem Schlafzimmer in Ordnung gelegt; aber laß mich Dir jetzt eine Neuigkeit erzählen. Weißt Du, daß es jetzt endlich mit der lange vorgehabten Stockholmer Reise der Svärdsöer Ernst wird? Ich habe heute Nachmittag ein Billet von Virginien erhalten, welche sagt, daß sie Samstags hieher kommen werden, um Abschied zu nehmen."

„Nun das ist hübsch! da werden wir bald mündliche Grüße von Richard bekommen. Gott mache dem Reichstag auf immer und ewig ein Ende! Ich sehne mich sehr nach dem Tage, wo wir unsere so lange vermißten Freunde wieder hier begrüßen dürfen; denn obwohl Tyringsholm, seit es ihm gehört, weit angenehmer ist, als früher, so ist es mir dort doch nie so wohl wie in unserer kleinen lieben Heimath. Pah, wie würde ich mich in den großen, feierlichen Gemächern so übel befinden! Gott sey höchlich gepriesen, daß ich den ganzen Plunder los ward!"

„Ja, Klas, ich glaube ganz gewiß, daß es ein großes Glück für Dich war. Du würdest Dich nie so wie unser lieber Kapitän" — Richard bekleidete seit einigen Jahren diesen Rang — um die Landwirthschaft bekümmert haben. Durch die vielen neuen Versuche und Anordnungen, die er einführte, hat er das Gut ganz ungemein verbessert."

„Das glaube ich gern; er ist thätig und legt sich auf derartige Spekulationen. Er wird mit der Zeit grundreich, obschon er das Geld so wenig spart, als irgend Einer. Aber laß uns jetzt zu Bette gehen, liebe Marie! Du kannst nicht glauben, wie vergnügt die kleine Waare über ihren Kuchen war. Ich weiß nicht, ob mich die Vaterliebe blind macht; aber ich, der Schmeicheleien nie leiden konnte, höre jetzt gerne, wenn die Leute sagen: unsere Kleinen seyen ungewöhnlich schöne und

artige Kinder. Ebba sieht Dir gleich, aber Klara — das ist wirklich merkwürdig."

„Klara," fiel Marie mit einem unendlich liebenswürdigen Lächeln ein, „wird gewiß eine zweite Isabelle, und Ebba muß ihr weichen."

„Das sag' ich nicht; denn auch Du, meine liebliche Marie, bist ja schön, und noch besser, Du bist sanft. So wird auch unsere kleine Ebba werden. Aber Klara — Richard konnte sie ganze Stunden lang herumtragen, und dabei sah ich etwas in seinem Auge, was mich überzeugte, daß auch er dasselbe findet wie wir. Aber ei, ei, ei, wie viel Uhr schlägt es denn... halb zwölf, Nein, jetzt genug für heute Abend!"

Und den Arm um ihren Leib geschlungen, zog Klas Malchus sein Weib mit sich fort.

Dreißigstes Kapitel.

In einem Zimmer des französischen Gasthofes in der Regierungsstraße saß Gräfin Virginie von M. —, einige Wochen nach ihrer Ankunft in Stockholm, und besah und probirte die Feinheit und Elastizität von einem Paket kostbarer Handschuhe, die vor ihr auf dem Tische lagen. Ihr Putz deutete zwar nicht auf ein großes Diner, war aber doch zu gewählt für ein Mittagessen zu Hause. Man konnte auf eine kleine Festivität von der Art schließen, die zugleich mit und ohne Gepränge seyn soll.

Virginiens Gesicht, jetzt wie immer außerordentlich lieblich, zeigte doch dießmal einen gewissen Grad von peinlicher Ungeduld, wo nicht gar von Verdruß. Bei jedem Paar Handschuh, das die Gräfin bei Seite warf — das arme Fräulein Virginie würde sie gewiß mit weit mehr Achtung behandelt haben — sah sie auf die Uhr, und man konnte dabei aus ihrer Miene schließen, daß sie die Zeit sehr lange fand. Endlich stand

sie auf und schickte sich an, noch einmal ihre Toilette vor dem Spiegel zu mustern, wo ein Blick lächelnden Beifalls die kleinen Runzeln auf der Stirn milderte. Eine Blume wurde etwas mehr herabgebogen, die Blondenspitzen an der Halbhaube höher nach dem Wirbel hinaufgezogen, hier eine Haarnadel, dort eine Stecknadel befestigt; aber nach dem dieses vollendet war, fand sich nichts Weiteres zu thun.

Jetzt spazierte die kleine Gnädige im Zimmer auf und nieder, ein Stück aus dem Freischütz trillernd. Dann wurde ein Buch zur Hand genommen, in welchem sie zwei Seiten las; jetzt aber war ihre Geduld völlig erschöpft, und sie wollte eben den letzten Ausweg um die Zeit zu tödten versuchen und ein kleines Schläfchen in einem großen, bequemen Lehnstuhl machen, als sich rasche und kräftige Schritte im Oehrn hören ließen, Die Saalthüre ging auf, und gleich darauf auch die, welche in das Zimmer führte, wo Virginie so hart gegen den bösen Feind angekämpft hatte, den man Langeweile nennt. „Mein Gott," brach sie aus und ließ ihren kleinen Verdruß ziemlich merken, „ich glaube wahrhaftig, ihr wolltet in dem lieben Ritterhause über Nacht bleiben. Ist das eine Zeit, um zu Tische zu gehen? Ich wette, es schlägt fünf Uhr, ehe wir nach dem Thiergarten kommen!"

Diese Worte wurden an zwei Herrn gerichtet, die eben eintraten. In dem Einen derselben erkennen wir sogleich den Grafen Pontus von M. —, der in diesen acht Jahren eher jünger als älter geworden zu seyn scheint. Sein ganzes Wesen trug noch das Gepräge jener anmuthigen Feinheit und Würde, die ihn stets ausgezeichnet hatten, wozu noch eine gewisse heitere Lebhaftigkeit kam, welche den früheren mehr ernsten Zug in seinem Charakter verdrängt hatte.

Der Andere dagegen; Kapitän Richard E—brand, schien ziemlich verschieden von dem Lieutenant Richard L — zu seyn, dem behenden, lebensfrohen und heiß-

blütigen Jüngling, wie wir ihn zuerst in unserer Erzählung kennen lernten. Noch ungleicher ist er dem von der Gluth der Leidenschaft, von einer wahnsinnigen Lieb everherten und zerstörten jungen Manne, den wir zuletzt sahen. Diese Züge voll edler Kraft waren nicht mehr von wilden inneren Stürmen bewegt. Auf der Stirne liegt ein klarer, tiefer Ausdruck ruhigen Denkens. Die Augen glänzen nicht mehr von dem jugendlichen Feuer, das dort noch brannte; aber sie glänzen von einem frischen und guten Muthe, nnd enthalten nichts, das auf schwermüthige und finstere Stunden schließen ließe. Seine hohe, geschmeidige Gestalt hat mehr Männlichkeit gewonnen, und die Breite und Fülle der Brust und der Schultern, verbunden mit dem starken Schnurr- und Backenbarte geben ihm ein kriegerisches Aeußeres. Ueberhaupt ist er jetzt schöner, aber man vermißt das Warme, Spielende, Seelenvolle von ehemals; es ist nicht mehr der Jüngling, es ist der Mann, der, obwohl er seine schönste Jugendfreude hinter sich gelassen, dennoch mit einer andern Hoffnung vorwärts schreitet. Die Zeit, welche Isabelle so oft in froher Ahnung vorausgesagt hatte, war jetzt eingetroffen. Er hatte ein neues Ziel in einer für das Allgemeine nützlichen Thätigkeit gefunden; aber in seinem Herzen war ihr Platz noch unbesetzt.

„Nein höchst ungnädiges Liebchen," sagte der Graf lächelnd, „könntest Du Dir die Lebhaftigkeit der Berathung vorstellen, die uns aufgehalten hat! Denke Dir fürs Erste, daß" ...

„Nein, nein, verschone mich!" rief Virginie munter. „Hier" — sie zeigte auf das eben weggelegte Buch, einen englischen Roman in schwedischer Uebersetzung — „hier habe ich mehr Politik, als ich vertragen kann. Oberhaus, und Unterhaus, Bills und ewige Wahlen. Wenn ich da noch dazu an den interessanten Unterhandlungen in Pleno Theil nehmen müßte, so würde ich mich ganz gewiß zu Tode gähnen! Aber laß uns jetzt eilen; ich

bin schon längst fertig, und der Wagen wartet seit ein- und einer halben Stunde. Es war artig von Dir, Richard, daß Du wie ich Dich bat, Deine Uniform anzogst. Ich versichere Dich, sie setzt Dein Aeußeres in ein sehr vortheilhaftes Licht, und Du bedarfst heute aller Hülfstruppen."

„Ich muß wohl dem Befehl gehorchen," erwiederte Richard, „obschon ich nichts Langweiligeres kenne, als auf eine sogenannte Landparthie wie zu einer großen Aufwartung herausstaffirt zu fahren. Aber sage mir jetzt, wohin Du uns zu führen gedenkst; denn das ist etwas, was wenigstens ich nicht weiß?"

„Hab' ich Dir nicht schon lange gesagt; in den Thiergarten zum Mittagessen bei einem alten Freunde!"

„Aber ich kann mich doch nicht erinnern, daß jemals ein Bekannter von uns im Thiergarten gewohnt hat, noch weniger ein Freund."

„O das kann man nicht wissen!" Virginie lächelte ihrem Manne heimlich zu, was dieser auf dieselbe Art erwiederte. Aus diesem einzigen Blicke ging klar hervor, daß das eheliche Vertrauen zwischen ihnen noch auf demselben guten Fuße stand wie früher.

Und jetzt half Graf M. — seiner Frau Shawl und Mantel umlegen. Bald darauf saß die ganze Gesellschaft im Wagen, der rasch über Blasiusholm und Ladugärdsland, auf dem schönen Weg nach dem Thiergarten dahinrollte.

„Du siehst sehr schelmisch aus!" sagte Richard, als Virginie in der Nähe des Thiergartenbrunnens ihren Mann bat, er möchte dem Kutscher den Befehl geben, daß er an einem kleinen hübschen und geschmackvollen Landhause halten solle. Es konnte sich nicht mit den jetzigen prächtigen Villas messen, aber es verrieth doch einen neuen Geist, sowohl in der Bauart selbst, als in den äußerst zierlichen Anlagen um dasselbe herum.

„Ich muß Dir sagen, Richard," flüsterte Virginie, als eben der Kutschentritt herabgelassen wurde, daß Du

nicht eingeladen bist. Ich habe Dich ganz auf meine Verantwortung mitgenommen."

In demselben Augenblicke sah man durch die Glasthüre der Vorhalle, welche zum Saale hinaufführte, die Gestalt einer schwarzgekleideten Dame, die sich hastig von ihrem Platze am Fenster erhob, wahrscheinlich um ihren Gästen entgegen zu gehen. Indessen mußte ihr auf der kurzen Strecke von drei Schritten ein Hinderniß in den Weg gekommen seyn, denn die in dem Wagen Sitzenden konnten aussteigen und die Treppe hinauf kommen, ehe sich die obgenannten Thüren öffneten und die Wirthin erschien.

Es war eine junge Dame von ungefähr vierundzwanzig, höchstens fünfundzwanzig Jahren, jenem Alter, wo ein Theil Frauen erst ihren eigentlichen Glanzpunkt erreichen, wo ihre Formen nach einer langsamen Entwicklung die Rundung und Elastizität angenommen haben, welche das Edle eines ausgezeichneten Wuchses erhöhen, und wo ihr innerer Mensch in gleichem Maaße mit dem äußern zu einer herrlichen Vollkommenheit herangereift ist. Ueber diesem feingezeichneten Gesichte lag ein so heller und durchsichtiger Rosenschimmer, daß man unter ihm den klaren Spiegel der Seele selbst zu entdecken meinte. In jeder Bewegung lag ein Reiz, und das Lächeln, womit sie ihre Gäste begrüßte, zeigte die lieblichste Mischung von Freude und Verwirrung.

„Liebe Hedwig, kennst Du meinen Bruder noch?" fragte Virginie, als sie Alle in den Saal gekommen waren.

„Kaum," erwiederte sie, und noch einmal haftete ihr Blick an Richards Gestalt. „Kapitän E—brand ist in der That" . . .

„Eben so verändert, meine Gnädige, wie die Zeit selbst es ist!" fiel er ein. „Bedenken Sie, daß jetzt neun Jahre zwischen dem Tage liegen, wo ich von dem sechzehnjährigen Fräulein Hedwig von D— Abschied

nahm, und dem, wo ich das Glück habe, Frau von Brude zu begrüßen. In Wahrheit, es war eine liebe und frohe Ueberraschung für mich!“

Diese Worte wurden in einem offenen, halb herzlichen, halb wehmüthigen Tone gesprochen. Manche Erinnerung bahnte sich einen Weg nach seinem Herzen; aber, dachte er, diese Jugendphantasien sind gewiß schon längst von dem jetzt so vollendeten Weibe vergessen, die in einem andern Verhältnisse die Rosen der Wirklichkeit aus den Dornen des Traumes emporwachsen sah.

Allein die Rosen, welche Hedwig in diesem Verhältnisse gepflückt hatte, waren dünne gesät gewesen. Doch während sie selbst ihre Gäste nach dem wartenden Mittagsmahle führt, wollen wir schleunigst zurückeilen und nachsehen, ob „das Birkenlaub seither jemals wieder aus dem Glase kam.“

Einunddreißigstes Kapitel.

Ueber das Herz der sechzehnjährigen Hedwig lag eine Zeit nach Richards letztem Wiedersehen ein Trauertuch ausgebreitet. Ihr Tagebuch freute sie nicht mehr; denn jedes Mal, wenn sie die Stelle durchging, wo sie unterbrochen worden war, als der Wagen des Obersten an den Hof fuhr, erinnerte es sie bitter daran, daß eine Hoffnung für sie da gewesen, ihr Laub einzubringen und es noch einmal frisch und grünend zu sehen. Diese Hoffnung war jetzt nicht mehr da, wollte nach Jahr und Tag nicht wieder kommen, und deßhalb war Hedwig tief in ihr warmes Herz hinein betrübt, und dachte, wie es auf der letzten Zeile im Tagebuch hieß:

„Das arme Laub wird jetzt wohl das ganze lange Leben hindurch im Wasser stehen müssen! Es wird wohl nie mehr durch eigenen Saft wachsen!“

Die Nachricht von Isabellens Tode hatte einen starken und wunderbaren Eindruck auf Hedwigs Gefühle gemacht. Sie trauerte um die Schöne und Edle, von

deren Hochsinn und Muth Virginie so beredt schrieb; aber sie beneidete sie doch auch zugleich, daß sie hingegangen war, so sehr betrauert von dem, für welchen Hedwig mit Freuden gestorben wäre, wenn er sie geliebt hätte, und für welchen sie auch ohne dieses Glück weit lieber sterben, als in dem langen bleischweren Leben verharren wollte, wo es keine Rosen und keine Freuden mehr für sie gab.

Aber da kam bisweilen „ein Vögelchen, so schön und grün,“ und hakte mit seinem Schnabel an das Fenster des Herzens. „Was willst Du?“ sagte Hedwig. „Dich trösten und Dir Muth schenken!“ Jetzt vielleicht, wo er frei ist, wenn er ausgetrauert hat, denkt er an . . . Hedwig erröthete tief, ihr feines Gefühl, ihr jungfräulicher Stolz verbot ihr auf die Schlußworte zu hören; aber den kleinen trügerischen Vogel ließ sie doch hinein, und gab ihm Wohnung und Schutz, und ließ ihn jeden Tag den halben Satz wiederholen.

Aber ach, bald kamen neue Zeitungen von Virginien. Sie erzählten, daß Richard weit fortgereist sey, und erst in einigen Jahren wiederkehren werde. Hedwig wollte nun ihren gefährlichen Gast verjagen, da sie ihn nicht weiter beherbergen zu dürfen glaubte; aber noch einmal bettelte sich das Vögelchen an. „Wenn er zurückgekommen ist, dann ist Vieles anders, dann wird er kommen und seine alten Freunde begrüßen, und dann — dann“ . . .

So lautete es zwei lange Jahre hindurch; da schrieb Virginie, daß ihr Liebling gesund an Leib und Seele, als ein anderer Mensch wiedergekommen sey. Wie klopfte nicht bei dieser Nachricht Hedwigs Herz! Aber Tage, Wochen, Monate, ja das ganze Jahr verging, und nichts ließ sich hören. Da öffnete Hedwig unter stillen Thränen die geheime Kammer in ihrem Herzen, ließ den trügerischen Vogel hinaus, und verbot ihm, sich jemals wieder zu zeigen. Mit einem Blicke

voll Kummers, daß er seine schöne, warme Heimath verlassen mußte, ging der betrübte Gast fort, um sich eine andere Wohnung zu suchen; aber außen vor dem Fenster sang er eine Abschiedsklage, worin es hieß: „Du hast den einzigen Freund fortgewiesen, den Du hattest; mit mir verlierst Du Alles, und manche Stunde lang, wo Du in der Einsamkeit mich zurückwünschest, wirst Du vergebens wünschen. Wir sagen einander ein langes Lebewohl!"

Er flatterte fort, und als Hedwig ihre letzten Thränen um ihren geliebten treuen Freund vergessen hatte, weinte sie nicht mehr, sondern wurde ruhig und stille, und es ward ihr besser zu Muthe, als es seit langer Zeit gewesen war; denn mit der „Hoffnung" war auch der letzte Faden in den heimlichen Träumen der Phantasie zerrissen.

Drei Jahre waren seit dem Abend verflossen, wo Hedwig im Uebermaß ihrer Gefühle mit dem jungen noch so kindischen Gemüthe, das durch den unseligen Walzer aufgeregt war, auf der Moosbank im Garten gelegen, und ihren Schmerz ausgeweint hatte. Da kam eines Tages, gerade als sie wieder auf derselben Bank saß und in schamhafter Angst mißbilligend jene Scene wieder durchging, ein Bote von ihrem Vater, und dieser Bote war ihr alter lieber Freund, Brandler, er, der nunmehr beinahe das ganze Jahr in Mörkedal zubrachte, und wenn nicht ein Vertrauter ihres langen Schmerzes, so doch ein Mann war, der ihr bei allen Gelegenheiten mit Trost und Rath, mit Moral und Anekdoten zu Hilfe kam, wie es die Umstände erforderten.

„So einsam, mein kleines Fräulein! das Fräulein erinnert mich gerade an die weiße Jungfrau im Mährchen, von der man erzählt, daß sie jede Nacht einen ganzen Spüllumpen voll Thränen weinte, womit sie dann Morgens... Doch ich sehe, das Fräulein wird ungeduldig! Wir wollen es also seyn lassen; vielleicht

habe ich die Geschichte schon früher einmal erzählt, ein Fehler, der dem besten Mährchenerzähler geschehen kann. Aber jetzt habe ich, hol' mich Dieser und Jener — meint nicht das Fräulein, daß „Dieser und Jener" besser klingt als sieben Millionen Granaten? — etwas Anderes anzubringen als ein lumpiges Mährchen. Kurz und gut, das kleine Fräulein hat einen Freier!"

„Einen Freier?" Woher kam es wohl, daß Hedwigs Wangen in klarer kirschrother Farbe glühten? „Wirklich?"

„Ja, wirklich, es ist ein anständiger Mann mit Haus und Hof, und noch etwas darüber, glaube ich, wenn es darauf ankommen sollte."

„Sollte ich ihn vielleicht näher kennen — ich meine, ob ich ihn vielleicht . . . schon vor langer Zeit — einmal gesehen habe?"

„Ja wohl, ja wohl, wenn das Fräulein kein gar zu schlechtes Gedächtniß hat!"

Ein Seufzer, ein bebender Seufzer, voll reicher Ahnung von Lust und Schmerz, entfuhr Hedwigs Brust.

Der Kapitän betrachtete sie einige Augenblicke lang mit zusammengezogenen Augenbraunen; dann sagte er: „Das Fräulein hatte fast zur nämlichen Zeit mehrere Bekanntschaften, die seitdem nicht mehr hier waren, und deßwegen wäre es nicht unmöglich, daß das Fräulein falsch rathen könnte."

Bei diesen Worten, die gewiß nicht ohne Bedeutung gesagt wurden, obgleich der Kapitän sie in seinem gewöhnlichen sorglosen Tone aussprach, schlug Hedwig ihre schönen Augen zu dem Freunde empor, der gewiß ihre Bewegung verstand, so viel es sie auch kostete, dieß zu gestehen; und dieser einzige Blick ließ ihre Hoffnung wieder in Staub sinken. Blässe folgte auf die Röthe.

„Wer ist es?" sprach sie mit erkünstelter Ruhe. Die dreijährige Erfahrung war eine theure Lehrmeisterin

für Hedwig gewesen. Jetzt konnte sie ein wenig für den Hausbedarf lügen, obschon es nie recht gehen wollte.

„Ist das Fräulein auf jeden Namen vorbereitet, den ich nennen kann? Ohne Zweifel wird es der General, der mich hergesandt hat, um das Fräulein zu ihm zu rufen, nicht mißdeuten, wenn ich durch ein kleines Vertrauen zum voraus dem Fräulein Zeit gebe, sich zu erholen, und die Sache von der besten Seite anzusehen; denn aufrichtig gesagt, ich glaube nicht, daß das Fräulein der Unannehmlichkeit ausweichen kann."

„Den Namen, den Namen — seyn Sie nicht so weitläufig!"

„Ei, ei, ei, nicht so ungeduldig, meine kleine Gnädige! Wir werden noch Zeit genug haben, um dieß zu erfahren, meine ich. Uebrigens ist es der Kammerherr v. Brude, der, mit Ausnahme einer einzigen kleinen Abschweifung, dem Fräulein beständig treu blieb, und jetzt in einem Briefe an den General um die Erlaubniß bittet, sich persönlich einfinden zu dürfen, um ihm das Fräulein abzunehmen."

Auf Alles vorbereitet, wie sie nun war, zeigte Hedwig weder Erstaunen noch Betrübniß. Innig hätte sie gewünscht, ihr ganzes Leben einsam mit ihren Träumen zubringen zu dürfen, wenn ihr nichts besser geboten würde; aber sie glaubte kein Recht zu haben, eine solche Freiheit zu begehren. Schon mehrere Jahre lang hatte sie die Geduld ihres Vaters durch Zurückweisen einiger vortheilhafter Anerbieten auf die Probe gestellt; jetzt, wo sein alter Lieblingsgedanke endlich verwirklicht wurde, war wenig Hoffnung auf Ausflüchte vorhanden.

Und warum auch solche suchen? Sie fühlte keinen Widerwillen mehr vor v. Brude. Er war ihr nur gleichgültig, wie jeder andere Mann, den Einzigen ausgenommen, an den sie nicht denken sollte. Dieser Mann, welcher wußte, daß sie ihn liebte, und doch nicht kam, verachtete sie gewiß, und einmal war es doch Zeit zu

zeigen, daß sie nicht, wie er möglicherweise hätte glauben können, auf ihn wartete.

Arme Hedwig! Sie versuchte keinen Widerstand. Es war gut, wenn sie sich so der letzten Möglichkeit einer Hoffnung beraubte; vielleicht wurde es dann besser.

Nach einer dreimonatlichen Verlobung vermählte sie sich. Der General fühlte sich glücklich, der neue Ehemann war entzückt, und Fräulein Gunilla lächelte und flüsterte frohe Prophezeiungen für die Zukunft. Aber der Kapitän hustete und sagte: „Hm, hm!“ wenn man von dem heitern Aussehen der jungen Frau sprach. Hedwig selbst hustete weder, noch sagte sie: „Hm, hm! Aber sie fühlte tief im Herzen, was die heitere Außenseite sie kostete.

Ihre Ehestandsgeschichte ward die allergewöhnlichste. Herr v. Brude hatte zu wenig Schlimmes und zu wenig Gutes in sich, um für seine Frau etwas Anderes zu werden, als ein langsames schmerzhaftes Zahnweh, jedoch ohne alle Zusätze von nervöser Reizbarkeit; denn seine Laune war Gott sey Dank die friedlichste im Hause. Er verlangte nur erstens eine beständige Aufmerksamkeit, nicht gerade auf seine Bequemlichkeit, sondern mehr auf all die besondern Redeübungen, womit er seine junge Frau in Erstaunen zu setzen beliebte. Zunächst liebte er es, wenn er nicht unterbrochen wurde. Und Hedwig war in diesen beiden Fällen so gehorsam und liebenswürdig, wie eine Frau nur seyn konnte. Sie war unabläßig aufmerksam auf ihre Pflichten; und dieß war ja das Geringste, was sie thun konnte, da sie ihre Liebe nicht zu geben vermochte, welche beiläufig gesagt, der Kammerherr nicht vermißte, denn nach solcher Weise die Dinge zu betrachten, war er, wenn auch nicht angebetet, so doch unendlich geschätzt und geliebt von seiner Frau.

Der General und das alte Fräulein Gunilla wurden beide zu ihren Vätern versammelt, in der frohen Ueberzeugung, daß ihre Hedwig eine der glücklichsten Frauen sey? Sie sagte auch nie das Gegentheil; und

später, als ihre Schönheit sich mit erstaunlichem Reichthum entwickelte, und sie sich gefeiert und angebetet sah von einer Menge junger Männer, die um die Gunst eines Blicks, eines Lächelns stritten, ja, die sogar ihre Pfeile auf das Herz selbst richteten, da fand sie zum ersten Male in ihrem Leben, daß es doch auch seine Reize habe, einen solchen Szepter zu führen. Aber Hedwig führte ihn vorsichtig. Bei Allem was sie that, sah und hörte, blieb das Herz leer; und obgleich die Rosen sogar frischer als vorher auf ihren feinen Wangen blühten, so war doch ihr ganzes inneres Leben sehr arm an Rosen.

Hie und da nahte das Gerücht von Richard und dem thätigen, männlichen Leben, das er jetzt führte, ihrem Ohre. Um keinen Preis hätte sie offen seinen Namen aussprechen können; aber auf feinen Umwegen, in denen sie jetzt nicht mehr unbewandert war, spürte sie mehrere kostbare Nachrichten aus, und sammelte sie in ihrer Brust; und hoch klopfte jedesmal ihr Herz, wenn sie die Bekräftigung des Umstandes erhielt, daß er noch unvermählt lebe. Obwohl selbst von jeder Hoffnung geschieden, kam es ihr doch in schwächeren Augenblicken vor, als habe sie ein Recht auf einen kleinen Theil seines Herzens besessen; und schrecklich bitter wäre ihr die Gewißheit gewesen, daß er jetzt Isabellens Andenken untreu geworden sey. Von einer Verwirklichung dieser Befürchtung hörte man jedoch nichts; und Jahre kamen und gingen, ohne daß der Zufall sie zusammenführen wollte.

Nach einer vierjährigen kinderlosen Ehe sah sich Hedwig schnell von den, wenn nicht gerade drückenden, so doch schweren Fesseln befreit.

Herr v. Brude, erhitzt von Wein und einem zu reichlich eingenommenen Mittagsmahle, so wie einem zu starken Gebrauch seiner Sprachwerkzeuge, hatte sich auf dem Heimweg von einem durch ihn selbst veranstalteten Mittagessen in einem der um Stockholm liegenden Wirths-

häuser erkältet, und diese Erkältung, obschon im Anfang nicht bösartig, stieg doch durch mehrere von ihm begangene ähnliche Unvorsichtigkeiten zu einer solchen Höhe, daß er seine Lieblingsgenüsse mit dem Verluste seines Lebens bezahlen mußte.

Hedwigs erster Gedanke, als es ihr in dieser neuen Lage recht möglich war zu denken, war, sich für immer von Stockholm zu trennen, und in Mörkedal niederzulassen. Sie weihte dem Andenken ihres Mannes jene natürliche Trauer, die in jeder edleren Frauenbrust entsteht, wenn ein Band dieser Art bricht. Es ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ein „anständiger" Schmerz, der weder ausbleiben kann, noch darf; aber er tröstet sich selbst — uud geht vorüber.

Man kann von Hedwig nicht sagen, daß sie in dieser Beziehung weiter ging, als sie mußte. Nein, das was sie fühlte, war nicht tief, aber sie fühlte doch etwas; denn ihr Gatte hatte nie mit einem harten Worte ihr Leben verbittert. Doch war es ein süßes Bewußtseyn für sie, daß sie ohne Selbstvorwurf alle ihre Gedanken wieder den alten Gegenständen zuwenden konnte, und darum war ihr das einsame Mörkedal theurer als jeder andere Fleck auf der Welt. Ein geheimes Gefühl bewog sie jedoch, als sie sich so vieles Anderen entäußerte, das kleine Landhaus am Thiergarten beizubehalten. Wenn sie es nicht selbst bewohnen sollte, so könnte sie es ja vermiethen; und kurz, es war auf alle Fälle gut, auch hier eine kleine Heimath zu besitzen.

Im Herbste kehrte Hedwig wieder nach ihrem alten lieben Mörkedal zurück. Der General und Tante Gunilla waren beide schon vor Jahr und Tag zur Ruhe gegangen, aber ein treuer Freund verkürzte die Winterabende der so einsam lebenden jungen Wittwe. Es war Kapitän Brandler, der Gottlob seine erschöpften Anekdotenkräfte wieder neu belebt hatte, und überdieß durch den täglichen Umgang mit einem liebenswürdigen und ge-

bildeten Weibe immer weniger herb und ungeschliffen wurde.

Mit dem neuen Jahre nahm der Reichstag seinen Anfang, und bald darauf las Hedwig in den Zeitungen von einem Namen, den sie nie und nirgends ohne jenes verrätherische Herzklopfen sehen konnte, welches die höchste Theilnahme kund gibt. Die Zeitungen mit ihren langen Abhandlungen, welche sie früher, wo sie das Vorleseramt bei ihrem Vater versah, in sich hinein gähnte, ohne ein einziges Wort zu verstehen, wurden jetzt mit der größten Aufmerksamkeit durchgegangen, und sie wurden nicht nur überflogen, sie bildeten ihren angenehmsten Zeitvertreib: vor ihnen wurde jede andere Lektüre zurückgesetzt, und einige Lieblingsautoren waren nicht mehr zu sehen, wenn das Postpaket anlangte.

Als der Frühling kam, begann sie zu finden, daß die Luft in Mörkedal nicht so recht sommerlich sey. Wie anders mußte es jetzt nicht in den herrlichen Hainen des Thiergartens seyn! Dahin sehnte sie sich, dahin wollte sie, und dahin kehrte sie auch mit den Sommervögeln zurück.

Und jetzt zum ersten Male seit acht langen Jahren, waren sie einander so nahe, daß nur eine Viertelstunde Wegs sie trennte. Aber war auch dieses ihr geheimes Ziel erreicht, so hegte sie doch weder einen Gedanken noch einen Wunsch, durch irgend eine Veranstaltung den Dingen auf die Bahn zu helfen. Im Gegentheile, obschon ihre innige und unschuldsvolle Flamme ebenso rein und hell brannte, wie damals, wo sie im sechzehnten Jahre „das zarte Birkenlaub ins Glas" setzte, herrschte jetzt doch die edelste feine Weiblichkeit und ein Gleichgewicht der Gefühle vor, das jede Schwachheit strafend zurückwies und sie sogar die Möglichkeit eines unvermutheten Wiedersehens fürchten ließ.

Aber, selbst ungesehen, ihn sehen, das konnte und wollte sie sich nicht verweigern, und deßhalb war es ihre erste Sorge, sich eine Eintrittskarte auf die Gallerie des

Ritterhauses *) zu verschaffen, wo sie hinter ein Paar andere Damen von ihrer Bekanntschaft versteckt, ihn wiedersah, ihn hörte, und dieser doppelte Eindruck erschütterte sie so sehr, daß sie beinahe die Besinnung verlor. Es war nicht der lebensvolle, schöne Jüngling. ihr erster Traum; es war ein weit schönerer, edlerer Mann und wie wohllautend, wie tief und voll war nicht seine Stimme! Hedwigs Herz wollte vor Freude und Wehmuth brechen. Sie genoß seine Ehre mit, sie fühlte mit ihm und lebte in seinem Geiste; aber ach, dieser Geist sollte nie den ihrigen suchen! Sie weinte stille.

Mehrmals, aber stets unter dem Schutze ihres Nastuchs oder verborgen durch die Dienstfertigkeit, womit sich zwei breitschulterige Nachbarn vorwärts lehnten und ihr nur eine ganz kleine Lücke ließen, sah und genoß Hedwig auf diese Art. Gleichwohl ließ sie sich's stets angelegen seyn, frühzeitig wieder fort zu kommen; denn mit jedem Male, daß sie ihn sah, wuchs ihre Furcht ihm zu begegnen, eine Begegnung, die ihn unwillkürlich an ihre ungereimte kindische Schwachheit erinnern müßte.

Ein Mal waren sie jedoch nahe daran, auf einander zu stoßen. Es war eines Abends. als Hedwig, die sehr für die hohen Erinnerungen der Ritterholmskirche eingenommen war, unter den Reliquien derselben herumwanderte. Ihre Gesellschaft hatte sich etwes entfernt, und während sie mit tiefer Ehrerbietung ihren Blick von den siegesreichen Fahnen nach den Rüstungen der Helden kehrte, die in so heißen Kämpfen mit gewesen waren, gewahrte sie eine Person, welche mit langsamen Schritten aus einem der Grabchore kam. Im ersten Moment erkannte sie ihn, und von Angst und der Furcht gesehen zu werden, überwältigt, verbarg sie ihr Gesicht so gut es sich thun ließ, und stand ganz unbeweglich, bis er vor-

---

*) Wir entlehnen hier zu Hedwigs Gunsten eine Freiheit, welche den Nicht-Mitgliedern des Ritterhauses nicht in der letzten Zeit bewilligt wurde.

über passirt war. Dann aber ward sie von Reue und Unruhe erfaßt. Wie kindisch, wie beinahe lächerlich hatte sie sich nicht benommen! Es war ihr jedoch unmöglich gewesen, bei dieser Gelegenheit anders zu handeln. Aber sie machte sich den Vorwurf, daß sie eine so natürliche Gelegenheit, um ihre Bekanntschaft wieder anzuknüpfen unbenützt habe vorübergehen lassen. Gewiß käme sie nie mehr wieder.

Aber sie war nahe.

Ein Paar Tage nach dem Besuche in der Ritterholmskirche traf Hedwig ganz unvermuthet, als sie über den Blasiusholm ging, eine alte, innig geliebte Bekannte, nämlich die Gräfin Virginie von M—. Die beiden jungen Frauen, die einander seit ihren Mädchenjahren nicht mehr gesehen hatten, wären einander beinahe mit Hintansetzung aller Etikette, und nur den frischen Gefühlen gehorchend, die sie vom Lande mit gebracht hatten, mitten auf der Straße in die Arme geflogen; und mit Mühe beschränkte sich diese Begierde auf einen warmen Handdruck und eine Umarmung der Blicke. Virginie wollte Hedwig sogleich bereden, mit ihr nach Hause in ihre Wohnung zu gehen; aber dieß wollte Hedwig nicht. Und da es noch einige Stunden bis zum Mittagessen und der Heimkunft ihres Mannes war, schickte Virginie den Bedienten mit Karten an die Damen, welche sie hatte besuchen wollen, und begleitete dafür ihre Freundin auf dem nach dem Thiergarten abgehenden Boote. In Hedwigs kleiner reizender Behausung brachten sie sodann ein Paar Stunden der innigsten Lust zu. Sie hatten einander so Vieles, so gar Vieles mitzutheilen. Richards Name wurde im Vorbeigehen öfters von Virginien erwähnt; aber da sich Hedwig nie auf diesen Gegenstand einlassen wollte — die arme Hedwig fühlte bei sich, daß es ihr an Selbstbeherrschung fehle, um mit der Schwester des Mannes, den sie liebte, von ihm zu sprechen — begann die Gräfin M— über Mancherlei hin und her zu denken, das schon früher ihre Aufmerksamkeit erregt

hatte, und in ihrem lebhaften Geiste entstanden allerhand Ideen, die ihre Freundin glücklicherweise nicht ahnte.

Als Hedwig Virginien und ihren Gemahl auf den nächsten Tag zum Essen einlud, wurde beiderseits kein Wort von Richard gesprochen.

Wir haben aber bereits gesehen, was Virginie auf eigene Faust unternahm. Und jetzt kehren wir zu unserer kleinen Gesellschaft zurück, die nach eingenommenem Mittagsmahle und Kaffee sich auf ein Paar Bänken außen vor dem Portale niedergelassen hat. Die Unterhaltung scheint sehr belebt zu seyn. In Hedwigs Augen leuchtet eine süße und schöne Freude. Kapitän E—brands Aufmerksamkeit gegen seine junge Wirthin ist eben so fein als achtungsvoll. Hedwig erkennt an dieser Aufmerksamkeit, daß sie nicht mehr sechzehn Jahre alt ist.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

„Gibt es wohl einen schöneren Fleck auf der Erde als den Thiergarten?" sagte Virginie, als sie am Abend von der Schiffbrücke aus den letztern überschauten, und sahen, wie sich der Mond in die von Bellman besungene herrliche Brunnenbai senkte, jene klare, blaue Fläche, die alles Schöne umher in ihren Spiegel aufnahm, und der Mond goß seinen Verklärungsschein über jede Gruppe, besonders über Hedwigs schönes Gesicht und ihre ganze reizende Gestalt, wie sie da stand und sich über das Geländer hinlehnte.

„Ja," sprach der Graf, „unläugbar ist der Thiergarten eine schöne Himmelsgabe; aber ich gehe doch lieber in Drottningholms buschigen und denkwürdigen Alleen spazieren. Du hast Drottningholm noch nicht gesehen, Virginchen! Wir waren bis jetzt jeden Tag so beschäftigt; aber laß sehen, wann wir frei haben . . . am Mittwoch zum Beispiel? Falls Frau von Brude uns mit ihrer

Gesellschaft beehren wollte, könnten wir da eine Parthie hin machen?"

„Ach, das wird herrlich!" rief Virginie vergnügt. „Du begleitest uns doch ganz gewiß, liebe Hedwig?"

Richard sagte nichts; aber in dem schnellen Strahl, der aus seinem Auge zu Hedwig flog, meinte sie einen freundlich fragenden Ausdruck zu gewahren.

„Es wird mir ein herzliches Vergnügen machen!" antwortete sie, mit einer verbindlichen Verbeugung ihres lieblichen Kopfes.

„Und Richard, das sehe ich ihm an," fuhr Virginie in einem leichten scherzenden Tone fort; „bittet Dich auf das Ehrerbietigste, Dich entweder zu Wagen, zu Schiff, zu Pferd oder zu Fuß abholen zu dürfen; denn Du mußt wissen, daß er noch immer keine geringe Portion von der ritterlichen Artigkeit und dem ‚guten Tone' besitzt, den der selige Onkel ihm einpflanzte."

„Du kommst mir zuvor," fiel Richard ein, und wandte sich mit einer artigen und vielsagenden Verbeugung zu Hedwig.

„Ach, ich fürchte, es wird Sie zu sehr belästigen!" stammelte Hedwig und wandte sich zur Seite.

„Ein Korb also?" sagte Richard, und sein Ton war nicht ganz gleichgültig. „Ehedem," dachte er, „würde sie das nicht gethan haben!" Er sah in Hedwigs Blödigkeit etwas Anderes, als wirklich darin lag, nämlich einen Wunsch, ihm den Unterschied zwischen Damals und Jetzt zu zeigen.

„Wie so, ein Korb?" vermittelte Virginie. „Hedwig antwortete ja, wie wir Frauenzimmer immer thun, wenn wir nicht gerne Ja oder Nein sagen; und Du, Richard, thust wohl am besten daran, wenn Du durch die That beweisest, daß die Last nicht so groß ist."

„Ja, falls nicht". . . . Hedwig wandte ihr erröthendes Gesicht gegen ihn, und beim Anblick dieser Röthe verschwand Richards unangenehme Empfindung, und er fühlte, wie seine eigene Wange glühte. „Ich darf also?"

sagte er freudig. „Die nächste Frage ist jetzt, welchem von Virginiens Plänen Sie den Vorzug geben?"

„Ich glaube, es wird am besten seyn, wir wählen das Boot?" Hedwig zog dieses Fortschaffungsmittel vor, weil dadurch ein Tête=à=Tète im Wagen und eine vielleicht noch gefährlichere Promenade vermieden wurde.

„Im Boote!" wiederholte er in einem Tone, der Zufriedenheit ausdrückte; und nun war Alles entschieden und abgemacht.

Auf dem Heimweg war Richard weniger gesprächig als gewöhnlich; aber die Andern thaten, als merkten sie es nicht, und er selbst merkte es ebenfalls nicht, denn seine Gedanken waren ganz in die Erinnerung an den Abend im Garten von Mörkedal versenkt, wobei er mehr fand als er suchte Es kam ihm jetzt unbegreiflich, ja ganz wunderbar vor, daß die Erinnerung an dieses liebliche junge Wesen, obwohl sie nicht ganz erbleicht war, ihn doch seit seiner letzten Rückkehr ins Vaterland nicht mehr beschäftigt hatte. Er hatte ja erst dann und kaum an sie gedacht, als er von ihrer Heirath hörte, und nachher war sie wieder vergessen worden, bis ihn die Neuigkeit von ihrem Wittwenstande und ihrem Zug nach Mörkedal traf. Da dachte er wohl oft an das kindlich=süße und anziehende Bild, das von der Vergangenheit her noch in seinem Gedächtnisse stand; aber etwas Weiteres wurde aus den Gedanken nicht, denn in Mörkedal wollte er sie nicht besuchen, wenn sie erst so kürzlich Wittwe geworden war: es hätte Veranlassung zu Schwätzereien geben können, die er um ihretwillen lieber vermied.

Aber jetzt, jetzt hatte er sie wiedergesehen, ihre Schönheit, ihr Verstand und ihre Grazie waren entwickelt; denn wenn er nicht selbst mit ihr sprach — wobei er gewöhnlich nur kurze Antworten bekam — sondern ihr zuhorchte, wenn sie sich in ein Gespräch mit seinem Schwager einließ, hörte er daraus, daß ihre Bildung und ihre Feinheit im Umgang trotz all ihrer Schüchternheit von ungewöhnlichem Umfange waren. Und obgleich

sie auch als vollreifes Weib in ihrem Wesen einen großen Theil jener unschuldigen, kindlichen Süßigkeit hatte, die das sechzehnjährige Mädchen auszeichnete, so kleidete sie doch dieses Getreubleiben ihrer Jugendlichkeit unendlich gut. Sie war dieselbe Hedwig wie ehemals und doch zugleich auch eine Andere, unaussprechlich liebenswürdigere und weit blendendere; und darum verschwand auch ihr Bild in dem matten Lichte der Erinnerung nicht, sondern stand strahlend in all der Beleuchtung da, die sie selbst gewünscht haben konnte.

Richard schlief diese Nacht nicht recht gut. Er war weit entfernt, sich offen zu gestehen, daß Hedwigs Wiedersehen einen starken Eindruck auf ihn gemacht habe. Sein Herz, das zehn Jahre lang die Treue bewahrt hatte, wollte nicht gerne ein fremdes Bild aufnehmen; aber die Phantasie ist in dergleichen Fällen ein kühner Unterhändler. Er verwun erte sich, als er sich auf gar seltsamen Gedanken und Gefühlen ertappte, die er für immer in Ruhe glaubte; und so ergriff ihn eine weiche, schwermüthige Gemüthsstimmung. Richard trauerte darüber, daß es überhaupt möglich war, zu vergessen. In diesem Gedanken lag etwas Zurückschreckendes, Unheiliges; und dennoch, trotz Allem, was er darüber sagte, wollte ihn Hedwigs zauberisches Bild nicht verlassen. Seine Brust athmete tief nach Luft.. Eine drückende Ahnung lag auf ihm.

Und Hedwig, schlief wohl sie diese Nacht? Nein, sie lebte mit tausend neuen Pulsschläg n. Das Vögelchen, das sich so lange Zeit nicht hatte hören lassen, klopfte jetzt fröhlich an, und wurde beim ersten Schlage eingelassen. Dann halfen sie einander wachende, schöne Träume zu träumen.

Der Mittwoch kam; aber zwischen ihm und dem Montag — am Montag war es gewes:n, wo Hedwig ihre Gäste gehabt hatte — liegt noch ein Tag. und an diesem hatte Virginien selbst ihre Freundin zu sich geholt. In ihrer Gesellschaft hatte Richard, mit jeder

Stunde mehr bezaubert, den Abend zugebracht, und ein Abend in stiller, ungebundener Freiheit gibt den Gefühlen einen großen Raum, auf dem sie sich üben können. Jetzt war es Mittwoch. Am sonnenhellen Morgen fuhr Richard nach dem Thiergarten hinüber. Während der schaukelnden Fahrt, wo er im Boote am Ruder saß und seine Betrachtungen anstellte, ward er bisweilen von einer Unruhe überfallen, wie sie gewöhnlich dem Gedanken an eine Handlung vorausgeht, die wir selbst nicht billigen. Es lag in Richard kein Vorsatz, den Einfluß der heimlichen Macht, die ihn zu umgarnen begann, aufzusuchen, noch ihm auszuweichen. Er empfand nur eine Art stechendes Gefühl, welches durchaus nicht das der Beseligung war, da er immer deutlicher merkte, daß sie, die lange Jahre hindurch selten in seine Gedanken gekommen war, jetzt sich nicht mehr daraus fortweisen ließ, und daß er selbst weder Neigung noch Kraft besaß, um das schöne, freundliche Bild zu verjagen.

Merkwürdig war es jedoch, daß, während er sich mit Selbstvorwürfen darüber bestmöglichst plagte, mit so großem Vergnügen in Virginiens Plan in Betreff des Abholens eingegangen zu seyn, er doch zugleich von der gräßlichsten Ungeduld gequält ward. Die Ruder der flinken Schifferweiber schienen ihm langsamer zu gehen, als wenn das Boot durch Schildkröten gezogen wurde, und er war ordentlich auf dem Wege böse zu werden, wenn die barschen Damen zu verstehen gaben, daß seine eigene Art das Boot zu steuern es sey, was den Aufenthalt mache; „sie haben noch nie ein so tolles Steuern gesehen, und der Henker möge sich da Mühe geben, wenn man gerade der Hölle zusteuern . . .“ und Anderes mehr von derselben angenehmen Art.

Endlich schimmerte die Brücke hervor. Mit ein Paar schnellen Schritten war Richard oben, und da Hedwigs Wohnung nicht weit entfernt lag, so stand er bald an den Glasthüren, die zum Saale führten. Aber sein Blick verdüsterte sich ein wenig, als er anstatt der jungen

Wirthin selbst, nur eine ältliche Jungfer gewahrte, die, wie er Anfangs meinte, damit beschäftigt war, das Kaffeeservice fortzunehmen. Bei näherer Beobachtung fand er jedoch das Gegentheil; sie stellte es für zwei Personen in Ordnung, und sagte, indem sie hinausging: „Die gnädige Frau kommt sogleich.“

„Gut,“ dachte Richard; „heute will sie mich gewiß wie einen alten Freund empfangen!“ Er besah seine Person flüchtig im Spiegel, und meinte, die Wärme müsse seine Wangen so glühend gemacht haben, obgleich er nicht sonderlich weit gegangen war. Aber der Tag war so heiß, was würde man nicht noch auszustehen haben, wenn man jetzt heißen Kaffee tränke! Er legte das Haar ein wenig in Ordnung, zog den Kragen an seinem schönen Uniformsrock herauf, und setzte sich dann an das Fenster, wo er mit der Arbeit spielte, welche Hedwig dagelassen hatte.

So leicht und unsicher die Schritte auch waren, die sich jetzt näherten, so wurden sie doch von Richard sehr deutlich vernommen. Hedwig trat ein und begrüßte ihn mit einem leisen: „Willkommen!“

Richard ging ihr entgegen und reichte ihr mit der ehemaligen Freiheit die Hand; aber Hedwig berührte sie so flüchtig, daß er erröthend seine eigene Hand wieder herabsinken ließ. Die alte Zeit war nun doch wohl, trotz dem Kaffeservice, unwiederbringlich dahin.

„Ich habe noch nicht Kaffee getrunken!“ Und einen halben, einladenden Blick zu ihrem Gaste hinüber sendend, nahm sie selbst vor dem Tische Platz. Richard setzte sich nicht neben sie auf den Sopha, sondern zog einen Stuhl heran und ließ sich ihr gegenüber nieder.

Während sie sich mit dem Kaffee beschäftigte, konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, sie näher zu betrachten. Entweder war sie heute schöner und anziehender, als an den beiden vorhergehenden Tagen, oder lag es an ihm selbst, daß er, mit jedem neuen Wiedersehen mehr angezogen, sie heute schöner fand. Wahr-

scheinlich war Beides der Fall; aber vielleicht trug hauptsächlich der Umstand dazu bei, daß er sie heute nicht in Trauerkleidern sah, jener Tracht, die mehr an Frau v. Brude, als an Hedwig D— erinnerte. Da die Trauerzeit zu Ende ging, hatte Hedwig das schwarze Kleid gegen ein leichtes Sommergewand von weißem Mousselin vertauscht. Um ihren schönen weißen Hals war ein schwarzer, reich gestickter Schleier geworfen; aber der Schleier war dünn, und der Alabaster leuchtete nur desto weißer durch seine luftige Bedeckung, auf welcher die langen, wohl gekräuselten Locken spielten, wenn sie sich, wie eben jetzt, herabbückte. Die durchsichtige Feinheit ihres Teints bekam alle Augenblicke einen Zusatz von frischen Purpurwolken; es peinigte sie, daß sie so betrachtet wurde, welches letztere sie fühlte, wenn auch nicht sah.

„Ich glaube, wir müssen uns beeilen!"

Dieß waren die einzigen Worte, welche sie während des Kaffeetrinkens sprach; und sie ermahnten Richard, seinen Platz zu verlassen, so angenehm er auch war. Hedwig verschwand, kam jedoch bald mit Hut und Shawl zurück — und mit ihr die Jungfer mit dem Mantel.

„Also eine Gesellschafterin, eine Art Dueña?" dachte Richard. „Woher dieses scheue Ausweichen? Aber wer hätte je denken können, daß die kleine Hedwig so reizend werden könnte?"

„Ihr seyd lange ausgeblieben, meine Herrschaften!" Mit diesem freundlichen Willkomm empfing Gräfin Virginie ihre Gäste.

„Werden wir zu Lande oder zu Wasser gehen?" fragte Hedwig.

„Was, habt Ihr noch nicht einmal davon gesprochen? Hier, meine Liebe, haben wir den Wagen. Das machten wir ja gestern so aus, und dort steht mein Mann und hält seinen Arm bereit. Laßt uns jetzt gehen!"

O welch' ein Tag war das für Hedwig! Es war

recht gut, daß die Sonne Schleier und Sonnenschirm zu benützen erlaubte, als Richard ihr, bei der Wanderung durch die schönen Alleen von Drittningholm auf dem Wege nach China, den Arm bot.

„Es ist schon lange her," sagte er, indem er sich zu ihr hinabbeugte, „daß ich nicht mehr einen Tag von so unvermischter Freude wie diesen hatte. Ich will ihn zu meinen Festtagen rechnen."

„Kapitän E—brand," erwiederte Hedwig mit zitternder Stimme, „war von einem tiefen Kummer heimgesucht. Nicht zu verwundern, daß Ihr Leben seitdem freudenarm war."

„Ja," brach er aus, die Rührung mit Mühe bekämpfend, welche sich beim Anschlagen dieser Saite noch seiner ganzen Seele bemächtigte, „ja auf diesen Kummer folgten lange, freudenarme Jahre. Aber das Leben selbst, die Meinigen und die Stellung, worein ich versetzt worden bin, Alles vereinigte sich, mich zu ermahnen, daß ich jenen Gram wenigstens so weit besiegen sollte, um die Pflichten erfüllen zu können, welche mir oblagen. Anfangs ging es schwer und langsam; nachdem aber gewann ich die Thätigkeit lieb, und ihr habe ich für die reiche Wohlthat zu danken, daß ich wieder mit hoffnungsvollen Blicken in das Leben sehen kann."

Virginiens Bemerkungen beim Anblick des wunderbaren China unterbrach Richards und Hedwigs erstes vertrauliches Gespräch.

Ein Wachtmeister öffnete die Thore zu der ebenso kühnen als genialen Schöpfung einer geistreichen Königin, und mit einem Entzücken, das Virginien all die Genüsse vergessen ließ, welche ihr Stockholmer Leben ihr bisher dargeboten hatte, eilte sie von Zimmer zu Zimmer, während ihr Mann, der im Besitze all der Berichtigungen war, die sie wünschte, ihr fleißig mit Beschreibungen, Erklärungen, historischen Notizen, Anekdoten und Einfällen aufwartete, welche letztere er über und von

den Personen gesammelt hatte, die hier einmal in vertraulicheren Kreisen lebten.

Während nun der Graf und die Gräfin, er ebenso glücklich als Cicerone und Dolmetscher dienen zu können, wie sie vom Hören und Sehen, unter fortwährenden Betrachtungen immer tiefer in Louise Ulrikas Heiligthum eindrangen, und dabei mehrere Male nach denselben Zimmern zurückkehrten, nahm Hedwig, die der ewigen Promenade und Besichtigung von Dingen, welche sie schon oft gesehen hatte, müde zu werden anfing, für ein Paar Augenblicke in einem der einladenden Sophas Platz. In dem dunklen Lichte des mystischen Gemaches erschien sie Richard, der mit gekreuzten Armen an der Thüre stand, unaussprechlich herrlich. Der kleine italienische Strohhut war von selbst auf eine Seite gesunken, weßhalb die andere ihren glänzenden Locken um so mehr Freiheit gab. Sie stützte das Kinn leicht gegen die linke Hand, während sie mit dem Sonnenschirm, den sie in der rechten hielt, kleine Kreise auf dem Boden beschrieb.

„Sie sind schon müde, gnädige Frau?“ sagte Richard. Er hatte einen unüberwindlichen Abscheu davor, Frau v. Brude zu sagen.

„Nein, nicht gerade; aber wir sind in der That schon weit herumgegangen, und in China war ich so oft.“

„Und ist es wohl möglich, diese kleine, wunderbare, aus einem andern Erdtheile hergezauberte Welt jemals ohne Theilnahme betrachten zu können?“

„Ach ich bin gerade keine so große Freundin von dem Wunderbaren!“ erwiederte Hedwig, welche bei der liebenswürdigsten Verwirrung über ihre Gleichgültigkeit nicht wußte, was sie in der Schnelligkeit antworten konnte, denn diese Gleichgültigkeit empfand sie erst heute; sonst hatte sie mit stets gleich neuem Interesse die Schätze betrachtet und bewundert, die hier sowohl für den Schönheits- und Kunstsinn, als für den Gedanken eröffnet werden.

Richard betrachtete sie lange, ohne etwas zu sagen, aber in ihm stiegen frohe, kühne Gedanken empor. „Auch

ich," sagte er endlich, „war oft hier, aber doch nie mit so großem Vergnügen wie... heute!"

Hedwig schlug ihre schönen Augen empor. Kostete es, was es wollte, sie mußte sehen wie er aussah, als er dieses sagte. Ihre Kühnheit ward jedoch sogleich bestraft; sie konnte die Gluth nicht ertragen, die jetzt in seinem Blicke flammte.

Er setzte sich neben sie; aber scheu wie eine Taube verließ Hedwig ihren Platz: sie war überzeugt, daß Virginie sie schon vermißte.

„Nicht einen Augenblick wollen Sie einem alten Freunde schenken... Hedwig — ist das auch artig?" fragte er, und ließ seine Augen einen wärmeren Vorwurf aussprechen, als die Worte selbst enthielten.

Ihr Name von seinen Lippen ausgesprochen und in diesem Tone, machte Hedwig vor Wonne erzittern. Es legte sich, wie ein Nebel über ihre Augen; sie konnte keinen Gegenstand erkennen, kaum die nöthige Fassung erhalten, um den gefährlichen Platz zu verlassen. Dies war jedoch nothwendig, und mit einem beinahe flehenden Blicke zog sie seine Hand aus der seinigen und eilte schnell davon.

Seine Augen folgten ihr. „O Du treues Herz," flüsterte es in seiner Seele, wo jetzt ein fester Entschluß reifte, „Du treues, warmes Herz, Du klopfst nicht länger allein!"

Seit dieser Stunde war es Jedermann klar, was er fühlte, und was er wünschte. Aber die holde Scham in ihr schonend, welche sich verrathen ahnte und sein Mitleid befürchtete, näherte er sich nur allmählig; und erst als sie in der festen Ueberzeugung jetzt selbst geliebt zu seyn, den Blick zu seinem Auge zu erheben wagte, wo sie Alles las, was sie freuen und beglücken konnte, erst dann sprach er die wichtigen Worte aus.

„Ach," sagte Hedwig, und weinte vor Schmerz und Wonne, „Du würdest ja doch nichts Neues zu hören bekommen; deßhalb spare ich meine Antwort!"

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Noch einmal nach zehenjährigem Schweigen tönte eine muntere Tanzmusik durch Tyringsholms geräumige Säle. Es war an dem Tage, wo der Besitzer seinen Einzug mit einem prachtvollen Feste feierte, und eine junge, schöne und liebenswürdige Gattin in seine Heimath führte.

Jetzt knospeten wieder die Rosen des Lebens in Richards Herz, und als er seiner Hedwig Arm in den seinigen geschlungen, in einer einsamen Viertelstunde durch die Gemäldegallerie wandelte, und vor dem bildschönen Porträt eines jungen Weibes stehen blieb, das nicht wie die andern Damen in großer Toilette gemalt, sondern nur von den leichten Falten eines rothen Shawls umschlossen war, da drückte Richard seine junge Braut fester an sein Herz und flüsterte: „Ich weiß, ich fühle, daß sie uns segnet, und dieser Segen ist unser schönstes und bestes Hochzeitgeschenk.“

Bei diesen Worten fiel aus Hedwigs klarem Auge eine schimmernde Thräne auf die Hand ihres Gatten. „Nie,“ seufzte sie, „werde ich Dir werden, was sie war!“

„Beruhige Dich, meine theure, geliebte Hedwig! Und glaube, daß Du besser zu meiner Gattin taugtest als sie, der ich auch dort oben noch huldige; aber diese Huldigung kann vollkommen neben einer irdischen Liebe bestehen. Isabellens Geist strebte höher als nach einem stillen, einfachen Glücke wie das unsrige ist.“

Auf Hedwigs Lippen schwebte wieder ein Lächeln. „Ach,“ sprach sie in süßer Kindlichkeit, „wenn ich nur auch Isabelle hieße!“

„Das verhüte Gott!“ unterbrach sie Richard rasch. „Ich möchte keine Andere mit diesem Namen lieben, noch mehr, ich glaube gar nicht, daß ich sie lieben könnte. Sie war einzig; sogar ihr Name ist mir heilig. Jetzt kenne ich ja doch nichts, das in meinen Ohren schöner und besser klänge als Hedwig!“

Und bald walzte Hedwig wieder, und seliger als damals an Lieutenant Richards Arm, nun mit ihrem Gatten durch den festlich erleuchteten Saal; und als der Tanz zu Ende war, eilte sie zu ihrer so hochverehrten Schwiegermutter, der liebenswürdigen Majorin, hin, welche heute ein schönes Fest in ihrem Herzen feierte. Ihre Gefühle spiegelten sich in den Blicken, womit sie den Major betrachtete, wenn dieser, sich hie und da vom Spieltische losreißend, mit einem vergnügten Lächeln eine Runde durch den Tanzsaal machte, und seiner schönen Schwiegertochter das Kinn streichelte.

„Und mich vergißt die kleine Gnädige ganz?“ sagte Kapitän Brandler, der noch seine alte Freiheit genoß. „Zur Strafe sollte ich eigentlich die Geschichte einer jungen Dame erzählen, die beständig Meerrettig im Nastuch trug, und einmal um meinetwillen wein . . .“

„Der Kapitän hat mich noch gar nicht engagirt!“ fiel ihm Hedwig ins Wort, und gab ihm einen leichten schalkhaften Schlag auf die Schulter.

„Zur Strafe für eine so große Unart, befehle ich Ihnen kraft meines Amtes als Wirthin ein vollständiges Stillschweigen!“

„Hm, hm, hm! Machen Sie nur, daß immer guter Wein auf den Tisch kommt, denn der selige Oberst — Gott sey ihm gnädig — . . . nun er möge gut schlafen und ich immer etwas Edles zum trinken haben, so lange ich trinken kann!“

Der Kapitän war schon ein wenig heiter; er hatte Richard seine Beihülfe in der Wirthschaft versprochen, und überdies konnte er jetzt nicht mehr so viel ertragen, wie früher.

Klas Malchus hatte sich nicht bewegen lassen, zum Feste zu kommen. „Nein,“ schrieb er an Richard, „wenn ich auch keine so ganz klägliche Figur machen würde, wie damals, wo sie mich nöthigten, mit Deiner jetzigen jungen Gattin zu tanzen, so wäre ich doch jetzt ebenso gut als früher bei derartigen Festivitäten am unrechten

Platze. Wenn Du aber in Deinem Hause alles ins Reine gebracht hast, erwarten wir Dich bei uns!"

Und sie durften nicht lange warten.

Eines Abends, als Klas Malchus und Magister O—, Beide mit weit ausgestreckten Beinen und in einer möglichst bequemen Lage vor dem behaglichen Kaminfeuer saßen und die Kinder, auf den Knieen um das Feuer herumgelagert, Aepfel brieten, während Marie damit beschäftigt war, den Lieblingstrank des Magisters, nämlich Grog zuzubereiten, hörte man das ungewöhnliche Geräusch von läutenden Schellen, und ein paar Augenblicke darauf war die Gesellschaft durch das neuvermählte Paar verstärkt.

„Ich hoffe," sagte Richard, der wieder den Geist seiner früheren Munterkeit besaß, „daß Du die Rosenlippen meines Weibes nicht verschmähst! Ohne Komplimente, Baron Klas Malchus, Du wirst sie doch wohl nicht zum zweiten Mal abweisen?"

Der Baron, in diesem wie in den meisten andern Punkten noch ganz derselbe, wie früher, ließ taub seinen beschattenden Flor herabfallen, und wandte sich verlegen nach der andern Seite; als aber Hedwig, die einen kleinen Wink ihres Mannes recht gut verstanden hatte, das Haar schelmisch bei Seite streifte, und herzlich und gutmüthig sagte: „Nehmen Sie verlieb!" Da war kein anderer Rath, als sich zur Bekräftigung der Verwandtschaft küssen zu lassen. Aber als dieser kitzliche Kasus vorbei war, und Richard bei Marien um dieselbe Gunst angehalten hatte, welche er bei seinem eigenen Weibe Klas Malchus bewilligte, gerieth Klas in die beste Laune und schwatzte heiter und herzlich, wie er es nie früher gethan hatte. Richards Anwesenheit und die feste Ueberzeugung von ihrem beiderseitigen großen Glücke heiterten ihn so auf. Marie und Hedwig und die hübschen lustigen Kinder bildeten mit der Gruppe der Männer ein schönes Ganzes, und lustig breitete das

Kaminfeuer seinen flackernden Schimmer über so viele glückliche Wesen.

Vielleicht war Magister D —, der hier nur den Zuschauer ausmachte, nicht weniger glücklich. Es that seinem Herzen unbeschreiblich wohl, dieses herrliche Gemälde aus dem Leben zu schauen; und als sein Blick auf Klas Malchus' belebte Züge fiel, da sank etwas Gewisses in sein Groggla s.

„Und leben wir noch bis zum nächsten Reichstag," sagte später am Abend der Baron halblaut zu Richard, indem er sein Glas ergriff, „so würde ich an Deiner Stelle eine Frage in Anregung bringen, die ich für eine der wichtigsten halte."

„Welche denn?" fragte Richard neugierig; denn es war etwas sehr Merkwürdiges, Klas Malchus für eine Reichstagsfrage interessirt zu sehen.

„Die Abschaffung der Fideikommisse, diese Unnatürlichkeiten und verwünschten Verführer zu so viel Bösem! Wäre nicht ein solches in unserer Familie gewesen, so würden sich manche Verhältnisse anders entwickelt haben, und wir wären von unserem tiefsten Grame verschont geblieben. Möchte ich den Tag erleben, wo Tyringsholm die letzte Spur seines unglücklichen Privilegiums verloren hat! Wenn ich diese reichen Schätze um mich sehe" — er zeigte auf die Kinder — so danke ich Gott von ganzer Seele, daß ich das Meine gleich unter sie vertheilen kann. Wenn einmal Du eben so reich bist, wirst Du mich besser verstehen."

„Ich verstehe Dich jetzt schon," nickte Richard, indem er mit dem Freunde anstieß, „und stimme gleich warm in Deinen Wunsch ein! Wer weiß, was die Zukunft bringt!"

„Gott gebe das Beste!" fiel Klas Malchus ein. Es lebe indessen unser häusliches Glück — aber fort mit den Fideikommissen!"

Ende des fünften bis letzten Theils

Kaminfeuer seinen flackernden Schimmer über so viele glückliche Wesen.

Vielleicht war Magister O —, der hier nur den Zuschauer ausmachte, nicht weniger glücklich. Es that seinem Herzen unbeschreiblich wohl, dieses herrliche Gemälde aus dem Leben zu schauen; und als sein Blick auf Klas Malchus' belebte Züge fiel, da sank etwas Gewisses in sein Grogglas.

„Und leben wir noch bis zum nächsten Reichstag," sagte später am Abend der Baron halblaut zu Richard, indem er sein Glas ergriff, „so würde ich an Deiner Stelle eine Frage in Anregung bringen, die ich für eine der wichtigsten halte."

„Welche denn?" fragte Richard neugierig; denn es war etwas sehr Merkwürdiges, Klas Malchus für eine Reichstagsfrage interessirt zu sehen.

„Die Abschaffung der Fideikommisse, diese Unnatürlichkeiten und verwünschten Verführer zu so viel Bösem! Wäre nicht ein solches in unserer Familie gewesen, so würden sich manche Verhältnisse anders entwickelt haben, und wir wären von unserem tiefsten Grame verschont geblieben. Möchte ich den Tag erleben, wo Tyringsholm die letzte Spur seines unglücklichen Privilegiums verloren hat! Wenn ich diese reichen Schätze um mich sehe" — er zeigte auf die Kinder — so danke ich Gott von ganzer Seele, daß ich das Meine gleich unter sie vertheilen kann. Wenn einmal Du eben so reich bist, wirst Du mich besser verstehen."

„Ich verstehe Dich jetzt schon," nickte Richard, indem er mit dem Freunde anstieß, „und stimme gleich warm in Deinen Wunsch ein! Wer weiß, was die Zukunft bringt!"

„Gott gebe das Beste!" fiel Klas Malchus ein. Es lebe indessen unser häusliches Glück — aber fort mit den Fideikommissen!"

Ende des fünften bis letzten Theils

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flygare-Carlén, Emilie,

Das Fideicommiß

Bd.: 5/9

Stuttgart 1844

P.o.rel. 7513 b-1/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038707-7